

...
...
...
...
...

D.G.
28

ULB Düsseldorf



+4067 058 01

14 Bgg. 2 Bände. 154

Die Helden

und

Bürger und Bauern am Niederrhein

in den letzten sechs Jahren des vorigen
Jahrhunderts

und

unter der Fremdherrschaft.

Aus dem Munde der Augenzeugen und aus amtlichen Urkunden,
aus Briefen und Tagebüchern dargestellt

von

Montanus.

Mit einem Brustbilde und Facsimile des bergischen Helden.

Johs. Fassbender
Buchhandlung, Elberfeld.



Carl v. Lurbe

Die Helden

und

Bürger und Bauern am Niederrhein

in den letzten sechs Jahren des vorigen
Jahrhunderts

und

unter der Fremdherrschaft.

Aus dem Munde der Augenzeugen und aus amtlichen Urkunden,
aus Briefen und Tagebüchern dargestellt

von

Montanus.

Montanus v. Zirculunghis

Mit einem Brustbilde und Facsimile des bergischen Helden.

Opladen, 1870.

Verlag von Fr. Aug. Arndt.

D. Sp. G. 228
2
Bck

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

13. G. 507

Druck von Fr. Aug. Arndt in Opladen.



Vorwort.

Daß unsere Volksbildung, wenn in Nebendingen auch groß, in Hauptfachen viel zu wünschen übrig läßt, bewies unter Anderem auch die geringe Theilnahme an der neulichen Arndtfeier. Ihr Verständniß war nicht allgemein, obgleich seit 1866 das Kind geboren, dem Vater Arndt die Adventslieder gesungen hat. Es wird jedenfalls groß wachsen und erstarken. Aber die zukömmliche Wärme würde ihm leichter durch die Masern und zum rechten Gedeihen helfen. Sogar sind Viele noch so verbogen, daß sie die innere Nothwendigkeit der Thatsachen nicht begreifen wollen. Wenn auch uns Allen dabei etwas oder viel zu wünschen übrig geblieben ist, so müssen wir doch anerkennen, daß der einzig mögliche Weg eingeschlagen worden, zum einheitlichen Vaterlande zu gelangen. Da sollte doch Jeder zur Vollendung die Hand reichen. Doch wie in diesen politischen Dingen, zeigt sich der die Einheit hemmende Bildungsmangel auch auf socialem Gebiete, da es wortreichen Flassensmachern gelingen kann, große Gemeinden aufzuregen, eine zahlreiche Volksklasse auszubeuten und sie in Noth und Elend zu hegen. Auch in anderen Dingen wird geflissentlich Mißtrauen und Zwiespalt gehegt unter denen, die offenbar zusammengehören.

Wer trägt die Schuld? Wenn das Unkraut den Garten überwuchert, trägt wohl kein Anderer die Schuld als der Gärtner. Wollten sie, die dafür da sind das Volk zu belehren, den Hauptfachen mehr Wichtigkeit beilegen als gleichgültigen Nebendingen,

so würds bald besser. Gerade der Umstand, daß diese Behauptung von Vielen als ungeheuerlich verschrien werden wird, bestätigt die Wahrheit des Gesagten.

So wollte denn der Verfasser dieser Blätter in dem Einen politischen Punkte über die Nothwendigkeit allgemeiner freudiger Anerkennung der Vergrößerung Preußens als Kern und Antrieb vaterländischer Einheit eine handgreifliche Andeutung geben. Es wird drum dies Buch nicht bloß für die Bewohner des Tummelplatzes jener wilden Kriegszüge, wobei von jeder Gemeinde, ja fast von jedem Weiler und Hause des bergischen Rheinthaales Begegnungen erzählt sind, sondern für jeden Vaterlandsgenossen willkommen und dem Geschichtsfreunde um so werthvoller sein, weil hier untrügliche Quellen zur Veröffentlichung gelangen. Für die Pfalz hat Herr Domcapitular Demmling zu Speier im Jahre 1867 die dortigen Kriegsläufe dargestellt und dürfte da das eine ein allgemeiner Beleg für das andere sein. — Verfasser hat dabei die Freude, das Bild unseres bergischen Helden nach einem in dessen Familie verwahrten Oelgemälde seinen lieben Landsleuten darzureichen.

Vorbericht.

Von allen Zeitläuften, die seit vielen Jahrhunderten das Vaterland bewegten, haben keine einen tieferen Einfluß auf die Umgestaltung der Gesellschaft, auf unsere staatlichen wie auf persönliche Lebensverhältnisse, auf Bildung und Anschauungen gehabt, als die Fremdherrschaft, welche die Heimat diesseits und jenseits des Rheines heimsuchte und am Schlusse des vorigen Jahrhunderts mit dem Einbruche des republikanischen Heeres begann.

Als Verfasser dieser Blätter vor etwa fünfzig Jahren sich der Aufzeichnung des fernher Ueberlieferten unterzog und alte Leute, die Sinn dafür trugen, zu erzählen veranlaßte, war es selbstverständlich, daß die Erzähler dem, was er aus fernher Ueberlieferung zu wissen wünschte, auch eigene Erlebnisse hinzusetzten. Diese eignen Erlebnisse jener Erzähler reichen von heute über volle hundert Jahre zurück. Das aber, was Alle ohne Ausnahme am meisten betonten, was sie für das Mittheilungswürdigste hielten und wovon sie am liebsten und am ausführlichsten erzählten, das waren die Kriegsläufe aus den letzten sechs Jahren des vorigen Jahrhunderts. Weil Verfasser nun von Kind auf zum Ueberdruße davon erzählen gehört und immer wieder erzählen hörte, wenn er sein Ohr auf Anderes gerichtet hatte, so widerten ihm diese Kriegsgeschichten Anfangs wie kalter Brei, denn was alle Welt weiß, das langweilt immer wieder von Neuem anzuhören und dort zu finden, wo man Anderes gesucht. Doch mußte er, wo er Sagen und Volkslieder suchte und erwarb, auch die Erlebnisse der Erzähler mit in den Kauf nehmen. Daß des Todes kalte Hand den Mund der Erzähler schliesse, erwog er noch zur rechten Zeit. Jetzt thun den Meisten, die jene Läufe erlebt haben, die Zähne nicht mehr weh. Die es als Erwachsene mit angesehen, haben alle längst den Bissel weggelegt. „Littera scripta manet“ (Das Geschriebene aber bleibt) sagt ein altes lateinisches Sprüchwort und jetzt, da keine Erzähler dieser Erlebnisse mehr da sind, jetzt hat die Aufzeichnung aus ihrem Munde wirklichen Werth erhalten.

Man findet zwar von jenen Heerzügen der erobernden Römer viel zu lesen gedruckt, aber immer nur Kriege und Siege,

immer nur Glück oder Unglück der Heere. Wie es den Bürgern und Bauern in unserer bergischen Heimat ergangen ist, davon fand man auch nicht das kleinste Büchlein zurecht gemacht, und doch muß dies das Lehrreichste und Wissenswürdigste sein für Alle, die nicht gerade Kriegsleute sind. Zudem gewahrte der Verfasser, daß das Meiste, was man über die Kriegsfahrten und über die Zustände jener Zeit gedruckt findet, häufig ungetreu lautet und mit der Erzählung unserer Väter, die es als Augenzeugen von A bis Z mit durchgemacht, keineswegs übereinstimmt. Besonders die in Uebersetzungen vielverbreiteten Schriften, die Memoire der Generale und die Bücher und Büchelchen über den Bonapart sind durchweg voll Flunkerei. Manche Treulosigkeit ist verschwiegen, und alle Blut- und Brandflecken sind mindestens mit Schönplasterchen überklebt. Während der französischen Herrschaft unter der Republik durfte Alles, nur die nackte Wahrheit nicht gedruckt werden, und nachher gab es so viel Neues in der Welt, daß Alle an der Gegenwart genug hatten und Niemandem einfiel, aus dem Munde derer, die es erlebt, das längst Verlittene aufzuschreiben. Man hatte sich auch leider daran gewöhnt, die Ereignisse aufzufassen, wie die Herren Gewalthaber und ihre vielen Federfuchser sie darzustellen für gut fanden, und wie es gerade in ihren krausen gefünstelten Kram hineinpaste. Diese Gesinnungslosigkeit bewies sich besonders bei der Beurtheilung der Erhebung unserer zum französischen Kriegsdienst eingeforderten bergischen Jünglinge im Januar 1813, die man nur mit dem Schmach- und Spottnamen Speckrussen und Knüppelrussen bezeichnete, indem man den braven bergischen Burschen in die Schuhe schob, was loses zugelaufenes Gesindel zur Befriedigung seiner Raublust oder seiner Privatrache gefrevelt hatte, und kein Verständniß dafür fand, daß die Jünglinge, die es anging, „für Gott und Vaterland“ auf ihre Fahnen geschrieben und ihrer Viele der Rettung aus Fremdherrschaft das junge Leben zwar unbesonnen, aber so todesmuthig geopfert hatten, wie Schill, Palm, Hofer und manche der in vielen Schriften gepriesenen Helden jener Zeit. Und diese Erhebung war in dem letzten Jahre der Fremdherrschaft vorgekommen, da alle Thatsachen noch frisch den Augenzeugen vorlagen, kein Wunder, daß Alles, was der Zeit nach ferner lag, zu verdunkeln gelang, obgleich von einzelnen bergischen Bauern zum Schutze ihrer Angehörigen und ihres eignen Heerdes viel größere und preiswürdigere Heldenthaten geschahen, als an den wälschen Eindringlingen zu rühmen sind. Die mannhafte Wehre des Zimmermanns Johannes Haek zu Odenthal, des Stader zu Scheiderhöhe, des Vicars Dümmerborn zu Dffermannsheide, und vor Allen des Advocaten Ferdinand Stückler zu Bensberg, dem Erzherzog Karl den Namen des „Bergischen Helden“ gab, bilden in dem dunkeln Schauergemälde jener Tage strahlende Lichtpunkte, auf denen das Auge der Heimatgenossen gewiß mit

erhebender Freude verweilen wird. Schwache Weiber sogar beschämten nicht selten durch tapfere Abwehr die ruhmredigen Helden der Republik.

Da dachte Verfasser: es möchte mit der Zeit seinen lieben Landsleuten nützlich und wissenschaftlich werden, die damaligen Erlebnisse auch nach dem Augenzeugnisse ihrer Voreltern geschildert zu lesen und zu erfahren, wie es dem Bürger und Bauer im Kriege ergeht. Deshalb wagt er freudig Zeit und Mühe daran, Alles, was ihm des Erhaltens werth schien, aus dem Munde der Augenzeugen aufzuzeichnen, und als er damit vor vierzig Jahren begonnen hatte, da erzählten ihm die alten Leute viel bereitwilliger ihre Erlebnisse, als Sagen und Geschichten, die ihnen in vielfacher Beziehung ferner lagen. Von dem Einen kam er in seinem Nachforschen auf das Andere, und wo etwas Auffälliges geschehen war, suchte er die davon wußten von Ort zu Ort auf und hat dieselben zu seinen Aufzeichnungen gleichsam zum Verhör genommen und protocollirt. Außerdem gelang es ihm, Manches auf Schwarz und Weiß zu sammeln, was in Tagebüchern, Briefen und Verwaltungsschriften aufgezeichnet war. Was als werthlos unbeachtet umherlag, wurde ihm leicht zu erwerben. Da hat er manche Karrenlast, manche Schachtruthe Schriftstücke, die in den ehemaligen Stadt- und Amtarchiven oder auf Speichern von vieljährigem Staube bedeckt waren, unter Augen gehabt, und auf diese Weise viele der Begebnisse mit Tag und Datum, und mündliche Angaben mit amtlichen Berichten und Zahlen zu belegen vermocht. So fand er z. B. auf der Gerichtsstube der Herrschaft Odenthal (Strauweiler) neben dem 1794 aus Düsseldorf dorthin geflüchteten Landesarchive sämmtliche Berichte und Verwaltungsacte aus jener Zeit, so auch in Rheinmülheim und in den andern bergischen Städten. Die Verwaltungsacte der altbergischen Aemter besuchte er größtentheils auf Speichern, und die sämmtlichen überaus werthvollen Urkunden des Oberamts Porz fand er auf dem Boden einer Papiermühle zu Bergisch-Gladbach, wo sie zum Einstampfen lagen. Der damalige Besitzer der Fabrik, Herr Ferdinand Wachendorff aber hatte sich überzeugt, daß werthvolle Schriftstücke unter dem mehrere Karrenlasten fassenden Haufen, und hatte sie vor der Vernichtung gerettet, hatte die Freundlichkeit gehabt die Durchsicht zu erleichtern. Es darf darum nicht verschwiegen bleiben, daß dem Herrn Wachendorff für diese Rettung der Dank seiner bergischen Heimatgenossen und aller Geschichtsfreunde gebührt.

Da hat Verfasser denn mehrere Wochen zu nur oberflächlicher Durchsicht verwandt und täglich viele Traglasten von Aktenbündeln durchstöbert. Die auf jene Kriegsjahre bezüglichen Schriften und was ihm sonst damals werthvoll schien, hat er an sich genommen und Alles was auf die Kriegsläufe Bezug hatte, säuberlich geordnet und geheftet. Er hat sich wiederholt mit dem

Berichte über diese Funde an die Behörden gewandt um Anweisung eines geeigneten Raumes zur Aufbewahrung, jedoch ohne Erfolg. Nur die zu Odenthal liegenden Landtagsacte wurden auf Anordnung des Landraths von Hauer nach Düsseldorf zurückgebracht, und Herr Landrath Danzier hat sich des Verwahrs der Kriegsacte des Oberamts Porz angenommen. Verfasser würde das ganze Durcheinander jener Acte geordnet haben, wenn er sich nicht durch die dauernde Anstrengung im Actenstaube ein Augenübel zugezogen hätte, was die opfervolle Arbeit unterbrach. Bald darauf lenkte das Jahr 1848 von derlei ab und die Sache, um die sich Niemand kümmern wollte, kam in Vergessenheit.

Daß aber die Durchsicht solcher Archive neben geschichtlicher Kunde auch von greifbarer Nützlichkeit ist, dafür vermag der Verfasser Belege zu liefern, wovon er hier nur erwähnt: daß er unter den Acten des Oberamts Porz sämtliche Kirchenrenttitel und Obligationen der Gemeinde Herkenrath gefunden, die seit 1811 verschwunden waren. Einen zweiten Vortheil wandte er der seit Jahrhunderten unterdrückten Pfarre Nefrath durch Urkunden zu, die dem damaligen Herrn Erzbischof-Koadjutor bewiesen, daß Nefrath die Mutterkirche, was die Wiederertheilung der Pfarreirechte zur Folge hatte. Ein dritter Vortheil war der Bau der Wiehlstraße, um welche so viele Jahre erfolglos gebittschristet worden war. Es fand sich nämlich unter den Kriegsacten ein Paket Lieferungsscheine (Bons) aus den Jahren 1794—96, wonach dortigen Gemeinden ein bedeutendes Guthaben an die österreichische Kriegskasse zustand. Gemeinschaftlich mit dem Herrn Bürgermeister Möller zu Wiehl wandte er sich deshalb an den Erzherzog Karl, für dessen Armee jene Lieferungen gemacht waren, und dieser gab den freundlichen Bescheid, daß Preußen alle dergleichen Schulden übernommen hatte, und unser damaliger Minister von Bodenschwingh ordnete zur Vergütung den Bau der Wiehlstraße an. u. u. u. So bringt das Durchstöbern der alten Schriften oft viele greifbare Vorthelle, und in anderer Beziehung fand sich die ausführlichste lauterste Geschichtsquelle, die nicht nur zur Schilderung jener Kriegsjahre diente, sondern auch über damalige Verhältnisse bis in die kleinlichsten Einzelheiten authentische Belege zu allen Aufstellungen lieferte. Alle Requisitionszettel, viele eigenhändige Briefe der Generale, sogar die Muster der zu liefernden Tuche u. fanden sich vor.

Was Verfasser nun aus jenen Urkunden über die beiden Franzenjagden von 1672 und 1702, über den siebenjährigen Krieg und die Kriegsläufe von 1794 bis 1800 auffand, davon hat er in verschiedenen Druckschriften Manches veröffentlicht und zwar über letztere Kriegsjahre in dem Büchlein: „Der Peter- und Paulstag 1796“, das 1842 zu Köln und „die Helden der Republik“, das 1851 zu Elberfeld erschienen. Beide Bücher sind längst ver-

griffen und eine Neuauflage ist vielseitig verlangt worden. Verfasser will nun jenen Wünschen entsprechen.

Was nun den Inhalt dieser Blätter betrifft, so ist derselbe auch über die Heimat hinaus unterhaltend, belehrend und nützlich, indem außergewöhnliche einflußreiche Thatfachen, ja preiswürdige Heldenthaten der Vergessenheit entrisen und getreue Schilderungen damaliger Zustände und Drangsalirungen dargeboten werden, deren Kunde den Wehrer des Volkes für den Fall der Gefahr zu beleben und anzuspornen geeignet sind. Auch zur Beschwichtigung der Klagen über die großen Unterhaltungskosten des Heeres und über die Ableistung des lästigen Heeresdienstes, Einquartirung u. mögen diese Blätter reichen, denn es liegt keineswegs im guten Willen der Nachbarn, daß wir von den Drangsalen, die unsre Väter betroffen haben, verschont bleiben. Nur unsre achtunggebietende Heeresmacht sichert die Gränzen. Nur die Befürchtung, mit blutigen Köpfen zurückgewiesen zu werden, hält die Raubgelüste der Eroberer zurück.

Vorliegende Schilderungen geben eine Andeutung davon, was Bürger und Bauern von einem feindlichen Einfalle zu befahren haben. Sie ertheilen auch manche Anleitung zum Schutze. Gott der Herr wolle uns den lieben Frieden gnädig erhalten! Jedoch auf einen ewigen Frieden dürfen wir uns nicht verlassen. Drum thut es gut, uns recht klar zu machen, was so ein Krieg dem Lande bringt. Der Krieg bringt uns in gewisser Beziehung Nichts, sondern er holt. Leider ist die Welt an allen Orten und Enden voller Elend, und das allergrößte Leid wird der Tausendste nicht einmal gewahr. Wenn aber Krieg käme, so würde das Elend erst recht groß werden, so daß, was jetzt beklagt wird, eine Kleinigkeit sein würde gegen das, was der Krieg bringt. Junge Leute, die noch wenig erlebt haben, lesen in den Geschichtsbüchern von Sieg und Ruhm und Ehre und sie machen sich gar vergnügliche Vorstellung davon. Aber sie bedenken nicht, was es auf sich hat, daß Menschen, die nach Gottes Ebenbild erschaffen und in Lieb und Lehr erzogen sind, sich blutigieriger, wüster und verderblicher wie wilde Thiere zerfleischen auf den sogenannten Ehrenfeldern. Für Menschen, die weiter denken als die Nase reicht, kann dabei nur Ehre sein, wo es sich um den heimischen Heerd und die Vertheidigung des Vaterlandes handelt. Mit dieser Ehre, mit diesem geschichtlichen Glanze ist aber unsägliches Elend verknüpft. Des Kriegers Loos ist da noch lang das Schlimmste nicht. Die Bürger und Bauern sind schlimmer dran.

Da hört man sagen: „der Krieg kostet Geld!“ das ist freilich schlimm, aber das Schlimmste noch lang nicht. Auch sagt man: „der Krieg kostet Blut und Thränen“. Das ist freilich schlimmer, aber das Schlimmste auch das noch nicht. Das Schlimmste, was der Krieg bringt, ist die leidige Verthierung

der Menschen, daß sie noch schlimmer werden wie das Vieh, blutdürstiger wie Wölfe, raubgieriger wie Raben — und was das Allerschlimmste noch, das ist zu abscheulich, um es deutsch auszusprechen. Zumal die Soldaten, die um Raub und Eroberung willen in ein Land einfallen, in welchem sie nicht im Taufensbuche stehen, und dessen Sprache sie nicht reden, die werden wie wilde Thiere. Was sind die Franzosen ja ein hübsches, zierliches, höfliches, gebildetes, lobwürdiges Volk, wenn man sie in ihrem Lande besucht, wo sie in Zucht und Frieden gehalten werden von starker Obrigkeit. Aber zu welchen Scheusalen waren sie verwildert, als sie im dreißigjährigen Kriege unter Guebriant hier im Lande gehauset, und wie haben sie gewüthet in den beiden Franzenjagden von 1692 und 1702! Die Trümmer des Schlosses zu Heidelberg bleiben ein ewiges Schandmal dieser Pfalzverwüster. Und im siebenjährigen Kriege und in den letzten sechs Jahren des vorigen Jahrhunderts hauseten sie hier nicht besser. Sie brachten, wann sie kamen, ihre alten Eroberungsgelüste und Kriegsgewohnheiten mit, wie Tacitus (Germ. c. 29) sie schon vor fast 2000 Jahren als ein leichtes durch Armuth verwegenes Gesindel schildert. Was ist die Republik, die uns jene Franzosen zu bringen vorgaben, eine schöne preiswürdige Staats Einrichtung: Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz, Freiheit und Verbrüderung! Das müßte ja der Himmel auf Erden sein, wenn die Menschen wären wie sie sein sollten. Zu einem solchen Himmel gehören auch Engel. Aber die damaligen Franzosen führten die schönen Namen nur im Munde und brachten von Allem, was sie versprochen, das Gegentheil. Den ehrwürdigen Namen der Republik schändeten sie dermaßen und machten ihn so verhaßt beim deutschen Volke, daß alte Leute dreißig Jahre nachher bei dem Namen Republik zusammenschreckten, als ob sie auf eine Schlange getreten hätten.

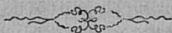
Freilich war das französische Volk damals durch schlechte Regierung ausgezogen, bedrückt und erbittert worden. Aber glaube man ja nicht, wenn sie neuerdings einen Kriegseinfall machten, daß es so glatt abgehen würde, wie sie damals versprochen und auch wiederholt versprechen werden! — Was das Geld angeht, so gibt es keine Kloostergüter mehr einzuziehen, keine silberne Apostel und goldene Monstranzen mehr einzuschmelzen, keine Domainenhöfe zu verkaufen wie damals, und der Bauer hat keine Eichen mehr zu fällen in den Büschen, wenn der Segen des Feldes nicht ausreicht. Alle Kriegskosten müssen aus der Tasche der Bürger und Bauern bestritten werden, und da würde man zu bald auf den Boden kommen, wenn alle Geschäfte stocken und die Reichen ihre Geldkisten im Keller vergraben, wie das 1848, Gottlob ohne Noth, der Fall war.

Wie es aber mit dem Gelde jetzt in angedeuteter Beziehung

schlimmer ist, so würde es auch mit dem Blute und den Thränen sein, da unter allen neueren Erfindungen die der Mordwaffen am zahlreichsten, und was die Sittlichkeit betrifft, so lasse man sich ja nicht täuschen, daß die heutige Bildung jene Rohheiten und Frevel, die unsere Väter beklagten, abgestellt und unmöglich gemacht haben. In einem Kriegsheere, welches wie das preussische das ganze Volk, alle Stände und Berufsklassen gleichmäßig umfaßt, und worin die Besitzenden und Gebildeten neben den Habelosen in den Waffen stehen, wird die Rohheit einzelner Mißrathener durch die größere Zahl braver sittlicher Kameraden in Schranken gehalten. Doch auch sogar in unserm möglichst sittlichen Kriegsheere würde ein längerer Krieg Verwilderung genug verbreiten, wovon wir leider bei den kurzen Kriegen von 1849, 1864 und 1866 Andeutungen genug hatten. Die socialdemokratischen Lehren, die seit 22 Jahren aus dem Munde so vieler wortreichen Volksverführer die arbeitende Klasse bethörte und fort und fort irre zu leiten bemüht ist, die tollern communistischen Lehren, die 1849 alle wohlgesinnten Menschen ängstigten, stammen ja grade aus Frankreich her, wurden von dorthier unter unserm leichtgläubigen Volke verbreitet, und davon ist Andeutung genug, daß wir bei feindlichem Einfalle es mit einem Feinde zu thun haben würden, der es mit dem Eigenthume und mit Allem, was bei uns für sittlich gilt, keineswegs viel genauer nehmen würde, als auch jene Eroberer vor 75 Jahren gethan haben. Wo überdies das Stellvertretungswesen noch Geltung hat, dort findet noch immer die obige Andeutung des Tacitus traurige Anwendung. Zu einem Raub- und Eroberungskriege, womit die Deutschen von Westen und Osten her so oft heimgesucht wurden, ist das deutsche Volk nicht gemacht. Die Geschichte hat kein Beispiel davon aufzuweisen, wogegen unserm Vaterlande seit dem Verluste seiner staatlichen Einheit so viele seiner schönsten Gauen durch Raubkriege entrissen und seine Gränzgebiete unzählige Male von fremden Völkern durchplündert wurden. Nur die staatliche Einheit des Vaterlandes vermag der Wiederholung solcher Gräueltathen für immer einen sicheren Damm zu setzen. Wer nur bis drei zählen kann, muß dies begreifen, und deshalb ist es die höchste Gewissenspflicht jedes Deutschen, diese Einheit von Grund des Herzens zu wollen und mit dem Aufwande aller geistigen und materiellen Kräfte redlich anzustreben. Nur das, was dahin zielt, hat den höchsten wirklichen vaterländischen Werth. Alles Andere steht in zweiter Reihe. Erst muß das Gebäude fertig sein, ehe man sich mit dem Hausrathe wohnlich darin einrichtet. Auch diese Einsicht zu vermitteln und einzuschärfen ist die Bekanntschaft mit den Schicksalen unserer Väter bei feindlichen Kriegseinfällen überaus geeignet, und in dieser Förderung findet der Verfasser den Lohn seiner Mühe, mit der er die folgenden Nachrichten zusammengebracht hat.

Haben diese Nachrichten, die auf authentischen Acten und unverwerflichen Zeugnissen gründen, die bereits erwähnten Vortheile für unser Volk, für Bauer und Bürger, so werden sie auch für das kriegsführende Heer eine gar wohlthätige Wirkung haben, wenn man gewahrt, daß die Schmachthaten der verthierten Krieger und ihrer Führer keineswegs verschwiegen und mit den Lorbeeren und Flittern der Triumphe bedeckt bleiben, sondern in ihrer nackten Wahrheit dargestellt werden. Diese Befürchtung, einst von der Geschichte am wohlverdienten Schandpfahle ausgestellt zu werden, wird, wo nur ein Fünkeln für nationale Ehre glüht, die Leidenschaften zügeln helfen.

Was nun die Verarbeitung des gesammelten Geschichtsstoffes betrifft, so hat Verfasser die Gestaltung eines Volksbuches im Auge gehalten und hat deshalb auch die kostspieligere Ausdehnung vermieden. Aus dem Munde der Augenzeugen sind nur die anziehendsten Thatsachen aufgenommen und aus Tagebüchern und Urkunden die durchschlagenden Stellen wörtlich eingerückt. Hätte er die Urkunden nach der Weise gelehrter Bücher nur zum zehnten Theile als Belegstellen verwandt, so würde es ein vielbändiges Werk geworden sein, das nur Wenige anzuschaffen oder durchzulesen im Stande. Weil die bezeichnendsten Stellen zur hinreichenden Bewahrheitung eingerückt und die urkundlichen Belege im amtlichen Verwahren dem etwaigen Zweifler zugänglich, so mag wohl in der eingeschlagenen Weise allen billigen Rücksichten Rechnung getragen sein.



Erster Abschnitt.

Wie die Franzosen um Mariä Geburt 1795 über den Rhein kamen.

Was war einmal ein rechtes Rennen und Laufen am rechten Rheinufer und zumal in unsern Bergen, als es im Jahre 1792 hieß: Preußische Soldaten ziehen von Wesel hinauf nach Frankreich, um den Jakobinern die rothen Mützen abzunehmen. Viele Meilen weit liefen die Landleute, die desto neugieriger, je höher ihre Berge sind, um einmal zu Kind und Kindeskind mit Wahrheit sagen zu können: „Wir haben Kriegsvolk gesehen“. Denn seit dem Jahre 1761, als das Fischer'sche Freicorps mit den preußischen Husaren sich bei Elberfeld und auf der Scheiderhöf herum schlug, war viel Wasser den Rhein hinunter geflossen, und den meisten, die davon zu erzählen gewußt, thaten die Zähne nicht mehr weh. Seitdem war kein rechter Kriegszug mehr im Lande gewesen. Die ungar'schen Rekruten, die der Kaiser Joseph zehn Jahre vorher hierdurch nach Brabant schickte, und die pfälzischen Werber und Landjäger mit ihren dreispitzigen Hütlein rechnete man so recht nicht für Soldaten. So gab's denn alte Leute, die noch keinen Soldaten gesehen hatten, und die Neugier trieb sie von den Bergen aus Radevormwald und Solingen wie von der Agger her in zahlreichen Schwärmen an die Heerstraße nach dem Wehrhahnen, nach Langensfeld, Opladen oder Mülheim herab. Drei Jahr drauf brauchten sie den Soldaten nicht nachzulaufen. Die kamen schon selber und fanden Haus und Hof, wemms auch schon etwas versteckt zwischen Wald und Bergen lag. Da sagten die Leute: Leidergottes! Im Jahre 1792 waren sie von der Neugier, 1795 aber von den Soldaten geplagt. Selbst in Köln war ungemeiner Jubel, als die Preußen einzogen. Die Gassentreter riefen: „Vivat die Preußen!“ und die Spießbürger der guten Reichsstadt rieben sich vergnügt die Hände und sprachen: „Da sieht man dem alten Fritz seine Jungen, das sieht 'mal anders aus, als die faulen Holters, die Desterreicher und die Saufungarn, die uns so lange geplagt haben; die waren lang nicht so strack und schnack, so blink und blank

wie die Preußen!" Der Kölner Sinn aber war damals wie heutzutage: wandelbar, und drehte sich nach dem Wind, wie ihr Domfräuen. Wie sie der Oesterreicher waren satt geworden, so daß sie Spottlieder drauf sangen, so wurden sie der Preußen auch bald leid, als diese nur etliche Wochen zu Schutz und Schirm der heiligen Reichsstadt dort eingelagert waren, und um die Preußen recht zu chikaniren, hielt man in den Altreuscherbuden (Trödler) eine ganze preußische Infantristen-Montirung: Rock, Hosen und Gamaschen an Einem Stück für 3 Fettmännchen ($\frac{1}{2}$ Sgr.) feil. Da hieß es: kämen doch nur die lieben Franzosen, daß sie uns von den Stinkpreußen erlösten, denn die Franzosen sind freie Leut, sind Republikaner und die freie Reichsstadt Köln ist auch eine Republik mit rechter demokratischer Verfassung. Vivat die Freiheit und Gleichheit! Nieder mit der Bastille! Menschenrechte müssen wir haben! Die Franzosen sind die natürlichen Freunde der agrippinischen Republik Köln, die seit zwanzig Jahrhunderten schon der Demokratie gehuldigt hat, und seit anno 1396 das allgemeine Stimmrecht und vollständige Gleichheit zur Grundlage ihrer Verfassung macht. Ja, Freiheit ist die Grundlage unserer Verfassung, Gleichheit ihre Zierde, und drum Verbrüderung mit den freien Franzosen, die gegen uns erst Neulinge in der Freiheit sind und bei uns darin in die Schul gehen können, denn Köln war frei unter den Römern, frei unter den Franken, frei unter dem Schutze des deutschen Reiches, und Köln's Freiheit überlebte das Mißgeschick der Welt." (Eigene Worte des Kölner Magistrats an den National-Convent in Paris.) So riefen, so sprachen und dachten die Kölner, und rings am Niederrhein waren viele junge Leut', die den Franzosen aus der Ferne beifällig, ja mit Begeisterung entgegen sahen. Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung, die Urrechte der Menschheit durch eine Verfassung gewährleistet, dies war das Ziel freudiger Wünsche.

"Allgemeine Verbrüderung und Weltbürgerthum! Tugend! Menschenrechte! Fort mit den Tyrannen und Fürstentknechten! Fort mit der rohen Soldateska, ein ewiger Weltfrieden!" Das waren die Worte, die man in den demokratischen Clubs hinter'm Schoppen hörte und auf den Flugblättern las, die überallhin verbreitet wurden. Da hing der Himmel voll Geigen. Wer nicht mit einstimmt, der hieß gesinnungslos, der war kein Patriot. So hieß man nämlich damals die Demokraten. Die trugen, wie später auch hierzulande, absonderliche Hüte, aber nicht spitze, sondern runde Hüte, und hatten nicht so viel Haar im Gesichte wachsen, wie die unsrigen. In der Hauptsache aber war's fast die nämliche Sorte. Die Patrioten wollten vor Allem jetzt Krieg haben. Die Fürsten mußten fortgejagt und der letzte an des letzten Pfaffen Därmen gehängt werden. Dann sollte der Weltfrieden und die Weltverbrüderung anbrechen. Durchs rothe Meer wollten sie, wie

die Kinder Israel, in ihr gelobtes Land ziehen. Drum vergaßen sie auch das rothe Bändchen am Hut oder im Knopfloche nicht.

Auch die Bauern meinten, es müßte Krieg kommen, auf daß es besser würd', und daß die Steuern außer Mode kämen, und das Wildpret ihnen nicht mehr die Ohren vom Kopf abresse. Da hatten sie im Königsforst bei Bensberg 1791 schon eine Revolte gemacht, daß der Oberjägermeister Kettner die Hirsche muß't zusammenschießen lassen, wie's recht war, und hatten bei dieser Gelegenheit dem Oberjägermeister und anderen mißliebigen Beamten durchs Haus geschossen. Auch mehrere Förster bei Rath und Wahn wurden von den Wilddieben erlegt. Da war's ein Jubel. Ueberall stürmt's von Westen her durch's Land. Aber wenn's dort stürmt, so kommt Regen. Der blieb nicht aus.

Trotz den prahlerischen Reden der flüchtigen Anhänger des französischen Königthums (Emigranten), von denen die Rheinlande damals überschwemmt waren, mußten die deutschen Heere, die damals nach Frankreich gezogen waren, um den Königsthron wieder herzustellen, und dem gräßlichen Mordwesen der Republikaner Einhalt zu thun, zurückweichen. Ein übermüthiges Manifest des Herzogs von Braunschweig regte das französische Nationalgefühl erst recht auf, und erfüllte den Pöbel mit thierischer Wuth, den Kern des Volkes mit Unwillen. Das Anfangs siegreiche Heer deutscher Verbündeten wurde durch immer erneuete französische Heere, durch Seuchen und ungünstige Witterung geschwächt und aus der Champagne zurückgetrieben. Schon wälzte sich der Kampf an Deutschlands Gränze. Die hiesigen „Patrioten“ jubelten und schwangen ihre Hüte.

Freiheitsbegeistert strömten immer neue Franzosenschaaren zum Kampfe gegen das durch Verbungen schläfrig zusammengebrachte Herr der Deutschen. Kleinliche Eifersüchteleien und diplomatische Schachzüge wegen Polen u. hatten es überdies lahm gelegt. Der Hofkriegsrath zu Wien war mit Blindheit geschlagen. Wenn Gott die Welt strafen will, so verwirrt er den Fürsten den Verstand. Am 30. August 1794 erhielt der kaiserliche Feldmarschall Clairfait den traurigen Auftrag, die Trümmer der jüngst so siegreichen deutschen Heerschaaren über den Rhein zurückzuführen. Dies geschah in musterhafter Ordnung. Bei Neuwied, Bonn, Mülheim und Düsseldorf waren Kahnbrücken über den Rhein geschlagen. Clairfait hielt die übermächtigen feindlichen Heere an der Roer so lange auf, bis das Heergepäck jenseits des Rheinstromes war, und zog dann am 5. Oktober seine Truppen herüber. Während er unterhalb Mülheim herüberritt, rückten die Franzosen in Köln ein. Der hochweise Magistrat trug dem französischen General Championnet die Stadtschlüssel auf einem rothsammetnen Kissen demüthigst entgegen. Die Demokraten jubelten, die Spießbürger schwebten zwischen Angst und Bangen, als die zerlumpten

Dhnehosen einzogen, und als die Tamboure von Melaten her die Ehrenpforte herein trommelten, und die Rockärmel bis an die Ellbogen aufgeschligt mit dem Trommelstecken zugleich auf dem Kalbfell rasseln halfen, und den sonnverbrannten Arm umschlenkerten, da erstickte Lachen den dreifachen Ruf: *liberté! égalité! fraternité!* Hätten die Kölnier bedacht, daß sie das zerlumppte Volk jetzt in Kost und Kleidung setzen mußten und es mit dem Tode bestraft worden wäre, die zerlumpteste Uniform für 3 Fetzmannnchen in der Altreuscherbude feil zu bieten, so wäre ihnen das Lachen vergangen. Das legte sich auch bald, und nach all dem Bivatrusen wär's am andern Tage schon in der Stadt so still wie ein Mäuschen gewesen, wenn die Franzosen nicht Freiheitsbäume errichtet und zum Tanz gepffiffen hätten. Da schrie und jubelte Mancher aus Angst, der's gestern aus Unverstand gethan hatte. Doch kamen die Franzosen aus Paris, wo die Moden gemacht werden, und die Kölnier wollten auch keine Bastille mehr haben, sondern Freiheitsbäume, die sie an befohlenen Festen umtanzen mußten.

Schnell errichtete Batterien sicherten den Rheinübergang der deutschen Heerhaufen. Am 6. Oktober 1794 kamen die letzten Schaaren auf das rechte Ufer. Am 5. Oktober wurden die Deutschen bei Düsseldorf von den verfolgenden Franzosen unter dem Divisionsgeneral Bernadotte hart bedrängt, so daß es bei dem Uebergange zu großer Unordnung und zu großen Verlusten kam. Da ließ der Befehlshaber der damaligen Festung Düsseldorf, der pfälzische General Lamotte, das von den Franzosen besetzte Wachthaus jenseits des Rheines beschießen, und die Franzosen rächten sich an der Stadt durch ein furchtbares Geschützfeuer. Von 9 Uhr Abends an, die ganze Nacht vom 5. auf den 6. Oktober hindurch sprüheten die donnernden Feuereschlinde Schrecken und Verderben über die Hauptstadt des bergischen Landes. Im größten Gewirre flüchteten die Einwohner. Klagen und Angstruf erfüllte die vom Brande der Wohnungen und vom Blitze der platzenden Bomben erleuchtete Herbstnacht. Mancher stolze Hofrath lief da wie der Sackträger. Alle Hoffitte war vergessen. Gichtlahme Leute, Kranke und Kreisende sprangen von dem Lager und liefen landwärts. Aber nicht bloß der größte Theil der Bürger, die kurfürstliche Landesregierung, den Minister von Hompesch an der Spitze, liefen davon, sondern sogar die pfalzbaierische Besatzung, welche das Unglück herbeigeführt hatte, machte sich aus dem Staube. Der Feldherr Lamotte dachte, gelaufen ist gelaufen, und ob's nun ein wenig mehr oder weniger ist, darauf kommt's auch nimmer an, und erst als seine Schaaren in Elberfeld und Barmen eingerückt waren, da ließ er Halt blasen. Da war er weit genug vom Schuß.

Zu Düsseldorf zeigte der Morgen des 6. Oktobers die Greuel

der Verheerung. Das herrliche Schloß mit all den Kunstschätzen, woran der prachtliebende Kurfürst Johann Wilhelm den Schweiß des bergischen Landes verwandt hatte, der Marstall, die Kirche und das Kloster der Cölestinerinnen waren ein Raub der Flammen. Viele Bürgerwohnungen lagen in Asche, andere waren hart beschädigt, durchschossen, oder von Bombenstücken zerschlagen. Einbrechende Diebe hatten nachgeholfen. Man berechnet den Schaden über eine Million Thaler. Erst gegen Morgen ließ Bernadotte das Feuern einstellen, bis am 10. Oktober eine zweite Kanonade die Brücke bei Bolmarswerth zerschmetterte. Dies ein kleiner Vorgeschmack vom Krieg. Die ihn jüngst als Mittel zum Besserwerden in's Land rufen wollten, waren verstummt. Die Franzosenfreundschaft kühlte sich ab. In der Nähe machten die Republikaner sich ganz anders, als aus der Ferne. Schon gewöhnte man sich, sie am liebsten mit dem Rücken anzusehen. Und doch war der Rhein noch dazwischen.

Groß war die Besorgniß der Berger, die Franzosen würden sofort den Krieg auf das rechte Rheinufer tragen. Doch im Taumel ihrer Triumphe waren die Sieger klug genug, einmal etwas Athem zu schöpfen, das Gewonnene auf ihre Weise zu benutzen, Toilette zu machen, Röcke, Hosen und Hemde zu wechseln und ihr zerrüttetes Gemeinwesen auf Deutschlands Kosten herzustellen. Das linke Rheinufer, welches fortan in ihrem Besitze blieb, wurde für das Gebiet der einzigen und untheilbaren Republik erklärt, und auf beispiellose Weise ausgezogen. Außer der Beköstigung und Bekleidung der zerlumpten Heere, die man spottweise die Dhuehosen nannte, füllten Erpressungen und Brandschätzungen den öffentlichen Schatz und nebenbei die Säcke der Generale und die Taschen der Soldaten. Tränfelte es auf die Soldaten, so goß es auf die Befehlshaber, alle nahmen der Gelegenheit wahr, sich zu bereichern. Die Ausfaugung des Landes wurde förmlich angeordnet. Besondere Beamte, sogenannte Ausleerungs-Commissarien, wurden dazu angestellt. Aachen ward der Sitz der Verwaltung. Die freie Stadt Köln wurde ihm untergeordnet. Da es ein Mundaufsthum machte, so forderte man gleich von vornherein nicht wenig. 25 Millionen Livres wurden von dem Bürgergeneral Jourdan als vorläufige Kriegsteuer ausgeschrieben. Obgleich man das linke Rheinufer Frankreich einverleibte, so nannte man die eingesetzte Regierung doch „Verwaltung der eroberten Länder“. Alle Erlasse und Schriften dieser Behörden trugen die Ueberschrift: „Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung“. Darunter stand das Wort „Menschenrechte, auch oft gar „Tugend“. Links oben in der Ecke: „Verwaltung der eroberten Länder“. Alles dies schrieben sie mit französischen Lettern in französischer Sprache. Wer die nicht verstand, der muß't's lernen. Sie sagten: das linke Rheinufer gehöre der

Natur nach zu Frankreich. Der Rhein sei die Naturgränze. Von Gott, der die Völker durch verschiedene Sitten und Sprachen geschieden, wollten sie nichts wissen. Den hatten sie förmlich abgesetzt und die Vernunft auf seinen Thron gehoben. Jrgend ein Weibsbild, das schlecht genug war sich dazu herzugeben, wurde auf den Altar gesetzt, oder auf blumengeschmücktem Wagen in feierlicher Prozession herumgefahren. Das war ihre Gottheit. Der Anstand verbietet es, alle Lieder auszusingen. Wer damit hat genug, wer's noch nicht gehört hätte. Wie es mit ihrer Vernunft ging, so ging's auch mit ihrer Naturgränze. Es war ihnen nicht eingefallen, daß von jeher in Deutschland der Strom für das natürliche Band des Landes gegolten hat. Finden wir doch stets die Gemeinden auf beiden Seiten des Baches, den Gau auf beiden Seiten des Flusses, und so wohnte ursprünglich auf beiden Seiten des Stromes derselbe Volksstamm. Erst der Krieg, das unnatürlichste Ding auf Gottes Erdboden, trennte zeitweise nach schützenden Flüssen. Doch wer kann heut noch im Schwaben und Elßässer, im Rheinpfälzer und Badner denselben Volksstamm verkennen?

Leider hatten sich viele Rheinländer von dem neufränkischen Schwindelgeiste anstecken und durch die Verkündung der Tugend und Menschenrechte bethören lassen. Der Wahn war kurz, die Neue lang. Die schönen Wahlgrüße: „Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung; keine Abgaben, keine Bastille mehr! Krieg den Palästen, Friede den Hütten! Erlösung von der Sklaverei und Menschenrechte und Tugend und Großmuth!“ erfüllten bald die deutschen Lande mit Schrecken. Mit dem Namen Freiheit traten die Republikaner die besiegten Völker unter die Füße, und Nichts war ihnen heilig, als ihr Eigennuz. Sie prahlten mit Großmuth, und entrißen dem Armen den Rock vom Reibe, erschloßerten mit Todesdrohungen und Martern das Geständniß versteckter Habe und begingen unter den Worten Tugend, Rechtschaffenheit und Republik in kaltblütiger Unverschämtheit die scheußlichsten Schandthaten des Raubes und der Unzucht an Wehrlosen. Gar übel bekam dem kölnischen Stadtrathe der Kizel der agrippinischen Republik. Er ergoß sich im Verlauf von wenigen Tagen in maßlose Beschwerden über die Ohnehosen, die er als theure Brüder bewillkommt und so liebeich aufgenommen hatte in der heiligen Stadt. Da hatte er recht den Bock zum Gärtner gemacht. Er schrie an die Vertretung des Volks und der Menschenrechte zu tauben Ohren. Die öffentlichen Gelder der Stadt, der Waisen, der Kirchen und Armen, die Geschütze, Waffen und Harnische des Zeughauses, allein über eine Million Thaler veranschlagt, die Sammlungen von Büchern, Kupferstichen und Gemälden, sogar Kirchenbilder wurden als Prunkzeichen des Sieges nach Paris gesendet. Alles baare Geld nahm man weg und vertauschte es mit republikanischem Papiergelde (Assignaten),

das damals soviel Werth hatte wie Nußschalen. Die Bürger bestahl man rabennmäßig. Die Republikaner trugen eine ganze Kirche voll gestohlenen Zucker und Kaffeebohnen zusammen. Gleich einer mit Sturm eroberten Festung wurde die willfährig geöffnete Stadt von den neuen Brüdern behandelt und an gezwungenen Schwägerschaften fehlte es nicht. Zu den gewöhnlichen Steuern trat eine neue von 480,000 Livres für die Stadt, und außer der Verpflegung und Bekleidung von 15,000 halbnackten Kriegern wurden trotz der völligen Zerrüttung des Verkehrs und der Stockung aller Geschäfte noch immer steigende unerschwingliche Geldschätzungen und Zwangslieferungen ausgeschrieben. Die Demokraten, welche schon seit vielen Jahren ihre organisirten Clubs geführt hatten und deren Aufgabe die Aufklärung des Volkes für die sogenannte Freiheit war, trösteten sich an der Verwirklichung ihrer tollen Hirngespinnste. Advocaten (Sommer, Geich, Brutus 2c.) und heruntergekommene Kaufleute, in Lieberlichkeit verlorene Söhne und verlaufene Mönche standen an der Spitze. Jeder suchte Ehrgeiz, Rache und Geldgier zu befriedigen so gut es anging. Die Kirchen wurden ausgeraubt, entehrt und zu Vorrathshäusern verbraucht, die Klöster aufgehoben und geplündert, ihre Güter eingezogen. Gotteslästerungen und jede Schlechtigkeit galt unter den Demokraten (Patrioten) für Ruhm. An Christus hatten sie nichts zu rühmen, als daß er auch keine Hosen getragen habe (Sansculott). Verurtheilte Verbrecher wurden als Märtyrer ausgerufen, und Feste zu ihrem Gedächtnisse veranstaltet. Ein neuer total verrückter Kalender wurde eingeführt. Die Woche erhielt 10 Tage. Die Namen der Heiligen wurden mit Pflanzennamen vertauscht. Wer die tollsten Hanswurstereien aufstellte, war wie in aufgeregter Zeit überall der beste Demokrat. Das schlechteste Gesindel herrschte, die besseren Bürger waren dessen Sklaven und mußten zum bösen Spiel gute Miene machen.

Doch was den alten freiheitsstolzen Reichsstädtern noch am unerträglichsten war — ihre achthundertjährige Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, ihre gerühmte demokratische Verfassung gingen verloren. Die freien Bürger sahen sich zu Sklaven eines rohen übermüthigen Heeres erniedrigt, die heilige Stadt Köln sank zu einer Provinzialstadt unter den Regierungen von Aachen und Bonn herab, und Gras wucherte auf ihren früheren Handelsplätzen. Wer Jemanden, nach übermäßigem Rausche, im jämmerlichsten Razenjammer belauschen will, der lese die am 7. des Regenmonats 3. Jahres der Republik vom Rathe der freien Stadt Köln an den Nationalconvent zu Paris eingereichte klägliche Bittschrift. Das muß ein marmelsteinern Herz rühren. Da sieht man wie die Kölner mit ihrer Freiheit vom Pferd auf den Esel kamen.

Nur Eine Freiheitserrungenschaft brachten die Republikaner.

Die vollständige Preßfreiheit in volksbeglückerischem Geschmack. Man durfte ungestraft gegen Fürsten, Pfaffen, Gott und Religion lästern und drucken lassen, was man wollte. Doch die leiseste Andeutung gegen die Republik kostete den Kopf. Alles durfte gedruckt werden, nur die Wahrheit nicht. Und da gab es niederträchtige Menschen, sogar Mönche und Nonnen genug, die den Freiheitsbaum umtanzten, die zuchtlosen republikanischen Orgien feiern halfen, und die niedrigste Schmach für Tugend priesen. Die kölnischen Zeitungsblätter blieben hinfort 20 Jahre lang unfrei, daher die ekelhaft lügenhaft lobhudelnde Darstellung damaliger kölnischer Zustände, welche selbst spätere Geschichtschreiber als Quelle benutzten. Die frankfurter Blätter vertraten kaiserliche Interessen, die lippestädter Zeitung preussische. Das deutscheste und vertrauenswürdigste Blatt, am Niederrhein, damals vielgelesen und beliebt, war das in Neuwied erscheinende „Reich der Todten“. Dies nur zur Andeutung, unten die Thatfachen. Im Herzogthum Berg hatte die churfürstliche Regierung seit den 1780er Jahren strenge Censur geübt und geheime Gesellschaften verboten. Im Jahre 1794 aber kam eine solche Fluth von demokratischen Flugschriften von der andern Rheinseite her durch's Land geströmt, daß alle Ueberwachung nichts mehr fruchtete. Besonders die jüngeren Leute wurden auch hierzulande für die Republik begeistert. Doch Schauernachrichten vom linken Rheinufer machten bedenklich. Wer etwas zu verlieren hatte, sah dem Rheinübergange mit Schrecken entgegen. Die Kaiserlichen trafen die umfassendsten Anstalten zur Abwehr. General Clairfait, der zu Wülheim sein Hauptquartier wählte, und sich abwechselnd auch in Düsseldorf und Neuwied aufhielt, leitete die Befestigung des Rheinufers. Hinter Schanzen und Erdwällen deckten 400 Geschütze das bergische Ufer. Die Franzosen fuhren 500 Geschütze dagegen auf. —

Das ganze bergische Rheinthal war mit kaiserlichen Kriegerschaaren gefüllt. Man befriedigte die Neugier, die neulich die Landleute aus den Bergen an die Heerstraßen gelockt hatte, auf daß sie vor ihrem Ende sagen könnten: sie hätten auch einmal Soldaten gesehen. Diese Lust wurde jetzt zur Buße. Eine Musterkarte von allen Waffengattungen, Nationen und Volksstämmen, Deutsche, Böhmen, Ungarn, Blachen, und Kroaten, Panduren und Heibucken zu Fuß und Pferd füllten die Dörfer und die Städte. Auch Schaaren von Emigranten, meistens Adelige, Priester, Beamte und reiche Gutsbesitzer, welche im Jahre 1792 dem Nordwesen in Frankreich entflüchtet waren, und in Hoffnung baldiger Wiedereinführung des Königthums durch tolle Verschwendung ihre Reiskassen verpraßt hatten, suchten Unterhalt durch Eintritt ins kaiserliche Heer.

Den ganzen Herbst und den Winter hindurch zogen die

Schaaren dießseits und jenseits des Rheins auf und ab. Die Ueberfahrt war gesperrt von Düsseldorf bis Basel. Alle Rähne waren auf's Ufer gezogen, die Brücken abgebrochen, alle Verbindung bei Todesstrafe verboten. Da stockten Handel und Gewerbe, der Flor der Städte sank. Gras wucherte auf den Schwellen der Börsen, Kaufläden und auf den Werften. Dagegen begünstigte der große Verbrauch der Lebensmittel die großen Ackerleute nach reicher Erndte. Die Kaiserlichen bezahlten reichlich Alles, dessen sie bedurften. Damals war Geld im Lande, und alte Leute hört man sagen: daß die Knaben damals mit Silberstücken gespielt hätten wie jezund mit Steinchen und Kreiseln. Dies Geld steigerte den Eigennuß, und die Soldaten wurden von den Bauern betrogen und geprellt. Das arme Kroatenvolk rächte sich dafür durch gewohnten Diebstahl oder nahm mit Gewalt, was es nicht bezahlen konnte.

Die deutschen Krieger prophezeiten ihren Landsleuten, daß die Franzosen rächen würden, was sie an den Vertheidigern des Vaterlandes verbrochen hatten. Leider kam's so. Mit den Getreidepreisen stieg auch der Werth des Bodens. Obgleich der Wechsel des Eigenthums seltener wie heutzutage, so stand doch der Preis höher. In dem Rheinthale zahlte man den Morgen Ackerland mit 300, ja mit 400 Thlr. Es war aber auch ein großer Theil des Bodens noch in todter Hand als Kloostergut dem Verkehr entzogen. Das Malter Roggen wurde mit 24 Thlr. und der Centner mit 10 Thlr. bezahlt. Weizen kostete 30 bis 36 Thlr. das Malter, der Hafer 12 bis 15 Thlr.; Buchweizen 10 bis 12 Thlr. und die Gerste ebensoviel. 1000 Pfund Heu 25 Thlr., 100 Pfund Stroh 70 Stüber, 100 Pfund Erdäpfel 1½ Thlr., 1 Pfund Butter 24 Stüber, 1 Pfund Speck 20 Stüber, 1 Pfund Rindfleisch 12 Stüber, Zucker und Kaffe das Pfund 40 bis 45 Stüber, 1 Pfund Brod 5 Stüber und 1 Ei 3 Stüber. Dabei war es ein gewöhnlicher Betrug der Grundbesitzer die Hafergarben erst halb auszudreschen (zu muren) und dann für vollträglich zu verkaufen. So erhielten sie dieselbe Sache zu so hohem Preise zweimal bezahlt. Die Städter, Handwerker und die Fabrikarbeiter waren aber übel dran. Der Taglohn und der Preis der Lebensmittel standen im Mißverhältnisse. Während das siebenpfündige Roggenbrod 30 bis 36 Stüber kostete, stand der Taglohn des Ackerarbeiters auf 6 bis 9 Stüber. Der Jahreslohn der Magd waren 7 bis 10 Thlr. und des Knechtes 15 bis 25 Thlr. Der ländliche Handwerksmeister verdiente täglich 12, und sein Geselle 9 Stüber, in den Städten 24 und 18 Stüber, und so auch der Fabrikarbeiter. Vor dem Kriege im Jahre 1792 erhielt der Arbeiter die volle Beföstigung mit Einschluß der Herberge und der Wäsche für täglich 2½ Stüber. Die Theurung und der Ueberfluß in Händen der Lebensmittel-

verkäufer führte das Mißverhältniß herbei. Doch war auch der Ackerbau im Bergischen damals noch in seiner Kindheit. Breite Hecken nahmen einen großen Theil der Felder ein, viele jetzt übliche Düngemittel waren unbekannt. Kleinere Güter benutzte man höchstens zu 3, häufiger zu 4 Gewannen, auf größeren sah man noch 9jährige Brache. Der Boden lieferte $\frac{1}{10}$ des heutigen Ertrages. Doch zählte das Land auch nicht einmal die Hälfte seiner heutigen Bewohnerschaft. Früher hatte man Getreide vom linken Rheinufer eingeführt, bei der Rheinsperre bezog man selbes aus dem Märkischen und sogar von Danzig. Der Mangel wurde durch anhaltende Winterkälte noch fühlbarer. Vom 22. December an waltete so heftiger Frost, so daß schon am 1. Januar 1795 eine starke Eisdecke über dem Rheine starrete. Dies vermehrte die Besorgniß eines feindlichen Ueberfalles. Tiefer Schnee deckte Berg und Thal, bis Ende Januar Regenwetter eintrat. Da brach am 26. Januar die Eisdecke. Die Fluth ging hoch. In Düsseldorf stand das Wasser noch um 11 Zoll höher, als im Frühjahr 1784. Wegen Futtermangel mußte vieles Vieh geschlachtet werden. Die schlechten Nahrungsmittel erzeugten Krankheiten. Die rothe Ruhr herrschte das ganze Jahr 1795 hindurch, und raffte Viele dahin. Auch im kaiserlichen Heere brachen neben der Ruhr bössartige Fieber aus. Die Spitäler zu Altenberg und Bensberg verbreiteten das sogenannte Lazarethfieber (Typhus) auch unter den Landleuten. Die Berichte über das Spital zu Bensberg lauten schauerhaft. Täglich fuhr man Karren voll Leichen auf den sogenannten kaiserlichen Kirchhof, eine Waldstelle am Fuße des Bensbergs, die erst 1854 zum Friedhofs geweiht und den deutschen Kriegern zu Ehren mit einem würdigen Denkmale geschmückt ist. Ueber 4000 Vaterlandsvertheidiger wurden dort bestattet. Zu den Nothheiten im Spital gesellte sich das Lebendigbegraben. Der Karren mußte beim Abfahren gefüllt sein, und der anscheinend Rettungslose wurde zu den starren Leichen aufgeladen. Eine Mutter rettete dort ihren noch zuckenden Sohn mit Hülfe mitleidiger Landleute aus der Grube. Er genas und lebte noch bis 1838. Derlei gehört zu den Greueln des Kriegs. Die Geschichtschreiber verweilen nur bis zum Siege auf dem Schlachtfelde, sie lassen dem Leser den Eindruck des Triumphes, führen ihn nicht zu den zerstückelten Leichen, und nicht in die verpesteten Spitäler.

Als die Eisdecke auf dem Rheine lag, zogen Kaiserliche und Franzosen in gleicher Besorgniß des Ueberfalls eine Stunde landwärts. Mit dem Frühlinge wurden Feldlager in der Nähe des Ufers bezogen und durch Schanzen und Wälle geschützt. Dießseits befehligte Feldmarschall-Lieutenant Graf Erbach das unterhalb Kaiserswerth zwischen Wittlaer und Huckingen gebildete Feldlager mit 7000 Mann, bei Mülheim am Rhein stand Prinz Ferdinand

von Württemberg mit 5000 Streitern, so stand ein drittes Lager mit 8000 Mann unter dem Grafen Wartensleben zu Neuwied, ein viertes mit 2000 Mann bei Bilich und ein fünftes vor Mainz. Den Oberbefehl führte der alte Held Clairfait. Die Stärke dieser Truppen wurde zwar in den kaiserlichen Armeebereichten größer angegeben. Gegenwärtige Angabe aber gründet auf eigenhändigem Schreiben eines höheren Officiers, der sich darüber beschwert, daß längst gebliebene und im Spital verpflegte Leute mit gezählt wurden, um die Verpflegung und Rationen für dieselben zu ziehen.

Die pfälzischen Regimenter und die flüchtige Besatzung von Jülich konnten sich lange nicht vom Wupperthale trennen, zur großen Klage der Bewohner, welche die Verpflegung nicht, wie von den Kaiserlichen, bezahlt erhielten. Erst im Frühlinge zogen die Pfalzbaiern wieder in Düsseldorf ein unter dem Commando des Generals v. Dalwigh. Die Landesregierung aber behielt ihren Sitz in Barmen. Viele Ortschaften am Rheine blieben von allen wohlhabenden Einwohnern verlassen. Die größte Niedergeschlagenheit lag auf dem Lande. Die Freude schien aus der Welt verschwunden. Nur der Landesherr, der dicke Kurfürst Karl Theodor, der im Jahre vorher sein 50jähriges Regierungsjubiläum erlebt hatte, feierte Feste. Er vermählte sich in hohem Greisenalter im Januar 1795 mit einer jungen Italienerin. Das Land mußte sich in Freudebezeugungen erschöpfen und der Braut eine halbe Million Gulden zum Hochzeitgeschenke steuern. Der Jubilar-Bräutigam verwandte mehrere Millionen an die Kleinodien seines Bräutleins, und während man in München von Fest zu Feste taumelte, seufzte man am Rheine nach dem Frieden. Die scheinbare Unthätigkeit der Republikaner schmeichelte mit Friedenshoffnungen. Täglich drängten sich widersprechende Gerüchte. Da hieß es: eine preußische Heeresmacht unter dem Erbprinzen von Hohenlohe sollte das bergische Rheinufer besetzen. Schon begannen die Kaiserlichen rheinaufwärts zu ziehen. Da aber begegnete die Nachricht, daß der König von Preußen seine Sache von der des Reiches getrennt und des kostspieligen erfolglosen Krieges müde zur Sicherung seiner Lande am 5. April 1795 zu Basel Frieden geschlossen hätte mit der Republik. Die Meisten begrüßten diese Nachricht freudig, als eine Vorbotschaft des allgemeinen Friedens, für den sich der König von Preußen auch wirklich bemühte. Das Land lebte wieder auf bei jedem schwachen Schimmer der Friedenshoffnung. Doch tiefer Schauende trauerten über den Verlust eines so kräftigen Vertheidigers der deutschen Sache. Norddeutschland gewann dadurch eine einstweilige Ruhe. Als Nebenbedingung des Friedens wurde nämlich eine Gränze beschrieben, die man mit dem übelklingenden Namen Demarcationslinie (Abmarkung) benannte. Was darüber hinaus nach

Norden und Osten lag, war neutrales Gebiet, und sollte von keiner streitenden Macht betreten werden. Diese Linie ging von der Iffel den Rhein hinauf bis Duisburg, dann der Gränze der Grafschaft Mark entlang auf Werden und Barmen (das auch innerhalb des Friedens lag) das linke Wupperufer hinauf nach Homburg, führte von dort nach Altenkirchen, Limburg, und westwärts von Frankfurt den Pfahlgraben entlang. Was Preußen zu diesem einseitigen Frieden veranlaßte, war keineswegs Franzosenfreundschaft, sondern die Folge eines unerquicklichen diplomatischen Wirrwarrs, der durch weitausgehende russische und österreichische Gelüste auf Polen, auf die Türkei und Baiern veranlaßt war und Preußen bedrohte, das seine Truppen zur Sicherung vor den Russen nothwendig hatte und drum vom Rheine zurückzog. Das linke Rheinufer blieb im Besitze der Franzosen, die dort Alles nach ihrer Weise ordneten, Jagd und Zehnten, Frohnden und Lehen aufhoben, Freiheitsbäume errichteten und mit Spiel und roher Kurzweil umtanzen ließen, Brandschatzungen ausschrieben, und fortnahmen und nach Paris schickten, so viel sie kriegen konnten, unbekümmert darum, ob's auch recht war, und wie es den armen Leuten darüber ging, aber immer die schönen Worte Tugend, Menschenrechte, Großmuth, Freiheit, Gleichheit und Brüderung im Munde führend.

Die preußischen Truppen zogen hinter die Abmarkungslinie zu deren Bewachung, und täglich ängstigte die Nachricht: die Franzosen würden an diesem oder jenem Tage hervorbrechen. Vom Mai an fürchtete man jede Nacht den Rheinübergang, und die Uferorte waren nur am Tage bewohnt. Düsseldorf blieb fast verlassen. Die Bürger hatten die werthvollste Habe landwärts gebracht, und selbst die pfalzbaierische Besatzung hielt ihr Gepäcke im Wuppertthale geborgen, was wohl auf keinen großen Kampfmuth deutete. Das Landesarchiv wurde nach Strauweiler in Odenthal gebracht, wo es vergessen, erst viele Jahre nachher wieder aufgefunden wurde.

Die Franzosen waren jenseits nicht unthätig. Zu ihren gewohnten Siegesmitteln gehörte vor Allem auch der Verrath. Mit den aus deutschen Dörfern und Städten erpreßten oder geraubten Geldern wurden deutsche Kriegsbeamte bestochen. Man hat mehr als bloße Andeutungen, daß kaiserliche Officiere einen heimlichen Verkehr mit dem linken Ufer unterhielten. Briefe bezeugen, daß sie republikanische Bankette, schändliche Orgien, nackte Bälle und dergleichen schon im Frühjahr 1795 in Köln besucht hatten. Dießseits und jenseits fanden nächtliche Ueberfahrten und heimliche Zusammenkünfte statt, wobei auch große Geldsummen ausgezahlt wurden. Eine schauderhafte Bestechlichkeit hat sich nur zu oft in dem kaiserlichen Heere bewiesen, und alle Opfer des Heldemuthes erfolglos gemacht. Was der brave Erzherzog Karl

später erfuhr, das mochte der König von Preußen auch wohl damals schon erfahren haben. Er that im Baseler Frieden nicht mehr, als auch der Erzherzog, der über die von Eifersucht und französischer Bestechung angezettelten Hofränke entrüstet den Degen von sich warf und vom Kriegsschauplatze für immer zurücktrat. Karl galt in seiner Stellung damals mehr als ein Heer. Hätte er freie Hand gehabt, so wär in Deutschland kein Rheinbund aufgekommen. Auch kein Napoleon Kaiser geworden.

Den ganzen Sommer über zogen vom Oberrhein und aus Holland hinauf große Heerschaaren zwischen Cleve und Coblenz zusammen. Die ganze Sambre- und Maasarmee unter Jourdan, und ein großer Theil des Nordheeres bedrohten den Rhein. Die Landleute des linken Rheinufers mußten fortwährend Schanzarbeiten verrichten und Zimmerleute und Schmiede wurden zusammengetrieben, um Brückenbalken, Anker und Klammern zu fertigen, die man hin und wieder an die Lagerstätten des Ufers fahren sah. Wo aber die Franzosen besonders geschäftig schienen, dort gegenüber fuhren auch die Kaiserlichen ihre Geschütze auf. So zu Neuwied, Beuel, Deutz, Mülheim, im Hamm, zu Düsseldorf, Kaiserswerth, Caltum, Hückum und Angerort. Täglich riefen die Franzosen über den Rhein, daß sie bald ihre Menschenrechte hinüber bringen würden, und als gewiß wurde der Monat Juli als Uebergangszeit bezeichnet. Aber auch der August verstrich, ohne einen Schuß. Die Vermittlungsversuche des Königs von Preußen hatten den gefürchteten Schlag so lang aufgehalten. Die Franzosen boten den Frieden an um den Preis des ganzen linken Rheinufers. Dies konnte das Reichsoberhaupt nicht zugeben. Die Rüstungen steigerten sich. Unermesslich waren die Schaaren, die Anstalten. Gewitterregen hatte zu Anfang August den Rhein so hoch aufgeschwellt, daß im Schutze der Fluth die reiche Erndte des Herbstes 1795 im Bergischen noch eingeseunt werden konnte. Doch auch dieser Erndtesegen verminderte die hohen Wucherpreise der Getreide nicht.

Zu Ende August rückten die Republikaner hart an den Rhein. Unter dem Schutze der bei Uerdingen aufgestellten Geschütze vertrieb der französische General Jacopin die schwache kaiserliche Besatzung von der Drappinsel bei Ehingen oberhalb Friemersheim, und gleichzeitig wurde das Rheinwerth bei Neuwied von den Republikanern in Besitz genommen. Nur ein schmaler Stromstreifen trennte die Feinde vom rechten Ufer. Die Fluth war verrommen, der Rhein wurde schmaler und immer dichter rückten die Franzosen heran. Sie riefen: „Sie würden auf eine Weise landen, die ganz Europa in Staunen setzen sollte.“ An dem Uerdinger Rheinwerth, vor der Mitte ihres befestigten Lagers erwarteten deshalb die Kaiserlichen den Uebergang. Dort wär's wirklich zum Erstauen gewesen. Der französische Obergeneral Jourdan verlegte Anfangs September sein Hauptquartier

von Bonn nach Crefeld. Alle Augen waren auf Uerdingen gerichtet, wo 40,000 Franzosen zum Ueberschiffen stündlich bereit schienen. Auch spiegelsehteten sie dort mit einem Brückenbau. Diesseits und jenseits des Rheines war diese Gegend von Einwohnern verlassen. Die Werkstätten der Handwerker waren von Soldaten eingenommen, der Broderwerb war durch Frohndienste, der Ackerbau durch Wegnahme des Zugviehes gestört und die Saaten durch Heereszüge niedergetreten. Noch immer geschah kein Schuß. General Graf Erbach führte den Oberbefehl über das kaiserliche Lager bei Wittlaer. Die Festung Düsseldorf blieb von 2200 Pfalzbaiern unter General Jedwitz und dem Festungscommandanten v. Dalwigh besetzt. Die Deutschen, im Vertrauen, daß die unterhalb Angerort vom Rheine landwärts laufende Friedenslinie unverlezt bleiben werde, und auf's trefflichste gerüstet, obwohl zehnfach schwächer an Zahl, jedoch an Kraft und Tapferkeit überlegen, erwarteten muthig den Angriff. Da, in heiterer Mondscheinnacht, vom 5. auf den 6. September, kurz vor Mitternacht, begann von der Krappinsel, von Budberg und Friemersheim aus das furchtbarste Geschützfeuer gegen die kaiserlichen Schanzen. Zugleich wurden bei Uerdingen Rähne bewegt, und die Kaiserlichen rückten dort dichter zusammen.

Der Obergeneral Jourdan hatte dem Divisionsgeneral Kleber befohlen, den linken Flügel der Sambre- und Maas-Armee in dieser Nacht über den Rhein zu führen. Dies Uebergangsheer unter Kleber bestand aus drei Divisionen: die mittlere unter Grenier bei Uerdingen eröffnete das Feuer mit der größten Bewegung; der rechte Flügel unter Championnet drohete bei Neuß, und der linke Flügel, von Besobvre befehligt, unterhalb Friemersheim, dem Einflusse des Angerbaches gegenüber, schien sich gar nicht zu regen. Jede dieser drei Heerabtheilungen über 15,000 Mann stark, übertraf einzeln das Doppelte der Stärke der Erbach'schen Schaar, die auf weitere Strecken von Angerort bis Hamm oberhalb Düsseldorf vertheilt stand.

Während Graf Erbach den vermeintlichen Uebergang bei Uerdingen abzuwehren strebte, kam Meldung, daß seine an die Friedenslinie lehrende rechte Flankenwache angegriffen und das Lager im Rücken bedroht sei. Nur nach Durchbrechung der als unverlezlich beschworenen Abmarkungslinie schien dieser Angriff ermöglicht und der Unwillen über Verrätherei erbitterte zur eifrigeren Abwehr.

Im Volke, und sogar in den Geschichtsbüchern, die leider auf der Gelehrtenstube ohne Ortskenntniß und Augenzeugen des Hergangs nach parteilichen Berichten geschrieben werden, ging später das Gerüde: Die Franzosen seien von den Preußen über märkisches Gebiet durchgelassen worden. Die besten deutschen Geschichtsschreiber fanden es für bequemer, ihre Entrüstung darüber

auszusprechen und die preussische Ehre zu beschmutzen, als sich an Ort und Stelle über die näheren Umstände zu belehren. Es begab sich aber in folgender Weise: Die Gränze der Grafschaft Mark, des neutralen Gebietes, zog sich oberhalb Angerhausen vom Rheine nach der Ruhr hin, und diese Linie war von den preussischen Truppen besetzt. Zwischen Angerhausen und Duisburg aber läuft die Hückinger Mark mit einer Spitze bis an den Rhein und der damals pfalzbaierische Ort Eifelstump befand sich natürlich zwar innerhalb der Friedenslinie, gehörte aber nicht zu dem beschützten neutralen Landgebiete. Doch war er von den Kaiserlichen, welche sich durch die Baiern über die Territorialverhältnisse belehren und hinters Licht führen ließen, unbesezt geblieben, indem sie über jenes Enclave nicht unterrichtet waren, und Alles, was von den preussischen Vorposten nordwärts lag, für preussischen Boden und für unüberschreitbar hielten. Auf diesen umschlossenen bergischen Boden, an der Fährre zu Eifelstump führte der Divisionsgeneral Lesèbvre seine 150,000 Mann starke Heeresabtheilung in platten zusammengebundenen Kohlennachen bei Nacht und Nebel ohne Widerstand hinüber, während die Hauptmacht der Kaiserlichen und ihre ganze Aufmerksamkeit auf das scheinbar bedrohte Mitteltreffen bei Uerdingen gelenkt war. Dies war die von den Neufranken prahlend verkündete Art und Weise des Ueberganges, die ganz Europa in Staunen setzen sollte! Ein dichter, auf dem Rheine schwimmender Nebel ließ die Ueberfahrt bei sonst mond heller Nacht unbemerkt geschehen. Lesèbvre ließ seine Truppen, wie sie landeten, sich hinter einem Gehölze aufstellen, während er, von ortskundigen Leuten begleitet, die nächste Stellung der Kaiserlichen erspähete. Gleichzeitig erhielt der nächste preussische Wachtposten die Meldung, daß die Franzosen bei Eifelstump landeten, um die Kaiserlichen anzugreifen. Doch ehe der preussische Officier diesen Vorfall weiter melden konnte, führte Lesèbvre seine Schaaren in der Stille heran. Als der Preuze mit Entrüstung über die Verletzung der Abmarkungslinie entgegentrat, erwiderte Lesèbvre auf's freundlichste: „Er müsse als Krieger die Befehle seines Obergenerals Jourdan vollziehen, und könne sich an keinen Einspruch kehren, der zu gelegenerer Zeit bei der französischen Volksvertretung vorzubringen sei. Uebrigens müsse er den deutschen Kameraden über seine Heimath belehren, daß sie hier nicht auf unverletzlichem preussischen Boden, sondern auf bergischem Boden ständen, den die Kaiserlichen hätten besetzen sollen.“ Damit wurde die kleine preussische Vorwache von dem Heere zurückgedrängt. Als General Kleber bald darauf gelandet war, brachte der preussische Officier auch bei diesem seinen Einspruch vor; jedoch mit gleichem Erfolge, indem Kleber behauptete: die preussische Neutralität sei hier keineswegs verletzt; er werde das preussische Gebiet jetzt so wenig, wie in der Folge betreten, und

hätte jetzt nur ein Versehen der Kaiserlichen zu benutzen, die den pfalzbaierischen Eifelkamp unbeschützt gelassen.

Zieht man zu diesem Hergange in Erwägung die Erzählung alter Landleute zu Hückingen, daß man einige Tage vorher mitternächtige Rahtsfahrten nach dem rechten Rheinufer bemerkt, und verkleidete deutsche (Baierische, Kaiserliche) und französische Officiere in dem Wirthshause am Eifelkamp in freundschaftlichem Verkehre belauscht, und große Summen Goldes dort zählen gesehen habe; hört man auch, wie die deutschen Krieger den Landleuten in höchster Entrüstung geklagt hatten, daß man falsche Patronen unter sie vertheilt habe, und wie die im folgenden Kampfe gefallenen Franzosen größtentheils nur durch Säbelhiebe und Bajonnettstiche verwundet gewesen, so mag man allerdings auf einen Verrath schließen, der in jenem Kriege der mächtigste Verbündete der Neufranken blieb, und ihnen sogar endlich an die Hand gab, Deutsche durch Deutsche niederzukämpfen. Ihre besten Generale, Kleber selbst, und nachher ihre tapfersten Heerhaufen waren Deutsche. Dazu hatten sie in den Auswanderlingen, deren in alle kaiserlichen Regimenter angeworben waren, geborne Spione, und zwei andere mächtige Hülfsmächte waren: die deutsche Zwietracht und der Erfolg ihrer humanen Redensarten, womit freilich ihre Thaten im schneidendsten Widerspruche standen. Was die pfalzbaierischen und einzelne kaiserliche Führer wirklich verschuldet hatten, das wurde Preußen aufgebürdet. Man hatte es durch oben ange-deutete Schachzüge zum Separatfrieden gezwungen und es wurde darauf von den Schriftstellern der Staaten, die seinen Austritt ver-anlaßt, dafür zur Verantwortung gezogen. Das ist denn den Preußen-feinden unserer Tage, dem Onno Klopp und anderen Verdrehlingen Wasser auf ihre Geschichtsmühle. Wen nach einer urkundlich belegten wahrheitsgemäßen Darstellung dieser Verhältnisse verlangt, der lese das 1868 zu Düsseldorf erschienene Werk „Oesterreich und Deutschland im Revolutionskriege“ von Heinrich von Sybel.

Als Lesèvbre ohne Angriff in die rechte Flanke der Kaiserlichen gelangt war und ihre nächsten Vorposten umgangen und aufgehoben hatte, wurde es leicht, immer mehr Truppen auf das rechte Rheinufer herüberzuführen. Doch Lesèvbre's Versuch, über den Angerbach nach Hückingen durchzubrechen, wurde zweimal zurückgeworfen. Erst im dritten Anstürme gelang es der vermehrten Uebermacht, die dortige kaiserliche Batterie zu umgehen und vier Geschütze wegzunehmen. Dies war Alles, was die Kaiserlichen dort und auf dem ganzen Rückzuge an Geschützen verloren. Doch die Franzosen erlitten bedeutende Verluste, so daß 40 Mann 2 Tage lang beschäftigt blieben, ihre Todten zu begraben. General Erbach zog sich mit solcher Umsicht zurück, und die tapferen Krieger führten jede Bewegung mit solcher Ordnung aus, daß der größte Verlust auf Seite der Angreifenden

war. Diese wurden durch die Division des Generals Tilli noch verstärkt, welcher bei Tagesanbruch bei Eickelstump übersezte, und bei Düsseldorf, im Hamm, ließ Championnet den General Legrand unter deckendem Geschützfeuer landen. Den Kaiserlichen drohete Gefahr, auf dem rechten und linken Flügel umgangen zu werden. Erbach eilte nach Düsseldorf, um durch Bertheidigung dieser Festung den Weg zur Verbindung mit dem bei Mülheim stehenden Prinzen von Württemberg offen zu halten; jedoch als er ankam, war's zwischen den Baiern und Franzosen schon abgetart. Die Besatzung hatte sich zur Uebergabe bereit erklärt, nur hatte sie einige ungefährliche Kanonenschüsse ausbedungen, damit die Leute nachher nicht sagen sollten, sie hätten sich ohne Schuß ergeben. Die Uebergabe-Verhandlung wurde von dem Franzosen Bürger Louis Denizot einerseits und von den Generalen Zedwitz und Dalwigh, sowie von dem Minister v. Hompesch andererseits abgeschlossen. Unter dem Versprechen in Jahresfrist nicht gegen die Republik zu kämpfen erhielten sie freien Abzug und übergaben 168 Kanonen, 10,000 Flinten, eine Menge Pferde und Kriegsbedarf aller Art an die Feinde. 2200 Mann an der Zahl zogen sie durch das Spalier der 700 Sieger nach Mülheim an der Ruhr, wohin sie ihr Gepäck schon vor einigen Tagen vorausgesendet hatten.

Je mehr solcher Feinde die Franzosen gehabt hätten, desto leichter würde es ihnen geworden sein, die ganze Welt zu bezwingen. Erbach führte die Compagnieen, welche er der Besatzung zur Verstärkung zuführen wollte, nach deren feigem Abzuge gegen die Sieger, und schlug sie aus der Düsseldorfer Neustadt bis gegen Hamm zurück. Dann wandte er sich wieder zum Lager gegen Calcum, während die Franzosen ihren Einzug in Düsseldorf hielten, und die kaiserlichen Vornachen der linken Flanke auf Grafenberg. Unterdessen hatte Lesèbvre seine ganze Heeresabtheilung entwickelt und rückte gegen Angermund vor, der General Tilli zog rheinentlang gegen Kaiserswerth, und Grenier erhielt nun leichtes Spiel bei Uerdingen herüberzuschiffen. Von allen Seiten durch Uebermacht bedroht blieb dem tapfern Grafen Erbach nichts übrig, als durch Ratingen und Mettmann sich ins Gebirge zurückzuziehen. Während General Rienmaier den General Tilli aufhielt, die Generale Zellachich und Kiese den Lesèbvre zurückschlugen, und Elsnitz und Aussenberg sich der von Düsseldorf her vordringenden Division Championnet entgegen warfen, war bis gegen Mittag sämmtliches Geschütze und der ganze Wagenzug in Sicherheit gebracht, der sich über Ratingen hinaufzog. Dann vereinigte sich Erbach mit der am Grafenberg stehenden Abtheilung, schlug den Feind noch mehrmals auf allen Punkten zurück, und zog dann, immer fechtend, in geschlossener Ordnung über Mettmann nach Elberfeld.

Am Mittage des 6. Septembers schlug sich die etwa 7000 Mann starke Erbach'sche Schaar mit 45,000 Franzosen herum.

Die Ueberfahrt währte fort auf fünf Uebergangsstellen. Lesèbvre und Kleber trafen am Nachmittage in Düsseldorf ein. Jourdan landete gleichzeitig am Eifelkampfe. Erbach wehrte sich bei jedem Schritte, und seine Reiterei lichtete die Reihen der Franzosen. Erst am Abende kam die Heerschaar in Elberfeld an. Am 7. gings weiter auf Schwelm und durchs Sauerland über Olpe und Siegen hinaus, bis sich am 17. September die drei Abtheilungen unter Erbach, Prinz Württemberg und Wartensleben bei Limburg an der Lahn vereinigten.

Die preußischen Wachtposten an der Friedenslinie wurden trotz aller Einsprüche, wie am Eifelkamp, auf Seite geschoben, und das kaiserliche Heer zog durch's neutrale Gebiet, zwar eilfertig, doch in Ordnung. Noch am 7. September streifte eine Abtheilung Schwarzenberg-Planen mit fünf Geschützen bis über Mettmann zurück, und am 8. schon kam die Nachhut in Schwelm an. Nämlichen Tages erschien der die Spitze der Nachhut unter Lesèbvre befehligende Generaladjutant Ney in Elberfeld; folgte den Kaiserlichen jedoch nicht gen Schwelm, sondern schlug die Straße nach Lennep ein, mit der Aeußerung, daß er das preußische Gebiet nicht verletzen dürfe. Am folgenden Tage sandte er eine schriftliche Erklärung an den in Barmen wachthabenden preußischen Lieutenant Leonhardi, folgenden Inhalts:

„Die Armeen der Republik werden in keiner Beziehung die Demarcationslinie überschreiten, die wir zu respectiren verbunden sind, und unter allen möglichen Umständen respectiren werden. Ich habe dem Herrn Lieutenant von Stamme mein Ehrenwort gegeben, daß die Neutralitätslinie für die Truppen unter meinem Befehle heilig ist und immer sein wird. Die preußischen Truppen können, wie sie es für gut finden, die Posten zur Beobachtung derselben vertheilen. Die Franzosen haben Befehl sich zurückzuziehen, sobald sie preußische Posten antreffen.“
Lennep, 2. Fructidor. Ney.“

Also erklärten die Herren Republikaner, nachdem sie sich's in der Huckinger Mark mit der Friedenslinie bequem gemacht und ihren Zweck erreicht hatten. Das war rechte französische Großmuth. Auf ähnliche Weise machte sich Ney in der Begehung der Friedenslinie um die Stadt Wipperfurth verdient, die nach seinem eigenhändigen Schreiben von Einquartierung und Kriegslasten verschont bleiben sollte. Diese Stadt war nämlich total niedergebrannt, die Einwohner hatten ihre gerettete Habe über die Friedenslinie gebracht, und es war nichts zu holen allda.

Der General Lesèbvre zog über Solingen, während Championnet rhein entlang marschirte, und Kleber mit der Hauptmacht gegen Benrath vorrückte. Etwa 70,000 Mann Franzosen waren am 8. September auf dem rechten Rheinufer im Marsche gegen Mülheim. In Düsseldorf blieb eine schwache Besatzung unter dem Obersten Winter, zu welcher sich jetzt nach überstandener Gefahr auch die pfalzbaierischen Truppen gesellten, welche mit

den Franzosen in auffallend freundschaftlichem Verkehr standen, den Wachtdienst mit ihnen gemeinschaftlich verrichteten und ihre Befehle im französischen Hauptquartier einholten. Wer früher Verrätherei nur geahnt hatte, der wußte jetzt Bescheid. Selbst die pfalz-bairische Regierung warf sich den Franzosen in die Arme und wurde deren ergebene Dienerin. Die Stadt wurde unter den Schutz der Republik gestellt, und dem ganzen Lande Großmuth, Schonung, Menschenrechte, Freundschaft und Verbrüderung versprochen. Jedoch wie sehr sich die Befehlshaber auch angelegen sein ließen, den Bewohnern des rechten Rheinufers eine günstige Meinung von den ungebeten Gästen beizubringen, wie sie anfänglich in Städten sich auch bemüheten, Mannszucht zu halten, so waren sie doch ohne Macht und ihrer Einige auch ohne Willen, dem Greuel der Plünderung auf dem Lande zu steuern, und drückten die Gemeinden überdies noch durch unerschwingliche Brandschätzungen in Geld und Lebensmitteln (Contributionen und Requisitionen).

Es ging die Sage, den Truppen sei vor dem Rheinübergange versprochen worden, daß jenseits jeder Gemeinde 500 Livres in baarem Gelde erhalten solle. Da aber kein Geld in der Kriegskasse gewesen, so habe man auf die Plünderung der Dörfer gewiesen, um die Truppen bei guter Laune zu erhalten. Das Betragen des Heeres scheint wirklich die Wahrheit jener Sage zu bestätigen. Auch in den im Sommer 1795 an's Heer gerichteten Aufrufen finden wir die Vertröstung, daß es den Kriegern auf dem rechten Rheinufer an nichts mehr gebrechen solle. Die von Düsseldorf aus verbreiteten Plakate der Befehlshaber Winter, Collaud und Kleber blieben bloß französische Redensarten. Die Mannszucht stand bloß auf dem Papiere, das ohne schamroth zu werden jede Lüge geduldig trägt.

Schon die zuerst unterhalb Düsseldorf vorgedrungenen Republikaner plünderten die Neustadt und die zunächst liegenden Dörfer. Die Festung Düsseldorf blieb, einige Häuser ausgenommen, noch ziemlich verschont, jedoch mußte sie diese Schonung mit vielem Gelde erkaufen, und der Volksvertreter Gillet schrieb am 8. September eine Zwangslieferung aus von 10,000 Centner Weizen, 10,000 Centner Roggen, 8000 Centner Gerste, 10,000 Centner Hafer, 10,000 Centner Heu, 20,000 Centner Stroh, 500 Stück Hornvieh, 600 Stück Schaafse zc. Der Lieferungsbefehl begann mit „Verbrüderung“ und schloß mit den schrecklichsten Drohungen für den Fall der Säumigkeit. Das ganze Land mußte dazu beisteuern, und wurde gleichzeitig vom Heere ausgeplündert. Am 17. September folgte eine Brandschätzung von 3 Millionen Livres in baarem Gelde. Damit dies desto rascher eingehe, hob man aus allen Bezirken die angesehensten Einwohner als Geiseln aus, und hielt sie in Gefangenschaft, bis das Geld gezahlt war. Doch als mehrere Elberfelder und Düsseldorfer Einwohner dem

französischen Commissair durch persönliche Douceurs begreiflich gemacht hatten, daß es dem Herzogthume Berg unmöglich sei, 3 Millionen aufzubringen, so wurde die Hälfte erlassen.

Diese beiden ersten Brandschatzungen betrafen das ganze Land. Daneben wurde aber auch noch jede Stadt, jeder Amtsbezirk zu besonderen Leistungen angehalten, je nachdem ein Befehlshaber dort einzog, der Gelüste oder Bedürfnisse hatte. Durch persönliche Geschenke ließ sich aber die Lieferung meistens abkaufen, oder heruntersetzen. In allen Gemeinderechnungen aus jener Zeit kommen solche Douceurs an die berühmtesten Generale der Republik vor. Der Erfolg steigerte die Geldgier. Kleidungsstücke, von den Schuhen bis auf Hut und Hemde, Lebensmittel, Kaffee, Zucker und Haarpuder, der damals üblich, waren Gegenstände der Lieferungen. Alle Befehlshaber, vom Obergeneral bis zum Sergeanten herab, forderten im Namen der Republik und der Verbrüderung alles, was sie für ihre Person, für ihre Frauen und Freundinnen, oder für ihre Truppen bedurften. Im Säumnißfalle brachten Raub und Gewalt unsägliches Elend. Der geringste Theil des Erpreßten floß dem Heere oder dem Gemeinwesen zu.

Wie sie in Köln gethan, so packten die Ausleerungscommissarien auch auf dem rechten Rheinufer alle fahrbaren Kunstgegenstände ein, um dieselben als Siegeszeichen nach Paris zu senden. Auch das Erzbild Johann Wilhelms auf dem Marktplatze zu Düsseldorf war dazu ersehen. Doch einige wohlangebrachte Douceurs ließen die Fortschaffung für zu schwierig erklären. Die Goldstücke blieben selbstverständlich in den Taschen der Empfänger, und das Erzbild auf dem Marktplatze. Jeder Kriegsbeamte sorgte zuerst für seinen Säckel, dann für Paris. Alle wollten reich werden. Daher auch die Nachsicht der Generale bei den Ausschweifungen ihrer Untergebenen. Doch gab es auch Officiere, die gleich rettenden Engeln manche Familie vor Beraubung, manche Jungfrau vor Gewaltthat aus dem rohen Haufen retteten. Selbst Lesèbvre, dessen Division aus dem raubstüchtigsten Gesindel bestand, unter welchem die Brigade Lorge die Hefe bildete, kam wie Lorge selber den hilfessuchenden Bürgern immer freundlich entgegen und gab ihnen Schutzwachen soviel sie verlangten, freilich für Douceur und baares Geld. Je freundlicher die Befehlshaber und je roher die Truppen sich bewiesen, desto mehr Baares strömte den Ersteren zu. Nur in dreien jener französischen Generale fanden wir uneigennützig, wahrhaft republikanische Helden. Sie waren Richpanse, Bernadotte und Hoche. Auch Macdonald bewies sich als Ehrenmann. Ehre, dem Ehre gebührt! Doch was unsere Väter in derber deutscher Sprache Liederlich nennen, das waren die Franzosen alle, vom heiligen Ludwig bis zu seinem 16. Namensvetter, der die Sünden

seiner Väter küßte. Die Republikaner waren erst vollends recht liederlich und bezeichneten diesen Schmutz als Nationaltugend mit dem Wörtlein galant. Doch dieser Nationalschmutz ward die unerträglichste Geißel unserer Heimat, der Hauptgrund der Rache und des Franzosenhasses. Was man aber an den Republikanern am seltensten wahrnahm, war irgend eine republikanische Tugend. Durch schöne Nebensarten suchte man diesen Mangel zu ersetzen. Der Gleichheitsschwindel war damals schon in den Köpfen gebildeter Officiere vorüber, und während sie Leuten aus s. g. höheren Ständen anständig begegneten, behandelten sie unsere biederen Landleute wie das Vieh. Die Gleichheit gründete nur in dem Hasse gegen Alles, was über ihnen stand. Die Freiheit bestand in vollständiger Entzügelung der Leidenschaften. Drei Republik- und Kriegsjahre hatten hingereicht, diese ehemals so gutmüthigen und lenkbaren Franzosen zu blutgierigen Tigern zu bilden, und überhaupt jede rauhe Seite nach Außen zu kehren. In einer rheinischen Stadt suchte damals ein bekannter kurfürstlicher Beamte mit großsprecherischen Worten seine Verdienste um das Volk recht demokratisch darzulegen. Doch ein in der Versammlung anwesender Volksrepräsentant sprang wüthend auf ihn zu: „Bürger, was hast Du fürs Volk gethan? Dreck, nur Dreck ist's gegen das, was ich gethan habe, denn ich besitze das größte Verdienst, für den Tod eines Königs gestimmt zu haben.“ — So tief waren sogar die Gebildeten im Volke gesunken, daß sie die Theilnahme am schändlichsten Morde für höchstes Verdienst priesen. So ist stets die politische Freiheit dort ein Unheil, wo sie in der sittlichen keinen Halt hat. Wie entfittlicht die Franzosen damals aber waren, hatten schon die Emigranten durch ihre natürlichen und unnatürlichen Laster und Ausschweifungen bewiesen. Mit der Verachtung der Religion, die damals von der Republik förmlich abgeschafft war, wurde die Verthierung des wilden Heeres vollständig, das unsere Heimath überfluthete.

So war das Kriegsunheil über das Vaterland hereingebrochen. Die löbliche Absicht, Zucht und Ordnung in Frankreich wieder einzuführen, zog das Verderben über die Gränze heran. Im Jahre 1793 schon gab's einsichtige Leute, die dies vorsahen und vom Zuge abmahnten. Von Außen unbelästigt würden die Franzosen im Innern bald beruhigt gewesen sein. Es geht den großen Kindern mit der Revolutionskrankheit, wie den kleinen mit den Masern. Wenn man die Patienten im Hause warm hält, so verschwinden die Fieber und rothen Flecken ungefährlich von selber wieder. Führt aber von Außen rauhe Luft oder kaltes Eisen dazwischen, so ist nicht abzusehen, was für Schlimmes daraus entsteht.

Zweiter Abschnitt.

Wie die Franzosen zu Opladen über die Wupper zogen, und wie es den Landleuten darüber erging.

Es war die von Lesèvbre befehligte Vorhut des französischen Heeres, Ney an der Spitze, dem kaiserlichen Heerhaufen unter dem Grafen Erbach immer nur schrittlings und oft zurückgesprengt, vom Rheine bis zur Wupper, die Friedenslinie entlang, gefolgt. Keine Flucht, kein geschlagener Feind ward sichtbar, nur ein geordneter Heerbann, der nichts verlor, was sonst auf einem Rückzuge eingebüßt wird. Die französischen Herresabtheilungen unter Kleber, Collaud, Grenier, Championnet und Tilli zogen die Rheinebene hinauf, wo sich die zum Heerlager des Prinzen von Württemberg gehörigen deutschen Kriegsvölker unter dem General Schwarzenberg langsam zurückzogen, und an geeigneten Orten die an Zahl fünfzehnfach überlegene feindliche Heermasse durch kurzen Widerstand aufzuhalten bezweckten, um zur Fortschaffung des Heergepäckes und des schweren Geschützes Zeit zu gewinnen.

Am 8. September 1795 entwickelte und ordnete sich die französische Hauptmacht in drei Colonnen vom Rheinufer bei Baumberg über Berghausen und Immigrath bis zur Landwehr hin. Die bis Elberfeld vorgerückte Vorhut kehrte größtentheils auf den Wegen von Hilden und Solingen zum Hauptheere zurück, nur Ney streifte weiter über Lennep die Friedenslinie entlang. Das ganze Amt Monheim war von den lagernden Truppen vollgedrängt. Nie hatte des Krieges eiserne Hand so schwer auf dem Lande gelegen. Ohne Borräthe und Lebensbedürfnisse, wie das republikanische Heer ankam, nährte und kleidete es sich von Raub und Brandschatungen. Kriegsschaaren drangen in die Häuser, in Scheunen und Viehställe, und raubten und plünderten was sie nur fortzubringen vermochten. Niemand war Herr in seinem Hause. Den Kranken sogar wurden die Betten unter dem Leibe weggerissen und in's Lager gebracht. Lebensmittel, Kleidungsstücke, Leinwand, silberne Löffel, Geld, Töpfe und Kessel, Holz, Heu und Hafer, Brod und Butter, Fleisch und

Früchte, trugen sie hinweg und schlachteten Kühe, Schweine, Gänse und Hühner. Wofür die Leute sich jahrelang geplagt, das wurde nun auf einmal die Beute des Feindes. Der mühsam gesammelte Wintervorrath ging an einem Tage dahin. Nichts ließ man den Landleuten, die, von der Menge der Räuber gleichsam erdrückt, händeringend und jammernd rathlos und thatlos zusahen, und Schlimmeres noch an ihrer Ehre erlitten durch die viehische Rohheit jener Haufen, die Mädchen und Weiber auf die empörendste Weise mißhandelten und sogar ins Lager schleppten, so daß ihrer Viele an den Folgen dieser Entwürdigung schon im Lager eines bejammernswerthen Todes starben, viele der schuldlosen Opfer aber ein sieches zerknicktes Leben davon trugen. Manche wohlhabende Familie kam da für immer an den Bettelstab, manchem reinen Gemüthe war das jüngst so heitere Leben für immer vergällt, und tiefe Schauern nie zuvor geahnten Unheils und Elends dunkelten in jeder Familie. Da lernte man die so schnell ausgesprochenen Namen der Greuel des Kriegs kennen.

Je langsamer das Heer vorrückte, desto schlimmer erging es dem Landmanne. Im Uebermaße seines Elends verwünschte er die deutsche Tapferkeit, die den Feind aufzuhalten wagte. Am 8. September standen die kaiserlichen Feldwachen noch zwischen Neusrath und Richrath. Viele Franzosen, die sich zu weit zum Plündern vorgewagt hatten, wurden von ihnen niedergehauen oder gefangen. So kamen am Nachmittage des 8. Septembers gegen 4 Uhr von Lefebvre's Heeresabtheilung einige reitende Jäger von Hilden plündernd herabgezogen, und drangen in das Pfarrhaus zu Richrath. Mit gezückten Säbeln stürmten sie, gleich Rasenden, in die Wohnung des Friedens unter dem Rufe: „Freiheit und Brüderschaft! Geld oder Tod und Flammen!“ An dem Schrecken und Schmerzgestöhn der Mißhandelten sich ergößend, wählten sie der besten Habe, soviel sie fortzubringen vermochten, und banden den Raub auf ihre Kasse. Dann durchtobten sie wiederum das Haus, schlemmten in dem Weine des Pfarrers und zwangen ihn, den Pferden ein mit Wein gefülltes Gefäß zum Sausen vorzuhalten. Doch die auf der Anhöhe bei der Josephskapelle als Vorposten stehenden Husaren des Regiments Barco, durch getreue Landleute benachrichtigt, stürmten mit dem ungar'schen „remdemdem“ heran. Drei Franzosen gegen einen Kaiserlichen; aber sie wurden sämmtlich niedergehauen oder gefangen mit ihren Pferden davongeführt, mit Ausnahme eines Einzigen, dem es gelungen war, sich im Rauchfange des Backhauses zu verstecken. Dort blieb er bis zur Dämmerung. Da er aber auf's Dorf zulaufen wollte, holten ihn die Bauern ein, und überlieferten ihn den Kaiserlichen. Seine Taschen waren gefüllt mit silbernen Pöffeln, Schuhschnallen, Ohrringen und anderen Pretiosen, und in den großen Stülpstiefeln fand man vierzehn

Taschenuhren, die er bereits republikanisirt hatte. Also beladen kam er im Wettlaufe nicht davon.

Am 9. September, Morgens 2 Uhr, erhielt das lagernde Heer den Befehl zum Ausbruche. Lärmgeschüsse, Trompetenschall und Trommelrasseln, Pferdegewieher, das Gebrüll der mitgeführten Kinder und der Ruf: zu den Waffen! durchtobten die Stille der Nacht. General Vorge rückte mit seiner überberücktigten Brigade im hellen Mondschneie gegen die Wupper. Weil an diesem Gesindel am wenigsten verloren wor, so wurd' es immer in die Spitze gefehrt. Die deutschen Vorposten gaben Feuer und zogen sich zurück. Nach einigen Kaufereien führten die Deutschen bei Neusrath zwei Reitergeschütze auf, deren Morgengruß das Vorrücken bis Tagesanbruch hemmte.

Die Franzosen bereiteten ihren Angriff sorgfältig vor, als ob sie es mit einem kampfgerichten Feinde aufzunehmen hätten. Doch standen ihrer mehr als zwölf gegen einen. Bloß 3000 Kaiserliche mit 9 Geschützen hielten den Wupperübergang bei Dpladen besetzt, und von dort bis zum Ausflusse der Wupper in den Rhein standen 1200 Mann mit 3 Geschützen, welche die zu Wambach und Neuschenberg geschlagenen Brücken vertheidigten.

Das Dorf Dpladen (up der Laten, Fläche) hat wohl seinen Namen von dem Thalkessel, der auf dem linken Ufer nur durch angeschwemmte Sandhügel vom Rheinthale getrennt wird. Diesseits hebt sich das Ufer steiler, höher, da der Fluß den Fuß der Hügel bespült, die abwärts, bei Wambach, ins Rheinthale sich verflachen, aufwärts aber, gegen Friedeburg (Kottenhof) hin, sich stattlicher erheben, so daß auf diesem durchschnittenen Boden, der durch Waldverhacks noch unwegsamer gemacht war, keine Heermasse vordringen konnte. Auch die Fuhrt bei Wambach fanden die Franzosen für den Durchzug nicht geeignet. Sie mußten daher über die Dpladener Brücke durchbrechen. Diese erhebt ihre hohe Wölbung dicht an dem Hügel des rechten Ufers, auf dem die Franzosen naheten, und der viel leichter zu vertheidigen ist, als das linke Ufer, auf welchem das Dorf in langer Zeile liegt. An dessen Ausgange, in der Mitte des Thalkessels, stand die Kirche. Diese, die damalige Hofmauer, und verschiedene zerstreute Häuser und Obstgärten bildeten eine zur kurzen Vertheidigung geeignete Linie, jedoch die südwärts hinter'm Männchenthal steigenden Höhen einen trefflichen Vertheidigungspunkt.

Die Kaiserlichen hatten jeden örtlichen Vortheil wahrgenommen. Unterhalb der Brücke standen leichte Reitergeschütze, welche diese und einen Theil der Straße bestrichen. Zu beiden Seiten der Straße, im Weidenrande des Ufers, hinter Hecken und in Obsthöfen, auch hinter einer kleinen Schanze versteckt, lauerten die Tyroler Schützen auf die Brücke, die kaum 50 Schritte vor ihrem Flintenlauf lag. Das linke Ufer von Neukirchen, bis

unterhalb Neuschenberg, war mit kleinen Feldwachen bestellt. Hinter der Kirchhofmauer standen zwei Geschütze in zweiter Linie, die Straße zu segnen, und auf der darüber sich erhebenden Höhenguettingen sechs Geschütze. Die Reiterei blieb auf dem rechten Ufer zu beiden Seiten der Straße verdeckt aufgestellt, bis gegen 9 Uhr ein feindliches Reiterregiment als Vorhut bis dicht an die diesseitigen Häuser anrückte. Da brachen die kaiserlichen Husaren hervor, und jagten die Franzosen in die Flucht, die, obwohl durch mehrere Regimente verstärkt, wie sie einmal im Laufen waren, bis zur Hauptmacht bei Neusrath getrieben wurden. Ein zweiter und dritter Reiterangriff wurde mit gleichem Erfolge zurückgeworfen, bis gegen Mittag der Kern des französischen Heeres sich auf den Höhen von Dpladen entwickelte, in langgestreckter Linie den Saum der Hügel gewann, und zu beiden Seiten der Straße die Geschütze auffuhr. Da donnerten von Rheindorf bis Neukirchen hinauf die Kanonen und knatterte das Gewehrfeuer. Die kaiserliche Reiterei zog sich über die Brücke ins Dorf zurück. Den zwei französischen Grenadierbataillonen, welche über die Brücke vordringen wollten, warf sich ein österreichisches entgegen, und trieb sie zurück bis unter die Geschütze, deren Kugeln wirkungslos blieben, weil sie zu hoch gingen. Ueber eine Stunde dauerte das Schwärmgefecht. Dann folgte Mittags der zweite Sturm, der gleichfalls mit Verlust zurückgeschlagen wurde. Erst nach 3 Uhr Nachmittags, als die Kaiserlichen ihre Geschütze jenseits des Männchesthales aufgestellt hatten, drangen die Franzosen über die Brücke, und die deutschen Schützen zogen sich unter fortwährendem Feuer durch die Obstgärten zurück, bis sie in der Mitte des Thales, an der Kirche, die Feinde nochmals aufhielten. Dort wiederholte auch die kaiserliche Reiterei ihren Angriff, und rollte die Vorgebrungenen aufeinander, wodurch die am Kirchhof stehenden Geschütze Zeit zum Rückzuge gewannen. Doch bei weiterm Vordringen nach dem südwärts steigenden Boden sahen sich die Franzosen erst recht ernstlich aufgehalten, und es würde ihnen große Anstrengung gekostet haben, diese Hügel des Männenthales zu gewinnen, wenn General Schwarzenberg nicht die Nachricht erhalten hätte, daß die Feinde auch über Wambach vorgebrungen seien. General Championnet war dort über die Wupper auf Bürrig und Neuschenberg mit einer Division in Anmarsch. Um nicht umgangen zu werden, mußten die Kaiserlichen den Dhünbach zu erreichen eilen.

Während dieser Bewegung war es, als ein einzelner österreichischer Reiter eine Heldenthat, oder, wenn man's anders nennen will, einen Glückstreich ausführte, der noch lange im Andenken der Dpladener fortbehalten wird. Ein kaiserlicher Husar nämlich, vom Regimente Karaczay, der die Nacht über Vorpostendienst verrichtet hatte, war am Morgen von Anstrengung erschöpft

und vom Branntwein betäubt, in einem Stalle jenseits der Brücke neben seinem Kofse eingeschlafen. All der Donner des Geschützes, das Plagen der Hohlkugeln, das Knattern der Musketen und der Lärm der Brückenerstürmung hatten ihn zu wecken nicht vermocht. Erst dann, als das Waffengegürtel sich an die Südseite des Dorfes gewälzt hatte, waren die Bewohner aus den Kellern ihrer Häuser hervorgestieg, hatten den Schläfer bemerkt, und ihn mit dem Kufe: „Die Franzosen sind da!“ aufgerüttelt. „Die Franzosen?“ gähnte der bärtige Krieger, ohne die mindeste Furcht zu äußern: „rasch ein Glas Branntwein und dann d'rein!“ — Hurtig machte er seine Rüstung zurecht, führte sein gutes Ungarroß aus dem Stalle, saß auf, zündete seine Tabakpfeife an, trank, und stürmte dann mit geschwungenem Säbel durch das geöffnete Thor des Hofes, durch die dichtesten Haufen der Feinde, welche über die Brücke ziehend den Rücklingskommenden erst bemerkten, als er vorüber gesaußt war. Ein französischer Rittmeister, der ihm, an der Brücke umschauend, den Weg vertrat, war der Erste, den er mit kräftigem Hiebe vom Pferde warf, und dann durch das vom Feinde wimmelnde Dorf, immer um sich hauend, kam er glücklich bei den Seinigen an. Weil dies zur Zeit geschah, als der Kampf im Dorfe längst vorüber war, und die Einwohner an die Fenster ihrer Häuser gekommen waren, um den Durchzug der Franzosen zu sehen, so sind der Augenzeugen viele, und manche Einzelheit wird von diesem Glücksritze erzählt, wie abgehackte Arme und gespaltene Köpfe den Weg bezeichneten. Der alte Jäger Adams zu Dpladen, ein Augenzeuge, verwahrte und zeigte als ihm werthvolles Wahrzeichen einen Zierknopf, wie solche die kaiserlichen Husaren statt jetziger rothen Nahtstreifen die Außenseite der Beinleider hinabgereiht trugen. Diesen Knopf hatte der Husar im engen Gäßchen abgestreift, als er vom Stalle zur Straße sprengte. Da die Franzosen mitten im Kriegsjubel keinen Feind mehr vermutheten, flog der Husar gleich einer gespenstigen Erscheinung an ihnen vorüber, und es war immer zu spät, wenn man ihn fassen wollte.

Trotz des anhaltenden siebenstündigen Feuers, trotzdem, daß die Brücke von Stückkugeln hart beschädigt, und ihr Steingelände sammt dem Standbilde des heiligen Johann von Nepomuk vom Blei der Flintenschüsse wie übersilbert war, so hatten die Kaiserlichen doch bloß 13 Mann im Kampfe eingebüßt, wogegen die Sieger, welche ihre Verluste gewohnter Weise zu verheimlichen suchten, mehrere Karren voll Todter und Verwundeter landwärts fuhren. Das unablässige Kriegsgetöse aber scheuchte die gewohnten Singvögel so, daß weder Meisen noch Sperlinge sich für lange Zeit in die Gegend wagten, und Krähen und Uxeln erst mit den Zugvögeln wieder zum Vorschein kamen.

Obwohl die französische Hauptmacht jetzt von Bürrig und

von Opladen her vordrang, so verwehrten die Kaiserlichen dennoch den Uebergang über den Dhümbach am Küpperstege, so daß die Republikaner über Nacht auf der Haide, am Schaafstalle, lagern mußten. Fortwährend beunruhigt zogen die Kaiserlichen erst bei Tagesanbruch des 10. Septembers gen Mülheim zurück, immer nur schrittlings und von Zeit zu Zeit die Verfolger durch kühne Reiterangriffe zurückwerfend. Sogar einzelne Husaren brachen häufig von der Nachhut ab, und hieben in die Spitze der feindlichen Vorhut ein, was bei den besseren Pferden meistens mit glücklichem Erfolge ablief. So stürmten die bei Flittard lagernden Koburger Dragoner die Franzosen dreimal zurück. Ein Husar von Barco aber, der ganz allein gegen die französischen Chasseurs geplänkelt und ihrer Viele gefällt hatte, büßte dort seine Verwegenheit mit dem Leben. Gegen 10 Uhr Morgens verließ die kaiserliche Nachhut das ausgeräumte Lager bei Mülheim und folgte dem Hauptzuge der Frankfurter Straße gen Siegburg, oft noch dem Feinde die Stirn bietend, ohne Verlust an Pferden und Geschützen. Bei den Landeseinwohnern, welche dort die überwiegende deutsche Kraft gewahrten, und Augenzeugen davon waren, wie wenige deutsche und ungarische Reiter ganze Schwärme von Feinden vor sich her trieben, ist der Argwohn unvertilgbar, daß nur Verrätherei und Bestechung den Franzosen zum Siege verholfen hätten. Eigne Anschauung erkundet gewöhnlich richtiger, als man aus parteilichen Berichten zu thun vermag.

Während die Vorhut unter dem Brigadegeneral Lorge den Kaiserlichen folgte, lagerte das Hauptheer der Franzosen am Mittage des 10. Septembers in drei Heeresssäulen, so daß der rechte Flügel unter Championnet zwischen Stammheim und Mülheim, das Mitteltreffen unter Kleber, Grenier und Tilli am Emmerich bis Willeforst, und der linke Flügel unter Lesèbvre zwischen Schlebusch und Dünnwald stand. Lesèbvre selber nahm im Kloster Dünnwald Quartier.

Der Stadtrath zu Mülheim, durch Nachrichten von Plünderung geschreckt, hatte für gut gefunden, eine Gesandtschaft der angesehensten Bürger mit dem Stadttrompeter Flötman zu entsenden, und die Befehlshaber mit goldgefüllten Händen um Schonung anzuflehen. Sie brachte dem General Kleber ein treffliches Frühstück von westphälischem Schinken und Rothwein, sein von Münster her gewohntes Leibgericht, mit, und wurde aufs freundlichste empfangen, — Nichts verschmäht, wie alle diese Geschenke und spätere Bestechungen der Befehlshaber aus den Gemeindeclrechnungen des Mülheimer Magistrats noch zu ersehen sind. Der Brigadegeneral Bonnamie rückte mit seinen Elsäffern zuerst in die Stadt und behauptete die Sicherheit der Personen und des Eigenthums. Ihm folgte das Hauptquartier, erst Kleber und dann auch Jourdan mit mehreren Generalen und Adjutanten. Die

Bürger boten Alles auf, den Wünschen der Sieger zu begegnen und sie durch Opfer aller Art zu gewinnen. Die Gäste ließen sich's wohl sein, thaten viel für gute Zucht, hielten aber mit ungebührlichen Anforderungen nicht zurück. Während die Kriegskommissarien, Generale, Majore und Hauptleute Forderungen mancherlei Art an den Magistrat stellten, und zur Abfindung gegen Naturalplünderung Geld, Vieh, Getreide, Wein, Pferde und Geld und wieder Geld erpreßten, konnten sie doch nicht verhindern, daß die Soldaten den Anfang der Plünderung machten und in mehreren Häusern Unfug und Gewalt an Personen verübten. Bloss bei Geschwistern Cramer raubten die Ohnhausens 2600 Thlr. in Baar, und für 400 Thlr. Kleidungsstücke und Hausrath; bei Wittve Schlickum raubten sie an Leinwand, Weiberkleidern und Schmucksachen für 551 Thlr. und bei Friedrich Schiefer für 6176 Thlr. u. s. w. — Der durch vereidete Schätzer ermittelte Werth der Gesamtplünderung an jenen Septembertagen betrug für die Stadt Wülheim über 53,000 Thlr. Dazu kamen noch die Erpressungen und der Schaden der Kaufleute durch Ankauf mit Assignaten, indem die Republikaner einen werthlosen Papierstreifen, den Niemand wechseln mochte, für gute Waaren gaben. Diese Art Räuberei verübten besonders die Befehlshaber, die Sammet und Seide, Roß und Wagen dafür ankauften. Unter dem Assignatenverzeichnisse des Kaufmanns Christoph Schmäz kommt auch General Kleber vor, der für 200 Livres Wein kaufte. Wer aber sich weigerte, auf die Assignaten noch sein gutes Geld herauszugeben, der war ein Feind der Republik und des Todes schuldig. Das Kostspieligste waren die Tafelbedürfnisse der Officiere, die auch sogar Bälle auf Stadtkosten befahlen. Das Schlimmste aber war hier wie überall die Vernichtung aller Sittlichkeit. Doch hatte Wülheim, wie überhaupt alle Städte, die um die Bereicherung der Generale Verdienst erwarben, sich eines erträglicheren Looses zu erfreuen, als die umliegenden Dörfer. Das ganze wilde Betragen des Heeres und die glatte Freundlichkeit der Befehlshaber, schienen bloss darauf abgesehen, durch den Schrecken nur reichere Douceurs für Schutzwachen zu erndten. Die friedlichen Dörfer und Weiler aber wurden gänzlich ausgeplündert. Sobald die Schaaren gelagert hatten, zerstreuten sich zahlreiche Schwärme nach allen Richtungen. Der Wahlspruch dieser Helden: „Friede den Hütten und Krieg den Palästen!“ wurde nicht bewährt. Die Hütten wurden so wenig, wie die Schlösser verschont. Den Räubern gleich, halbnackt oder zerlumpt, oft in eben geraubten Kleidern der Landleute, in Weiberröcken und Priestergewändern stürzten die Verkünder der Menschenrechte und Tugend mit drohend gezückten Waffen in die Wohnungen. Ihr Gruß war: „Geld oder Tod!“ Der Drohung folgte Mißhandlung, dem Widerstande Mord und Brand. Nicht, wie Kriegerern geziemt,

gegen Krieger nur stritten diese Helden der Republik, sondern gegen das wehrlose Landvolk, das sie gleich dem Wildpret erjagten und ihm Alles entrißen, Habe und Ehre, oft auch Gesundheit und Leben. Zuerst wurde nach dem Gelde, dann nach der Taschenuhr gegriffen, dann kamen die silbernen Schuhschnallen an die Reihe, und endlich die Kleider bis auf's Hemde, so daß mancher eben noch Wohlgekleidete nackt und blutend in die Wälder floh. Ohne retten zu können, vernahmen die Fliehenden das Hülfegeschrei ihrer mißhandelten Väter, ihrer viehisch entwürdigten Weiber und Töchter.

Die Rohheit und Raubgier des wahrhaft wilden Heeres und die Zerstörungswuth dieser neuen Vandalen überstieg an einigen Orten sogar die Schwedengreuel des 30jährigen Krieges. Sie war raffinirter. Herr Heinrich Nolshoven, Pächter des großen Schönratherhofes bei Mülheim am Rhein, ein sehr wohlunterrichteter Mann, der damals Schöffendienste leistete und die Gemeinde Dünnwald vertrat, schrieb von jenen Tagen in sein Tagebuch:

„Das Heer der Franzosen gleicht einer Bande geldgieriger und blutdürstiger Barbaren. Sie kommen um angeblich eine eingebildete Freiheit zu bringen und verbreiten in Wirklichkeit die Greuel der Verwüstung. Die Heere haben sich in wüste Räuberbanden aufgelöst, die von gefehgebender Nationalversammlung angewiesen sind, in zahlreichen Horden friebliche deutsche Lande zu überfallen, Pferde, Vieh, Geld, Silber, Lebensmittel, Kleidungen, Geräthe und Alles was fortbeweglich ist zu plündern, was sie nicht fortbringen können, durch Feuer und Zerschlagen zu zerstören, Weiber und Töchter zu mißhandeln und allen Greueln der viehischen Unzucht Preis zu geben, Väter und Söhne fortzuschleppen und zu Kriegs- und Räuberdiensten gegen ihr eignes Vaterland zu zwingen oder sie wie wilde Thiere zu verfolgen, zu mißhandeln und zu tödten. Daß viele Bauernsöhne von der andern Rheinseite zum Raubdienste gepreßt worden, bewies sich in den ersten Tagen als die Karmagnolen durch Mülheim zogen dadurch, daß sie Bürger, die auf der andern Rheinseite verkehrten, mit Namen anriefen und in deutscher Sprache schrien, daß sie Freiheit und Menschenrechte, Gleichheit und Bruderliebe brächten. Andere überrheinische Burschen, die auf Vorposten an der Agger gestanden, haben ihre Waffen fortgeworfen und sich über die Demarkationslinie geflüchtet, um mit den gefehlosen Banden, zu denen sie gepreßt wurden, nichts mehr zu schaffen zu haben. Einige haben kaiserliche Dienste angenommen, andere haben sich im Oberbergischen als Arbeiter aufgehalten und dort erzählt, daß die Republikaner auch auf dem linken Rheinufer bei ihrer Ankunft nicht besser gehaust haben.

Wie rohe Jäger ihre Lust daran haben das wehrlose Wildpret zu hegen und das Verwundete zum Todeskampfe mitleidlos zu verfolgen, so haben sich die französischen Republikaner angewöhnt, mit den armen Bauern umzugehen. Sie haben sich an ihrer Qual geweidet wie die Jäger beim Fuchssprellen und Hasenheken zc.“

Ein anderer Augenzeuge, der damalige Pastor zu Richrath, Hermann Joseph Lodovici, der im Kirchenlagerbuche die merkwürdigsten Ereignisse aus seiner Gemeinde aufzeichnete, spricht von diesem Heere mit folgenden Worten:

„Die zahlreiche Armee unter dem Oberbefehl des Generals Jourdan bestand mehrentheils aus zügellosen Horden, Banditen, und Menschen ohne

Zucht und Ordnung, die unter das Vieh herabgesunkene Thaten begingen, vor denen ein Kannibale zurückschaudert. Wohin sie nur kamen, fielen sie in die Wohnungen, stahlen und raubten mit unerfättlicher Habgier Alles, was sie nur aufzufinden und fortzubringen vermochten. In den Häusern der Reichen, wie in den Hütten der Armen, wurde mit unbeschreiblicher Raubgier Alles durchsucht, durchwühlt und umgekehrt. Keller und Gärten wurden aufgegraben, und selbst die Gräber der Todten sind hier und dort nicht verschont geblieben, weil bei jüngstbeerdigten Personen goldene und silberne Schmucksachen vermuthet wurden. Dies alles ist gleich begreiflich, wenn man erwägt, daß es war ein Heer ohne Vorräthe, gleich den Hunnen und Alanen; sie kamen großentheils ohne Schuhe und Strümpfe, zerlumpt und zerfetzt hier an. Bei dem Raub, den Plündereien und Gewaltthaten begnügten sie sich nicht einmal, was sie nur konnten hinwegbringen zu nehmen, sondern sie verbrannten und vernichteten auch das, was sie weder zu gebrauchen noch fortzuschaffen vermochten. Sie zerschlugen die Bettstellen, streueten die Federn in den Wind, oder mischten dieselben unter Stroh, Viehfutter oder ausgelassenes Del; und Del und Wein, Bier und Essig gossen sie untereinander, um Jedes und Alles völlig zu verderben; sie zerschlugen die Möbel u. s. w. Die Kirchen wurden erbrochen, z. B. zu Himmelgeist, Itter, Benrath, Baumberg, Monheim, Gittdorf, Rheindorf, Neusrath, Schlebuschradt u. s. w., heilige Gefäße, Paramente und Leinwand geraubt, die heiligen Hostien zur Erde geworfen, unter das Pferdefutter gestreut, mit dem heiligen Del die Schuhe geschmiert u. s. w. Dabei hatten sie ihre Lust daran, zu sengen und zu brennen, und die Menschen sogar mit zu verbrennen, wie sie zwei meiner Pfargenossen lebendig verbrannten. Das wollten sie auch an mir verüben, und mit einem brennenden Strohwiß mein Haus in Brand stecken; mit Geld aber wandte ich dies Unglück ab. Besonders verabscheuungswürdig machten sich die Franzosen durch ihre zügellosen Ausschweifungen in viehischer Unzucht. Weiber von siebenzig Jahren wurden ebensowohl, als Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, auf das Grausamste, selbst im Angesichte ihrer Männer, Kinder oder Eltern geschändet und mißhandelt. Selbst von der frebelsten Schändung und Mißhandlung der Knaben sah ich die abscheulichsten Beispiele. Kurz, die Greuel der Zügellosigkeit, der Verwüstung, der Verheerung und der Barbarei dieser neuen Vandalen sind ohne Maß und Gränze, ja über allen Glauben, und neben dieser so schändlichen und unmenschlichen Behandlung wurden wir hier, und wo sie nur hinkamen, durch die härtesten Brandschakungen und Requisitionen heimgesucht. Das Amt Monheim sollte gleich schaffen 2000 wollene Decken, 1000 Matrasen, 600 Mützen, 1500 Kapötte, 1500 Strohfäcke, 1500 Strohpfühle, 6000 Betttücher, 6000 Hemden, 600 Schürzen, 24,000 Maß Rothwein, 3000 Maß weißen Wein, 12,000 Maß Branntwein, 6000 Maß Del, 500 Pfund Baumöl, 2500 Pfund Honig, 10,000 Pfund Reis, 2000 Pfund Pflaumen, 25,000 Pfund Salz, 10,000 Pfund schwarze Seife, 500 Pfund Zucker, 4000 Pfund Puderzucker, und dies noch außer dem Korn, Weizen, Hafer, außer den Kühen und Pferden, die geliefert werden mußten, und dabei wurden alle hochstämmige Waldungen und alles Schlagholz in Requisition gesetzt u. s. w."

Dies die Aufzeichnungen eines Augenzeugen, welche in einer unverwerflichen Urkunde, im Kirchenlagerbuche zu Richrath noch einzusehen sind. Der biedere Pastor, der seine Jahre bisher in Frieden verbracht hatte, fand die Schandthaten der Freiheitshelden für unbegreiflich und scheint jene Horden für eine besondere Menschenorte gehalten zu haben. Doch waren die Franzosen damals wie jetzt und immer, und wie alle andere Völker sind.

Nur der Krieg und die Irrlehren neuer Weltweisen hatten sie damals zu solchen Bestien gebildet. Der Friede erzieht zur Ordnung und Zucht. Er macht den Menschen zum Menschen. Der Krieg und die Lehre falscher Freiheit werfen ihn in die Thierheit zurück, die in jedem Menschen schlummert, wovon die sogenannten Auzgähne nur Andeutung, und die Liebhaberei zu Jagd und Vogelfang, wie die Zerstörungslust des Kindes nur Aeußerungen sind. Vor dieser Verthierung schützen weder Stand noch äußere Bildung, sondern nur: Friede, Ordnung, und vor Allem die menschheitwürdigste Regung, die Religion. Wie politischer Fanatismus und Krieg selbst gebildete Menschen verwildern können, sahen wir an Latour in Wien und an Auerswald und Lichnowsky in Frankfurt bewiesen. Ungebildete waren die Werkzeuge, aber Gebildete die Urheber. Auch in Baden sahen wir gegen heftische Soldaten Aehnliches verüben. Wähne man nur gar nicht, das 19. Jahrhundert stehe zu hoch für jene Greuel des Krieges.

Vom 10. September (Donnerstags) bis zum 13. wurde das ganze Bergische zwischen Wupper und Sieg auf das Scheußlichste geplündert und mißhandelt. Schon am 9. September wurden zu Opladen, Bürrig, Leichlingen und Neufkirchen Häuser und Kirchen erbrochen und beraubt. Peter Husschmied am Rennbaum, dem sie den ganzen Hausrath und das Vieh wegnahmen, wollte Vorstellungen machen, kam aber schwerverwundet, nur durch Flucht davon. Sein Nachbar Jacob Körsgen floh in das Haus und schlug die Thüre zu; eine Kugel traf ihn aber durch das Holz der Thüre in den Schenkel, und Franz Beiderlinden, der friedsam einherging, erhielt gleichsam spottweise einen Hieb in den Arm. Auf dem Kottenhose wurde der dort wohnende junge Gerichtsschreiber Rath Deycks von französischen Reitjägern, die zum Plündern abgesehen waren, angefallen und der Uhr und des Rockes beraubt. Als er die Treppe hinauf eilte, hieben und schossen die Plünderer nach ihm, verwundeten glücklicher Weise nur das Gelände, wo noch die Spuren sichtbar. Ein herzugekommener Officier rettete ihn vor den Wüthrichen. Der jungen Gattin brachte der Schrecken eine vorzeitige Niederkunft und bleibenden Schaden. Das Dorf Neufkirchen wurde um 80 Louisd'or gebrandschatzt, und dort ein alter Bauer, Johann Peter Wittenberg zu Klasbruch, der vor seiner Hausthüre saß und wegen seiner rothen Weste für einen Adeligen gehalten wurde, von Cavalleristen, die ihm Geld abpressen wollten, zu Tode mißhandelt. Nachdem die Reiter ihn bei den Haaren geschleppt und durch Säbelstiche an Kopf und Brust das Geständniß versteckter Schätze nicht erzielt hatten, zertraten sie ihre Pferde, die sehend nicht einmal auf einen Menschen treten, rückwärts über den Hingestürzten, bis er so von den Hufen zerstampft den Geist aufgab. Das war Menschenrecht. Peter Leitscheid, Müller zu Lehnermühle, und

Johann Theodor Peters zu Bruchhausen erhielten, da sie ruhig vor der Thüre saßen, Kugeln zum Gruße, daß sie schwerverwundet sich verkrochen, und Johann Winkgens zu Nittum, ein Knabe von 16 Jahren, wurde erst viehisch mißhandelt, und dann durch Kolbenschläge getödtet. Ein Frauenzimmer, das sich durch die Flucht vor den wälischen Buben retten wollte, wurde am Giesenberg zu Neusrath erschossen, und so der Johann Braches zu Hackhausen.

So ging es in jedem Dorfe, das von den Freiheitshelden berührt wurde. Je freundlicher das Entgegenkommen, desto größer die Wuth. Das Erhaltene sättigte nicht, sondern reizte nur die Raubgier. Ein gewisser Müller zu Muß, ein alter Bauer, der früher im siebenjährigen Kriege Spanndienste für die Franzosen geleistet und als Jüngling mit ihnen in Saus und Braus gelebt hatte, mahnte seine Nachbarn von der Flucht ab, rühmte die Artigkeit seiner alten Bekannten, und versprach sich gute Gesellschafter in ihnen. Er hatte Weißbrod und Wein angeschafft, und wollte die Ankommenden mit Lieblingsspeisen empfangen. Das gerieth aber anders. Als die Chasseurs den Wein ohne Dank getrunken hatten, da forderten sie auch Geld, und als der letzte Kronthaler ausgesäckelt war, hieben sie auf ihren Freund ein und mißhandelten ihn so, daß er bald darauf verschied.

Ein gewisser Hüllstrunk aus Schlebusch war an jenem 10. September bei Schlangennecke einigen französischen Officiers begegnet, die ihn sehr höflich um Weg' und Stege fragten. In heller Freude kam er ins Dorf gelaufen, wo man eben beschäftigt war, das Vieh in die Wälder zu flüchten und die werthvollste Habe auf Seite zu schaffen. Da rief er in demokratischer Begeisterung: „Sie kommen als Freunde und bringen uns Tugend und Menschenrechte; sie nehmen nichts, sie stehlen nichts!“ — Das währte aber kaum eine Stunde, als ein paar Compagnien ihr gewohntes Wesen im Dorfe trieben, davon das Jammergeschrei der Zurückgebliebenen bis in die Wälder drang, und Rauch und Flammen über dem Dorfe wirbelten. Jener Hüllstrunk war der Erste, der um Hülfe schrie. Beraubt und mißhandelt, entkleidet und blutend, war er so von Schrecken betäubt, daß er noch immer schrie, als er schon mitten im Walde in Sicherheit war, und man ihm, um nicht verrathen zu werden, gewaltsam den Mund stopfen mußte. Das erste verständliche Wort, das er hervorbrachte, war: „Da bin ich aber 'mal nah todt gewesen!“ Von diesem Tage an blieb er das Gespötte der Jugend, weil er die Räuber gepriesen hatte. Wenn er 30 Jahre nachher noch durch's Dorf kam, dann rief man ihm nach: „Sie kommen als Brüder! sie nehmen nichts, sie stehlen nichts! Hülff! Hülff!“ und er behielt den Spottnamen „Nah — todt“ all sein' Lebtag'.

Die ersten Franzosen, die man zu Odenthal sah, waren 3 Chasseurs, die am 10. September 1795 auf der Hofstelle Scheidt in das Haus der Wittve Müller drangen, die an der damals herrschenden Ruhrkrankheit hart darniederlag. Das erste Wort war wieder: „Geld oder Tod!“ Die alte Frau langte einen Strumpf mit „Geld unter dem Hauptkissen hervor, und wollte etwas hinzählen, ihr Sohn hielt hülfreich die Hand hin, um's weiter zu reichen. Doch da haackt der eine mit dem Säbel in die Hand des Knaben, die er spaltet, und der andere entreißt der Mutter den Strumpf mit der ganzen Baarschaft. Andere warfen die Kranke aus dem Bettstroh, mißhandelten die Töchter, packten ein, was ihnen diente, und verließen das Haus in Freude über den Jammer der blutenden Bewohner, die sie zuletzt noch mit den Sporen zerfekten. — Mehrere Leute in Odenthal wurden erschlagen. Dies waren alterschwache oder gichtlahme Leute, die zu fliehen nicht vermochten. So der Peter Porzberg, der an der Fallsucht litt, eine gichtlahme Frau an der Dünnen 2c. Alle Pfarrbücher der Gegend führen die Nachricht der an jenen Tagen gemordeten friedlichen Landleute. Gar übel hauseten die Franzosen auch zu Willeforst, wo sie die Wittve Landwehr auf's grausamste mißhandelten, und Pferde, Vieh, Getreide, Geld und Hausrath fortnahmen. In dortiger Nachbarschaft holten sie unter andern drei schon betagte Rentnerinnen, die zusammen wohnten, über Nacht ins Lager, ihren Muthwillen an ihnen zu üben. Eine davon starb andern Tages. In dortiger Gegend behielten die Gutsbesitzer weder Saatforn zur Wintersaat, noch Zugvieh. Die Landleute waren bei dieser Behandlung vollständig betäubt und zerschlagen. Bei der von Landesregierung wegen befohlenen üblichen Vernehmung der Beschädigten gab Görgen Landwehr zu Willeforst am 27. September wörtlich zu Protocoll des Schultheißen zu Bensberg:

„Es habe sehr gewaltsam hergegangen, immerfort mißhandelt und unterm blanken Gewehr in Todesängsten sei er und die Seinen vor Schrecken dabei sinnlos worden, daß sie nicht wüßten, ob die Truppen blau oder grün getragen, oder zu welcher Division sie gehörten u. s. w.“

Auf dem Hause Blech bei Bergisch-Gladbach empfing der hochbetagte Rittergutsbesitzer J. B. de Caluwé, ein Flamländer von Geburt, der im siebenjährigen Kriege Verpflegungsbeamte gewesen, die Ankömmlinge in ihrer Landessprache überaus freundlich, wurde aber, nachdem alle Räume des Hauses durchplündert und Kisten und Kasten zerschlagen waren, in der Weise mißhandelt, daß er in Schmerz und Blutverlust für todt zusammenbrach. Seinem Sohne Franz Wilhelm, der eben nach Hause reiten wollte, begegneten die Plünderer auf dem Felde, nahmen ihm Pferd, silberne Sporen, Geld, Stiefel, Uhr, Rock und Weste unter Mißhandlungen ab, bis er blutend davon lief. Der hatte

als Knabe in der Knüchenschule zu Köln französisch gelernt, aber völlig vergessen. Das Französisch, das er aber von den Franzosen selber lernte, das vergaß er all sein Lebtag nicht mehr und erzählte noch oft, daß die damals modische lange Weste „gilet“ geheißten. Wer die Mittel dazu hatte, floh nach solchen Erlebnissen hinter die Demarkationslinie.

Das Dorf Bensberg wurde trotz der Schutzwachen, die man für schweres Geld hatte hinkommen lassen, kahl ausgeplündert, und in der ganzen Rheinebene blieb fast kein Weiler verschont. Einzeln begegnende Landleute konnten von Glück sagen, wenn es bei der Beraubung bewendete. Ein wohlhabender Mann aus Passrath, Theodor Kirdorf mit Namen, der gerne gut gekleidet einherging, begegnete auf dem Heimwege von der Stadt drei zerlumpte Republikanern im Gemeindewalde bei Dümmwald, die ihn nicht bloß seiner Uhr und Baarschaft beraubten, sondern ihn mütterfadennackt auszogen, und dann in roher Schadenfreude durch die Wachholder und Walddisteln des Niederholzes hekten, und durch nachziehende Kugeln seinen Lauf beschleunigten. Sechs Wochen darnach kam er absichtlich schlecht gekleidet durch Mülheim, und erkannte einen der Räuber wieder, der vor des Generals Kleber Quartier bei van Hees schilbwardschte. Der trug seinen melirten Frack mit silberplattirten Knöpfen, hatte seine Meerschampfeife im Munde, und die sogenannte Bommelage der Uhrkette unter der gelbseidenen Weste stolzieren, während er, der rechte Eigenthümer, in verfalbtem Kittel und in abgeriebener ausgefranzter Hose in Zorn und Wehmuth hinüberschielend, die Stiche der Dornen und Walddisteln noch einmal zu fühlen wähnte. Man pflegte damals zu sagen: die Franzosen seien Kammerdiener, die die Leute auszögen, aber nicht wieder ankleideten.

Ein stämmiger, stärker, als Käufer bekannter Bursche, Gottfried Müller aus Scheidt in Odenthal, wurde am Kreuzweg des Rosenbergs vor Alkenrath von zwei reitenden Jägern angehalten, die ihn der Taschenuhr und der Baarschaft beraubten und ihn heischen Rock und Stiefel auszuziehen. Mit dem Rocke war's bald gethan, die neuen langen Stiefel aber, die er gestern erst vom Schuster erhalten, vermochte er, wie er sich anließ, nicht auszuziehen. Drauf steckte der eine Reiter den drohend geschwungenen Säbel ein, stieg fluchend vom Pferde, warf dessen Zügel seinem Kameraden zu, und trat dem niedersitzenden Bauer mit dem einen Fuße auf den Leib, während er mit beiden Händen an dem hingestreckten Beine zerrte. Als aber der Säbelgriff des gebückten Reiters dem Mißhandelten recht handgerecht wurde, da riß dieser die scharfe Waffe aus der Scheide, durchstieß den Unterleib des Entwaffneten, hatte, ehe der Kamerade wußte, was zu thun war, auch diesen blutend am Boden liegen, und jagte in Hembärmeln mit den beiden Pferden in den Wald. Es waren

gewöhnliche Ackergäule, die vielleicht noch gestern im Pfluge angeschirrt gewesen. Um sich aber bei feindlicher Begegnung nicht zu verrathen, warf Müller die Satteldecken, nebst einem schweren schmutzigen Sacke auf den Weg herab. Gleich darauf kam ein Mann aus der Nachbarschaft und bückte sich, um den Sack aufzuheben, als ein Dritter, der um die Waldecke trat, ihm schallhaft zurief: „Die Franzosen kommen!“ Da ließ jener den Sack liegen und lief davon. Der Schall aber öffnete ihn und fand über 1200 Kronthalen, die er im Dickicht verscharrte. Damit kaufte er 8 Jahre hernach ein schönes Klostergut, zahlte den Restkaufpreis aus dem Erlös gefällter Eichen, und war vom Bettelstab zum Wohlstand gekommen. Doch der einfache Raub gedeiht nicht, wie könnt' es der dreifache! Er verpraßte Haus und Hof, und starb in Armuth. Gottfried Müller aber, der den Geldsack fortgeworfen hatte, verkaufte die beiden Pferde zu Kronsdorf für 15 Thlr.

Im Dorfe Kösrath erschien an jenem 10. September ein Haufen jener bewaffneten Räuber, als dort gerade zum Kirchenpatronsfeste des heiligen Niklas des Tolentiners das Hochamt begonnen hatte. Die Nachricht drang auch in die Kirche, und Viele eilten sogleich davon. Zwar kürzte der Prior des dortigen Augustinerklosters, der die Messe las, die Feier ab, doch wurde er von einem frechen Chasseur noch in der Kirche erreicht, und verblutete durch den Verlust der Hand, mit welcher er eben der Gemeinde den Segen gespendet hatte. Mehrere Andere wurden verwundet, der Boden der Kirche mit Blut bespritzt, durch Verraubung und Mißhandlung wehrloser Weiber entheiligt. Dann drangen die Freiheitshelden in die Wohnungen und Viehställe. Wer flüchten konnte, war schon vor den Kirchleuten geflohen, denn schon waren Nachrichten aus anderen Gemeinden in die Berge hinübergetragen und der Ruf: „Die Franzosen sind da!“ jagte Hausväter und Mütter und Kinder in verwirrter Flucht von Haus und Hof und Habe. Kranke und Greise fuhren übel. Doch an der Sülz, in der Nähe des Königforstes, wohnten damals viele Wilddiebe, verwegene, aus dem Kampfe mit den Förstern blutgewohnte Männer. Als die Franzosen die Häuser ausgeraubt und die Viehställe geöffnet hatten und die Kühe hinwegtreiben wollten, da schossen die Wildschützen hinter Bäumen und Bergen versteckt in den Haufen hinab, und Kühe und Franzosen wurden scheu und liefen davon.

Dritter Abschnitt.

Wie die Franzosen auch über die Agger, Sieg und Lahn hinaufzogen, an der Nidda aber von den Deutschen geschlagen wurden, daß sie liefen bis Düsseldorf, und wie die Landleute zur Wehr gingen gegen die Plünderung.

Alles Land von Düsseldorf bis an die Agger blieb nach Abzug des Hauptheeres von einzelnen Franzosenschaaren besetzt, deren Aufgabe es war, die neuerdings im Namen der Freiheit und Gleichheit ausgeschriebenen Brandschatzungen einzutreiben, dem Heere Vorräthe nachzufahren, und das Land völlig zu entwaffnen. Der Brigade-General Bastoul, der im Schlosse zu Bensberg sein Hauptquartier wählte, überwachte dies Geschäft, und ließ von Haus zu Haus in Stadt und Land die Waffen sammeln, welche auf das Schloß zu Bensberg gebracht und dort verwahrt wurden. Wer nur ein altes Pistol oder einen rostigen Säbel verheimlichte, der sollte als Mordbrenner bestraft werden. Die pfalzbaierische Regierung in Düsseldorf gab sich zur willfährigen Dienerin der Republik her und half diese Raubereien ausführen. Doch lernten die Landeseinwohner fortan die Franzosen kennen und gewahrten, warum es ihnen eigentlich zu thun war, und was ihnen noch über ihre Republik ging. Mit Baarem ließen sie sich bändigen, und wer eine gute Jagdflinte retten wollte, brachte an geeigneter Stelle nur Douceurs anzubringen, so war's geschlichtet.

Die französische Hauptmacht hielt am 11. September 1795 bei Mülheim Ruhetag, über 70,000 Mann an der Zahl, und während Lesèvbre'sche Streifschaa ren die Landleute plünderten und Ney mit der Vorhut an der Sieg gegen die Kaiserlichen plänkelte, führte die Kölnner Schiffbrücke fortwährend Verstärkung an Kriegsvolk, Geschützen und Pulverkarren dem Deutzer Felde zu. Am 12. September brach die ganze Lagerung gegen die Sieg auf. Der General Graf Nauendorf, welcher die Nachhut des kaiserlichen Heeres befehligte, zog, der Uebermacht weichend, unter beständigem Gefecht über die Sieg zurück, und stellte sich bei dem Dorfe Warth auf, in dem Engpasse der nach Uckerath führenden Straße

seine kleine Schaar durch den Vortheil der Stellung mit der ungeheueren Uebermacht des Feindes kampfgerecht zu machen. Auch hier wurde gehörig gepreßt und geplündert. Das an der Hauptheerstraße liegende Kloster Siegburg blieb hinfort ein Gasthof für die französischen Befehlshaber. General Ney gab ihm die erste Weihe, und nahm zum Abschied des Abtes schönste Pferde mit. General Debelle ließ sich die Ehre, ihn bewirthe zu haben, mit 100 Louisd'or bezahlen. Jourdan erpreßte darauf vom Kloster 50,000 Livres, welche die Genossenschaft aufnehmen mußte. Zur Deckung dieses Darlehns verkaufte die bairische Landesregierung später das Kloster Altenberg, dessen Zerstörung sich mittelbar von Jourdan's Brandschatzung herleitet. Die kleinern Republikaner machten es den großen nach. Einige waren noch so großmüthig, mit Assignaten zu zahlen.

Am Morgen des 13. Septembers, während General Championnet das Rheinufer gen Königswinter hinauf dem dort kämpfend zurückziehenden kaiserlichen General Wartensleben folgte, griffen Lesèbvre und Grenier die schnellgebildeten Schanzen bei Warth an, wurden aber bei jedem Sturme zurückgeworfen. Zwei Schwadronen Blankensteiner Husaren, ein Bataillon rohan'scher Schützen und das Regiment Bossy mit einer kleinen Artillerie-Abtheilung reichten hin, 36,000 Franzosen einen ganzen Tag aufzuhalten. Damit war der Zweck der kaiserlichen Nachhut erreicht. Erst an der Lahn wollte Prinz Württemberg dem Feinde ernstlich begegnen. Nauendorf zog in nämlicher Nacht bis Weierbusch zurück, und kam am 14. September immer fechtend an die Lahn, welche Graf Erbach über Siegen gleichzeitig erreichte. Doch der Rheinübergang des französischen Generals Ernouf bei Neuwied, am 15. September, vereitelte den Plan des Prinzen von Württemberg. Um nicht abgeschnitten zu werden, mußte er auch über die Lahn zurückgehen. Am 18. stand das kaiserliche Hauptquartier unter dem greisen Helden Clairfait bei Frankfurt am Main, welche Stadt, innerhalb der Friedenslinie liegend, von Preußen besetzt war. In übermüthigem Siegesjubel zogen die Republikaner bis an die Ufer des Maines. Sie hielten die wichtige Festung Mainz umzingelt, Mannheim war gefallen, und schon naheten einander die französischen Heere, die vom Oberrhein und vom Niederrhein siegreich vordrangen. Gelang diese Vereinigung, so war Deutschland im Herzen bedroht, und das linke Rheinufer gänzlich verloren. Immer kleiner wurde der Raum, der die Heere trennte. Rettung schien unmöglich. Die Franzosen schrieen laut, daß sie unüberwindlich seien, und die betäubte Welt glaubte es. Doch Gott verläßt die Deutschen nicht. Am 11. October rückte Feldmarschall Clairfait, der unterdessen vom Hofkriegsrath in Wien die Erlaubniß zum Vorrücken erhalten hatte, wieder über den Main, griff die Franzosen bei Höchst an und

drängte sie am 12. October nach heftigem Geschützfeuer bis an die Ridda zurück. Dort kam er dergestalt über sie, daß sie trotz ihrer Uebermacht nirgendwo Stand zu halten vermochten, und in einen solchen Wirrwarr geriethen, wie im ganzen Kriege noch nicht gesehen worden. Die ganze unermessliche Heermasse des Generals Jourdan wandte sich zur regellosesten Flucht, so daß sie mit Hinterlassung vieler Geschütze schon am 15. October die Bahn überschritt. Nur die im anhaltenden Regenwetter verdorbenen Wege hielten die Deutschen von gänzlicher Vernichtung des Feindes zurück. Jenseits der Bahn erholten sich die Franzosen etwas von dem Schrecken ihrer schimpflichen Flucht, und wollten sich der kaiserlichen Vorhut unter den Generalen Kray, Kienmayer, Haddik und Staader entgegen stemmen. Aber neue Schläge, neue Verluste trieben sie in die Flucht. Die größte Unordnung herrschte. Aus dem Taumel des Sieges hingeschreckt zur athemlosen Flucht, schrieten die Regimenter über Verrätherei der Führer und verweigerten den Gehorsam. Viele Schaaren zerstreuten sich und ließen ihren Unmuth die friedlichen Landeseinwohner entgelten durch Raub und Brand und Mißhandlung.

Die Stadt Limburg an der Bahn war drei Tage hindurch den entsetzlichsten Kriegsgreueln preisgegeben. Ein Theil der Vorstadt ging in Flammen auf. Den Landleuten ergings noch schlimmer als den Städtern. Weiber und Mädchen wurden nicht nur offenbar mißhandelt, sondern sogar von rohen Banden fortgeschleppt. Das Befehlswort menschlich gesinnter Befehlshaber fand kein Gehör mehr. Doch wo die Kaiserlichen sich nur zeigten, da warfen die Räuber Raub und Waffen fort und liefen in die Wälder, wo Landleute die erlittenen Mißhandlungen rächten, Viele erschlugen, Viele als Gefangene den Kaiserlichen überlieferten. Diesseits der Bahn theilte sich das noch bewaffnete Heer in drei Hauptschwärme. Der eine floh über Hadamar auf Siegen zu, der andere über Uckerath gen Siegburg, und der dritte mit dem Gepäcke auf Neuwied. Eine große Anzahl Geschütze, Pulverfassen, Waffen jeder Art und viele Gefangene waren die Beute der Kaiserlichen. Ueberall auf den Wegen lagen die Waffen, Tornister, Trommeln und Lederzeuge zerstreut, die um schneller laufen zu können, fortgeworfen waren. Schon am 18. October ging eine Menge Flüchtlinge bei Neuwied über den Rhein zurück. Als am 19. October mehrere Compagnien Franzosen die Stadt Neuwied plünderten, während die kaiserliche Vorhut nahete, gelang es einem Unterofficier vom Reiterregiment Grünlauden, viele hunderte von Plünderern mit bloß zwölf seiner Leute nach kurzem Kampfe aus der Stadt zu treiben, eine Heldenthat, die noch lange im Munde des Volkes fortleben und den Namen des Corporals Köhler ehren wird. Vom 15. bis 20. October flüchteten unzählbare Schnellfüßler zu Haufen von 20 bis 30 Mann

aufgelöst, meist ohne Waffen, auf das linke Rheinufer. Von Ehrenbreitstein, wo die Belagerer wie Spreu zerstäubten, bis Deutz hinab war auf dem rechten Rheinufer weder Schiff noch Rachen geblieben. Die Franzosen hatten alle Fahrzeuge an's andere Ufer mitgenommen. Ueber 20,000 fortgeworfene Flinten sollen die Kaiserlichen damals auf den Wegen gesammelt haben.

Der Sieger Clairfait verfolgte die Fliehenden nur bis zur Bahn und wandte sich dann mit der Hauptheeresmacht gegen die Belagerer von Mainz. Wenige Reitereschwadronen unter dem General Kienmayer reichten hin, den Hauptheerhaufen von 30,000 Mann der Republikaner, wobei sich die Generale Jourdan, Kleber und Lesèbvre befanden, bis über die Sieg in vollem Laufen zu erhalten. Nur bis an die Sieg sollte Kienmayer verfolgen. Da mußte leider das unschuldige Landvolk die Schmach der Franzosen hart entgelten. Die Nachricht ihrer Niederlage war nicht schneller gekommen als sie selber, und seit den Schwedengreueln kannte man keinen größeren Schrecken im Lande als den Ruf: „Die Franzosen kommen!“ Und doch hatte man sie bisher nur als Sieger im Bergerlande gesehen. Die Besiegten trieben es noch viel schlimmer. In acht Tagen hatte sich das in wilder Unordnung aufgelöste Heer vom Main bis über die Sieg verbreitet und seinen Weg mit Blut und Brand bezeichnet. Vom 19. bis 23. Oktober gab das Bergerland zwischen Sieg und Wupper den Schauplatz der Greuelthaten gottloser Horden. Die früher nur oberflächlich betriebene Plünderung wurde jetzt auf's sorgfältigste ausgeführt und mit unsinniger Wuth verborben, was nicht fortzuschleppen war. Die ohnehin gelehrigen Franzosen hatten durch mehrjährige Uebung eine große Fertigkeit im Plündern erworben, und wußten mit so erstaunenswürdiger Leichtigkeit die versteckten und vergrabenen Schätze aufzufinden, daß mancher Beraubte wähnte, der Nachbar habe seine Verstecke verrathen. Alle Wohnungen, die nicht zu tief im Bergwalde versteckt lagen, wurden so sorgfältig geplündert, daß man nicht einen Eßlöffel, und im Stalle keinen Strohbüdel mehr fand. Landleute, die mehrere hundert Morgen beackerten, behielten nicht einmal zur Bettung hinreichendes Stroh. Alte Leute pflegen jene Raubsucht damit zu bezeichnen: „Die Republikaner hätten Mühlsteine und glühendes Eisen nicht fortgenommen.“ Französische Befehlshaber selbst prahlten: „Den Landleuten sei nichts geblieben als die Augen, ihr Elend zu beweinen.“

Daß sich zur Beraubung die abscheulichste Mißhandlung gesellte, bedarf keiner Erwähnung. Dörfer und Weiler wurden verlassen, Alles flüchtete ins Gebirge, in die Waldungen. In schauriger Reifnacht lagen dort Kranke und Kreisende, Kinder und Greise, nichts über sich als die Wolken des Himmels, nichts unter sich als den feuchten Moosboden der Waldschlucht, oder

das frostharte Laub, halbnackt und hungernd, und Gewimmer der Kinder umher und Klagen, die das Herz zerschnitten. Jüngst wohlhabende Landleute, nicht blos der Taschenuhren und der Baarschaft, sondern sogar der Kleider bis auf's Hemde beraubt, oder um sich vor Räuberangriffen zu schützen, absichtlich mit Lumpen bedeckt, Frauen, zur eigenen Sicherheit absichtlich beschmutzt und entstellt, irrten von Haus und Habe vertrieben in Sorge um das verlorne Kind, um den vermißten Gatten in Verzweiflung umher, und vermieden sogar, das Reisig zu wärmendem Feuer zusammen zu tragen, in Besorgniß den Helden der Menschenrechte durch aufsteigenden Rauch ihre Verstecke zu verrathen, die sie mit des Waldes Thieren theilten. Mütter sah man ihre Kinder an dem mitgeflüchteten Vieh erwärmen, während man fernhin die Wohnungen in Rauch und Flammen empormwirbeln sah. Diese Lager der Landleute im herbstlichen Walde erzeugten auf's neue die Ruhrkrankheit, die Hunderte dahin raffte. Schrecklich waren die Nächte gelichtet vom Brande der Meierhöfe und ganzer Dörfer. Teuflicher Muthwille zündete die ausgeplünderten Wohnungen an, und die Verkünder der Völkerverbrüderung versuchten sogar, die Wälder, wohin sich die Einwohner geflüchtet hatten, anzuzünden, was ihnen unter andern bei Leichlingen an der Wupper gelang. Das Haus Forst in Asche zu legen, war den Mordbrennern nicht genug. Sie warfen sogar einen alten, gichtlahmen Mann, Wilhelm Schlagbaum mit Namen, zu Hucklenbruch wohnhaft, der nicht entlaufen konnte, in die Gluth. So thaten sie auch zu Wolfshagen an Friedrich Werner, der Sonntags vorher zur Ehe verkündet war, und so geschah es am Neuenwege bei Bensberg und eben so an vielen andern Orten. Ueber den Jammer der Lebendigverbrennenden jubelten die Freiheitshelden in teuflischer Freude. Da war's kein Wunder, daß die Worte: „Republik, Freiheit und Menschenrechte“ zu Schreckensnamen geworden.

Und Solches geschah an friedlichen Landleuten, die den Unmenschen Alles, dessen sie bedurften oder gelüsteten, willig hergegeben hatten. Auch nicht einmal in Feindesland geschah dies, sondern in völlig neutralem Lande, dem Schonung und Großmuth auf feierliche Weise wiederholt zugesichert waren. In dem Vertrage von München, der die Uebergabe von Mannheim zum Gegenstande hatte, heißt es: „Die pfälzischen Lande diesseits und jenseits des Rheines sind nebst den Herzogthümern Jülich und Berg neutral, und geben weder Contribution noch Lieferung u. s. w.“ Diese Bedingung war von den Franzosen feierlich beschworen worden; jedoch nachdem sie ihren Besitz der Festung Mannheim erlangt hatten, vergaßen sie ihre Eide.

Das Uebermaß der Mißhandlung trieb im Bergischen einzelne Männer, wie auch ganze Gemeinden, sich selber zu schützen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wie man jenseits der Sieg an

vielen Orten schon mit Erfolg versucht worden. Lange schau-
 derten die friedlichen Landbewohner vom Morde eines Menschen
 zurück, und flohen viel lieber hinweg, oder gaben sich in der
 Betäubung des Schreckens wehrlos den Mißhandlungen preis.
 Doch bei immer erneuerten Unbilden, bei fortwährendem Kriegs-
 lärm und dem Anblicke von Blut und Brand und zerstückelten
 Leichen, bei Auflösung aller Ordnung wurden endlich die fried-
 lichsten Landbewohner so empört und verwildert, daß sie nicht
 bloß auf den Schutz ihres Lebens und Eigens, sondern auf die
 entsetzlichste Rache sann. Diese steigerte sich dahin, daß
 man gefangene und entwaffnete Feinde an den Füßen gefesselt
 lebendig begrub. Da zeigte sich, wozu der Krieg die Menschen
 zu erziehen vermag. Der größte Vortheil, den er bringt, ist nur
 der, das Glück des Friedens schätzen und würdigen zu lernen.
 Es ist dem Volke damit, wie dem aus schwerer Krankheit Ge-
 nesenen mit der Gesundheit. — Von einzelnen Husaren der kaiser-
 lichen Vorhut dazu ermuntert und unterstützt, versammelten sich
 auf das Zeichen der Sturmglocke mit Aerten, Heugabeln und
 Sensen bewaffnet die Gemeinden, und schlugen die Plünderer aus
 ihren Gehöften. Auch der einzelne Landmann, durch unverdiente
 Mißhandlung zum Aeußersten gebracht, stellte sich oft ganzen
 Räuberbanden in verzweifelter Wehr gegenüber, und Gott segnete
 Kraft und Muth, auf daß ihm gelang, was aus solchen Zeiten
 der Noth bei allen Völkern in der Ueberlieferung lebt und in
 Heldenliedern gefeiert wird.

Die beim Zuge nach der Lahn von den Franzosen zur
 Beitreibung der Brandschatzungen im Lande vertheilten Quälgäste
 wurden sammt ihren flüchtigen Genossen mit leeren Säcken und
 Säckeln aus dem Oberbergischen verjagt. In der Rheinebene
 aber, wo die Feindeschaaren dichter zusammen zogen, hatten die
 Bauern, als die kaiserliche Verfolgung nachließ, harten Stand.

Auch in Bensberg, von wo die Franzosen jüngst den jungen
 Advokaten Ferdinand Stücker als Geißel mitgenommen hatten,
 lag eine Schaar Dragoner, welche die fortwährenden Lieferungen
 überwachte, und besonders am 20. Oktober, als man die Schaaren
 im Rheinthale fliehen sah, auf Einzahlung der Brandschatzgelde
 und auf Fortschaffung der Vorräthe drängte. Der Oberschultheiß
 des Amtes Porz, Herr Daniels, aber machte einen Rathschlag,
 die aufgeschütteten Getreide seinen Verwalteten für Wintervorrath
 zu retten. Er berief um sich die kühnsten und kräftigsten Männer
 der Nachbarschaft, erzählte ihnen, was man von der Flucht der
 Feinde wisse, und daß die kaiserlichen Retter nahe seien; es
 komme nur auf kurzen Aufenthalt an, die im alten Schlosse
 zusammengeschleppten Vorräthe den Einwohnern zu retten, und
 zu verhindern, daß die wälschen Räuber und Mordbrenner auch
 forthin den Schweiß des vielgeplagten Landmannes verprassen.

Dazu sei nur Muth und Entschlossenheit nothwendig, und es sei hier, wenn's darauf ankomme, ein rühmlicherer Kampf zum Schutze des Eigenthums zu bestehen, als auf Kirmeffen und Gelagen, wo sie sich bisher untereinander geprügelt hätten und an den Gerichten darüber anklebig geworden seien.“ Das war nicht zu tauben Ohren gesprochen. Alle betheuerten, sich so gut es immer anging zu bewaffnen und ihr Bestes zu thun, daß sie die ungebetenen Gäste mit dem mindesten Schaden los würden. Während nun Boten nach allen Richtungen eilten, um die frechsten Wildschützen und verwegensten Raufbolde zu gemeinsamer Volkswehr zu versammeln, verbreitete sich um das Magazin zu Bensberg das tollste Treiben. Etwa fünfzig Dragoner wollten die zum Spanndienst aufgebotenen Fuhrleute zwingen, die Borräthe aufzuladen und wegzufahren. Aber die Franzosen waren feige; und die Bauern frech geworden. Zwar der größte Eifer, die willfährigste Geschäftigkeit schien dem Befehle Folge zu geben; aber es kam nichts zu Stande, wie immer tollere Unordnung. Was die Einen ausluden, das warfen die Anderen wieder herunter, neue Säcke kriegten Löcher, daß das Getreide herauslief, die Karren fuhren einander in die Räder, daß die Geschirre brachen. Durch brennenden Zunder, den man den Pferden in die Ohren legte, wurden diese wild, daß sie den Karren zerschlugen und davon liefen. Ein Fuhrmann gab's dem andern Schuld; bald rauchten und zankten sie sich, und es schien, als ob Alle, Kopf und Männer vom Teufel besessen gewesen. Die Dragoner sahen diesem babylonischen Thurmbau friedsam zu. Sie, die gestern noch fluchend dreingeschlagen haben würden, gaben heut' gute Worte, denn es hieß, die Kaiserlichen seien in der Nähe, und immer dichter wurde der Kreis der Bauern um sie her. Da rief ein spaßhafter Bauer wohlbekannte ungar'sche Flüche: „bassa remtetete!“ hinter der Ecke hervor, und die Dragoner stäubten hinweg, als ob die Husaren sie schon an den Zöpfen gehabt hätten. Zwar gewahrten sie bald ihre Uebereilung, getrauten sich aber nicht, zum Magazine zurückzukehren, wo die Bauern schon eine drohende Haltung angenommen hatten, und hielten am Fuße des Berges: drunten am Häschen, wo ihnen zur Flucht ins Thal hinab nichts mehr im Wege stand. Doch kaum waren sie von ihren Rossen abgeessen, als bewaffnete Landleute von allen Seiten eindringen und dergestalt über sie kamen, daß nur Einem die Flucht nach Mülheim gelang, wo grade der General Jourdan angekommen. Die hereingebrochene Nacht fristete die Nacht. Doch die Bauern drohen auf dem Bensberg sahen sich vor. Des Oberschultheißens Worte, rasch durch die Nachbarfirspeln getragen, riefen alle rüstigen Männer heran, denn damals galt noch das Wort eines Oberbeamten als Drakelspruch und seine Rede für Weisheit. Auffallend war's, nach der Entwaffnung des

Landes noch so viele Flinten und andere Waffen herangezogen zu sehen; wer aber unbewaffnet kam, der konnte auf dem alten Schlosse von den aus dem ganzen Lande zusammengetragenen Waffen wählen, nach seinem Geschmacke, denn die Dragoner, die dieselben bewachen sollten, hatten Reißaus genommen. Die ganze Nacht hindurch währte die Rüstung, und gleich nach Mitternacht rief die Sturmglöck die Kämpfer zusammen. Am Ursulitage, den 21. Oktober, Morgens 4 Uhr, ertheilte Pastor Körner den Kämpfern im feierlichen Hochamte die Generalabsolution. So zum Schlimmsten bereitet, erwarteten wohl 500 Bewaffnete muthig den Feind. Der damalige Vicar von Differmannsheide in Gürten, Herr Johann Peter Dummerborn, der Priesterseminarist Herkenrath, später Pastor in Flittard, und Notar Hauck galten als Anführer. Doch da zeigte es sich, daß zum erfolgreichen Kriegsführen mehr gehört, als Kraft und Muth. Alles hat seine Wissenschaft und nur die Uebung macht den Meister. Wie in jedem Geschäfte, so auch beim Befehlshaber.

Von Mülheim her kam Nachricht, daß die Franzosen gegen das Steinbrückchen hin unterhalb Neuenweg im Anmarsche seien. Dort im Walde, zu beiden Seiten der Straße stellten sich die tapfern Schützen auf, durch Baumstämme geschützt und durch Wachholdergebüsch verborgen. Gegen 8 Uhr Morgens ritt ein französischer Geharnischter in dem Mantel eines kaiserlichen Dragoners verummmt, zum Auspähen heran. Doch weder der Mantel täuschte, noch schützte der Harnisch. Roß und Reiter stürzten unter den Kugeln der Wildschützen. Kaum war der Verwundete weggeführt, da sprengten die Dragoner und Geharnischte von der Brigade des Generals Vorge heran. Es waren etwa 1200 Mann, denen zwei Compagnien Fußvolf folgten. Da begann ein lebhaftes Feuer. Die Landleute hielten sich wacker. Die mangelnde Kriegsübung wurde durch den Vortheil der Stellung ersetzt. Kein Wildschütze sandte die Kugel vergeblich, während die Franzosen nur Baumstämme verwundeten. Mit Schießbedarf nur knapp versehen, hätten sie bald mit Verlust abziehen müssen, wenn die Landleute nur die allergewöhnlichste Kriegsvorsicht beobachtet hätten. Sie hatten ihre Flanken ungedeckt und unbewacht gelassen. Der kampfsgeübte Feind gewahrte dies, und sandte das Fußvolf durch den Wald in den Rücken der Schützen. Diese, sich umzingelt wähnend, wurden von betäubendem Schrecken gepackt und geriethen in Unordnung. Die Flucht riß Alles auseinander. Doch bis auf Einen entkamen sie glücklich. Ein Bensberger, Wilhem Ferrari mit Namen, wurde auf der Flucht von einer Kugel in die rettenden Füße getroffen, ereilt und niedergehauen. Die Uebrigen zerstreuten sich rechts und links im Walde, Andere eilten den Schloßberg hinauf. Niemand warf die Waffen weg; bei jedem Vorsprünge luden sie und schossen

den Verfolgern entgegen. Nur der Steuerempfänger Geseher warf die Flinte weg und kroch so lang er war unter das Ufer eines alten Hohlweges in ein Fuchslotz. Dies war die Schlacht am Neuenwege, in deren Erfolge sich der Oberschultheiß Daniels bei aller Klugheit doch so sehr verrechnet hatte, denn das gesammte Getreide wurde nicht nur wieder erobert und weggeführt, sondern auch das ganze Dorf Bensberg auf's sorgfältigste geplündert, und wer nicht geflohen war, auf's entseßlichste mißhandelt. Davon sagen alte Landleute: der Bauernkrieg sei ein armer Krieg. Die Schuldigen waren geflohen, und die Unschuldigen mußten dafür herhalten. Friedliche Zuschauer, von der Neugier angelockt, wurden erschossen oder niedergehauen. Das Haus am Neuenwege, aus welchem Niemand mitgefochten, wurde mit seinen Einwohnern verbrannt. Bloß einem Knaben, dem späteren Briefboten Hermanns zu Odenthal, gelang es, sich im tiefen Keller vor den Flammen zu schützen. Wer nach Außen fliehen wollte, wurde mit den sonstwo Ergrieffenen, gebunden in die Gluth geworfen. Besonders die Gewaltthaten an Weibern machten jenen Ursulatag den 21. Oktober 1795 zum unseligsten, den das Dorf Bensberg gesehen hatte. Kein Haus blieb verschont. Zum Glück aber waren die meisten Einwohner noch rechtzeitig in den Wald geflohen. Rauch und Flammen belehrten sie über das Schicksal ihrer Habe. Doch dem Befehlshaber der pfälzischen Invaliden, welche die Besatzung des Schlosses Bensberg bildeten, dem Hauptmann von Nagell, gelang es, den französischen Führer, den General-Adjutanten Richépanse zu belehren, daß kein Bensberger an der Widerseßlichkeit theilgenommen habe, sondern daß dieser Handstreich bloß durch auswärtiges Gesindel ausgeführt worden sei. Die Tochter des Schloßvogtes Moreau, die Blutsverwandte eines geachteten französischen Obergenerals, drang dann nachdrücklicher mit ihren Bitten durch, und Richépanse gab Befehl zum Abmarsche. Das übrige Dorf war gerettet. Zwölf Wagen mit Todten und Verwundeten beladen führten die Franzosen zurück nach Mülheim.

Vierter Abschnitt.

Ein junger Bensberger. Die Bauernhelden Kappes-Gottfried, Heinrich Mårten und Wilhelm Müller. Die Babels-Liese zu Dünwald und die Plünderer.

Von jenem Kampftage am Neuenwege ist eine Begebenheit zu erzählen, die an sich ohne Bedeutung, doch von sehr wichtiger Folge war. Es ist dies die Mißhandlung des jungen Advokaten Ferdinand Stücker aus Bensberg, der am 11. September von den Franzosen als Geißel mitgeführt, an jenem 21. Oktober aus Deutz entlassen, sich eine Jagdflinte erwarb, und den Heimweg als Jäger zurücklegen wollte. Doch als das Schießen am Neuenwege begann, wurde er plötzlich von Karmagnolen umringt, entwaffnet und von Kolbenstößen empfangen, und sollte nach dem Wachtspruche des Majors erschossen werden, als zwei Officiere naheten, die ihn aus jener Geißelschaft kannten, im Lager mit ihm verkehrt und ihn achten gelernt hatten. Mit Mühe gelang es diesen Bieder-
männern, das gesprochene Urtheil aufzuhalten und dem General Lesèobre den Schiedspruch anheim zu geben. Stücker blieb Gefangener und wurde von zwei Ohnehosen, als Wächtern, in sein elterliches Haus geführt. Dort war er Zeuge von jener abscheulichen Mißhandlung der Wehrlosen und von Plünderung und Zerstörung seiner eignen Habe. In dem Unwillen darüber that er den Schwur, seine ganze Kraft zur Rettung des Vaterlandes und zur Vertreibung der Freibeuter aufzuwenden. Es ahnte den bewachenden Ohnehosen nicht, als sie seine Bücher und Papiere verbrannten, ihn seiner Kleider beraubten und ihn, spottweise mit Lumpen bedeckt, den général des paysans (Bauernführer) nannten, daß er dies Alles furchtbar rächen, und daß dies noch Hunderten von ihnen Leben und Freiheit kosten würde. General Lesèobre that gewaltig entrüstet, als ihm der am Morgen noch wohlgekleidete Advokat in dem Anzuge eines Karmagnolen, verwundet und beraubt vorgeführt wurde, denn den gebildeten Franzosen ist es eigen, daß sie vor Männern, die sie achten gelernt, die Ehre ihres Volkes mit ängstlicher Eifersucht bewahren.

Doch weder Erstattung noch Zusicherung der Sühne vermochten den entrüsteten Stücker von seinem Vorsatze abzubringen, den er gegen die Verwüster seiner Heimath gefaßt hatte. Während er aber mit den freundlichsten Versicherungen aus Mühlheim entlassen wurde, hatte die Mißhandlung des Dorfes Bensberg noch nicht ihr Ende erreicht.

General Ney war mit seinem Heerhaufen die Friedenslinie entlang herabgezogen und am 19. Oktober in Kupicheroth eingetroffen. Am folgenden Morgen entsendete er nach allen Richtungen hin Streifschaaren, um Brandschatzungen zu erpressen. Den Oberst Müller beorderte er mit 200 reitenden Jägern und einem Reste Fußvolk nach dem Schlosse Homburg bei Rumbrecht, dort eine Brandschatzung von 2400 Kronthalern zu erheben. Doch das Wiehlthal herab und die Sieg entlang riefen die Sturmglocken zur Wehre. Weiber und Kinder flüchteten ins Waldgebirge, die Männer griffen zu den Waffen. Mit Flinten, Sensen und Heugabeln stürzten sie aus den Gehöften in den Kampf, schlugen die einzelnen Plündererschaaren und jagten endlich sogar die geschlossenen Haufen in die Flucht. Ney selber kam recht in's Gedränge. All seine Sendlinge mußten mit leeren Säckeln abziehen. Nur war zu Fischbach der Raub der Domainenkasse gelungen, und leider hatten mehrere wackere Bauern ihr Leben eingebüßt. Doch die Landleute trugen den Sieg davon. Oberst Müller zog mit seiner Schaar auf Lindlar. Dort fuhr er aber erst recht übel zwischen den Steinmezen. Die steilbergige, den Feinden unbekannte Gegend, machte die schlechter bewaffneten aber muthigern Bauern kampfgerecht. Sie schützten mit schnell-ergriffenen Waffen ihr Eigenthum, erbeuteten mehrere Pferde und trieben die Freibeuter das Thal des Lintbachs über Hochkeppel herab, wo sie durch fliehende Einwohner das Geschick des Bensbergs vernahmen. Sie eilten dorthin um die Zerstörungsfreude zu theilen, und sich für ihre Schlappen zu rächen; kamen aber erst am späten Nachmittage dort an, als die Plünderer bereits abgezogen und viele Einwohner in ihre kahlgeraubten Wohnungen zurückgekehrt waren. Da begann die Noth der Bensberger auf's neue, der Zorn über die schmachvolle Flucht wurde durch keine Beute gemildert. Alles von Werth hatten die Abgezogenen mitgeschleppt, und die Schaar des Obersten Müller mußte ihre Thätigkeit auf Mißhandlung und Zerstörung beschränken. Sie bezogen am Abende ein Lager auf dem Kesselsfelde am Fuße des Bensbergs, und die ganze Nacht hindurch währten die Greuel, bis am anderen Morgen, den 22. Oktober, die Annäherung kaiserlicher Reiter zum eifertigen Rückzug trieb. Gegen 10 Uhr kamen schon die Barkohusaren die Brüderstraße herab geritten, und Mittags zog die Bourbon'sche Legion ein. Da durften denn die geflüchteten Einwohner in die Häuser zurückkehren und die Trümmer ihrer Habe ordnen.

Auch in Solingen gelang die Hintertreibung der Brandschatzung. Der französische General-Adjutant Senig rückte am Abende des 21. Oktober zur gewaltsamen Erhebung von ausgeschriebenen Kriegssteuern und Getreidelieferungen mit 120 Mann Geharnischten und 55 Dragonern in die Stadt Solingen und sandte gleichzeitig eine Schaar Plünderer nach der Burg (Scharzenburg) an der Wupper. Jedoch fünf Husaren vom kaiserlichen Regimente Barco und etwa 30 bewaffnete Bauern unter der Anführung des Kappes-Gottfried (Gottfried Müller vom Scheidt in Odenthal) griffen von Wermelskirchen her die auf der Burg brandschatzenden Franzosen an, erschossen mehrere davon, und schlugen die übrigen in die Flucht. Andern Morgens 9 Uhr trafen sie ritterlich auf den an Zahl überlegenen Feind in Solingen, tödteten und verwundeten mehrere, nahmen drei Dragoner, einen Geharnischten und vier Pferde weg, und trieben die des Laufens jezt gewohnten Feinde im Siegesjubel vor sich her. Dann zogen sie unter Hochruf und Freudenschüssen in die Stadt zurück, die sie so wacker beschützt hatten. Der damalige luth. Pastor Johann Böh zu Solingen, später zu Burscheid, beschreibt diesen Kampf in seinem Tagebuche und begleitet die Erwähnung des Triumphzuges mit philosophischen Bemerkungen. Zwar sprühete der General-Adjutant Senig, der bei jenem Treffen durch den Büchsen-schuß eines Bauern die rechte Hand verloren hatte, Gift und Galle und es hätte für Solingen schlimm ablaufen können, wäre nicht General Soult in der Nähe gewesen, der durch seine mächtige Verwendung die Stadt rettete. Der Führer Kappes-Gottfried aber war jene nämliche Gottfried Müller, dem es am 10. September gelungen, seine neuen Stiefel und zwei Pferde durch das Erschlagen zweier Chasseurs zu retten, dessen kranke Mutter die Freibeuter mißhandelt und dessen jüngerm Bruder sie Hand und Arm zerspaltet hatten. Jener gelungene Handstreich hatte den kühnen Burschen noch verwegener gemacht, und seine Mißhandlung, sowie die Schändung seiner Frau und seiner Schwester hatten den Mohn zu Haß und Rache gegen die Franzosen gestachelt, die in ihm einen gefährlichen tückischen Feind fanden. Man erzählt merkwürdige Streiche von ihm, manche Thaten, die eines Helden würdig; aber auch schauerhafte Grausamkeiten, die sich nur aus Erbitterung über erlittene Schmach erklären lassen. So begegnet ihm eines Morgens sein früherer Brodherr, Büchel von Fettehenne, mit nackten Füßen. Er vernahm, daß dieser seiner neuen Stiefel und Strümpfe durch einen Chasseur beraubt worden sei, ließ sich diesen und den Weg, den er genommen, beschreiben, und versprach das Geraubte wiederzubringen. Ein Stunde darauf kam er mit den Stiefeln und Strümpfen zurück und erzählte, daß er den Räuber nebst drei Andern wie Kappes erschlagen habe, und zeigte das Geld

und Uhren und Ringe, die er den Getödteten abgenommen. So etwas sei ihm „Kappes“, sagt er: nichts als Kappes — und von dieser Lebensart erhielt er den Namen „Kappes-Gottfried“, der zwischen Rhinn und Wupper in hundert Erzählungen fortlebt, romantischer fast als die Mährlein vom Schinderhannes droben zwischen dem Glan und der Nahe. Das dem Frohnhalsen zu Gladbach geraubte Pferd und zwei Pferde des Wirthes am Herweg, holte er Nachts aus dem Bivouak mitten aus den Reihen der Feinde, und so reisete er den Franzosen auf seine Faust nach, erschoss und erschlug Manchen aus Liebhaberei, und erbeutete Geld, Kleinodien und Pferde, welche die Erschlagenen eben geraubt hatten. Oft auch ritt er in den Kleidern der Erschlagenen im Lager umher und täuschte die Vorposten, während er mit den kaiserlichen Husaren in Verbindung blieb. Als einst mehrere Infanteristen bei Kalmünden im Plündern begriffen waren, und Fensterblei zum Kugelgießen zusammengetragen hatten, ihrer zwei aber in Erwartung des Schmelzens bei der Gluthpfanne im Hofe eingeschlafen waren und der Eine mit offenem Munde auf dem Rücken lag und schnarchte, da goß er diesem den Hals voll Blei und den Rest der Gluthpfanne dem Andern über die Augen, erlegte dann noch zwei, die auf das Schmerzgeschrei des Geblendeten herbeieilten, mit sicheren Schüssen aus einem Verstecke und entsprang in den Wald. Von düsterer Rache in die Kriegsgreuel getrieben, blieb er dem Frieden entfremdet, und führte auch nach dem Abzuge der Franzosen ein Räuberleben. Oft raubte er bei reichen Geizhalsen und theilte mit den Armen. Oft schützte er Leute, die in Furcht vor ihm waren, vor Beraubung. Wer Geld über Land trug, konnte Nachts keinen sicherern Geleitsmann erwerben als den Kappes-Gottfried, wenn er nur darum angesprochen wurde. Das Stücklein, wie er bei einem Schaaf-Diebstahl zu Kurtekotten seinem Helfer statt eines feisten Hammels den Schäferhund in den Sack schob, spricht von Humor. Doch nach wiederhergestellter bürgerlicher Ordnung kam er mit der Polizei in Feindschaft, machte Bekanntschaft mit der Finsterniß des Thurmes zu Strauweiler, brach aus mehreren Gefängnissen mit seiner Verschmitztheit und riesenhaften Stärke durch, bis ihn endlich ein rechtzeitiger Tod auf dem Neuenbau zu Düsseldorf vor dem Fallbeil rettete, das schon für ihn geschliffen war. So unrühmlich endete ein Bauer, der mit einiger Bildung als Soldat vielleicht eine eben so glänzende Laufbahn gehabt haben würde, als die gepriesensten Helden der Revolution, deren Waffenthaten zwar von lobhudelnden Geschichtschreibern der großen Nation überaus preislich dargestellt sind, deren Namen aber Blut- und Brandflecken ankleben, schmachvoller als jenem Kappes-Gottfried. Denn der suchte eignen Heerd zu befreien und übte Rache für erlittene Mißhandlung, wohingegen jene nur durch Raubsucht

und Ehrgeiz geleitet gegen Menschen frevelten, die ihnen nie etwas zu Leide gethan.

Ein Glanzstück aus jener Bauernwehr bleibt auch die Vertheidigung des Heinrich Märten zu Kurtekotten bei Schlebusch gegen eine ganze Franzosenschaar. Dieser Märten, ein riesen-großer baumstarker Mann, war geheirathet und wohnte im elterlichen Hause zu Sand bei Schlebusch, arbeitete den Tag über jedoch als Meistertknecht auf dem Hofe Kurtekotten, der $\frac{1}{4}$ Stunde von seiner Wohnung entlegen, damals noch mit Wald und Sümpfen umgeben war. Schon beim ersten Einrücken der Franzosen, am 10. September, war er mit ihnen in Händel gerathen. Als er sich eben mit Vertiefung eines Feldgrabens beschäftigte, wurde er von einem Hülfgeschrei gestört, und fand bei Aufschauern einen Franzosen, der an seiner Frau, die auf dem Wege zu ihm war, Bübisches verüben wollte. Ehe der Franzose sich der Waffen bedienen kannte, schlug er ihn nieder mit dem Spaten, und aus Besorgniß vor Verrath schlug er ihn vollends todt und begrub ihn tief in den Feldgraben. Von Stund an faßte er einen unvertilgbaren Zorn gegen die Fremdlinge, so daß er überall Gelegenheit suchte und sein Leben wagte, um nur seinen Haß auszulassen. Am 21. October 1795 befand Märten sich gerade im Felde, als ein französisches Bataillon in der Richtung gen Kurtekotten marschirte. Da hob er die neulich erbeutete Flinte mit den Patronen aus dem Verstecke, und feuerte so rasch nach-einander und mit solchem Erfolge auf die Nahenden, daß diese wähten, eine bewaffnete Feindeschaar in ihrer Flanke zu haben und sich gegen ihn wandten. Die jetzt kahle Haide war damals mit stattlichen Wachholdersträuchen und hohen Ginstern bedeckt. Der ortskundige Märten setzte seinen Rückzug im Zickzacklaufe immer feuernd abseits vom Hofe fort, bis er vor dem Weiler Mannfurth am Ausgange des Waldstreifens sich unter einem Ufer in einem großen Fuchsbaue verkroch, den er früher schon zu einem Verstecke erweitert hatte. Die Franzosen schritten über ihn her und suchten die Feinde vergebens, plünderten aber den Hof Mannfurth. Kaum war Märten nach Kurtekotten zurück-gekehrt, als vierzehn Karmagnolen mittels Erbrechung eines Fensters dort eindrangten, von Märten und den übrigen Knechten angegriffen aber die Flucht nahmen, außer zweien, die Märten im Hause erschlug und am Teiche unter dem Fenster begrub. Am folgenden Tage, den 22. October, als der Bächter und die übrigen Hofleute mit Vieh und Hausrath in die Bergwälder von Oberodenthal geflüchtet waren, befand sich Märten in Gesellschaft des Mittknechts Anton Benz, später Bäcker zu Schlebusch, auf dem Hofe. Sie hatten sich vermessen und einander das Wort gegeben, den Hof gegen jede andringende Gewalt zu vertheidigen. Schon am frühen Morgen versuchte es ein Officier mit acht Mann

dort einzubringen, und weil Märten weder Blei noch Pulver mehr hatte, so vermochten die Angreifenden bis an's verrammelte Thor zu gelangen, das sie mit einer Schanzart zu zertrümmern versuchten. Es gelang auch, das unterste Brett, das auf die Balken des Einfahrtsthores bloß aufgenagelt war, wegzuräumen, worauf zwei Mann zugleich durch diese Oeffnung in den Thorweg krochen. Als die beiden Belagerten dies merkten, nahm Anton Benz sogleich die Flucht; der unerschrockene Heinrich Märten aber sprang sogleich mit dem Beil hinzu und traf den einen, als er die Fersen noch unter dem Thorbalken hatte, und den andern, der der Officier selber war, als er eben im Begriffe war, sich diesseits aufzurichten. Kaum hatte Märten die Leichname um die Ecke des Thorgebäudes geschleudert, als auch die Uebrigen ihren Raubgenossen zu folgen begannen, und auf gleicher Weise unter das Beil kamen, bis Märten sechs davon erschlagen hatte. Der siebente war nachgekrochen, ehe Märten mit seinem Bordermann fertig geworden, und so schlüpfte er zurück und blieb mit den beiden Andern vor dem Thore stehen und rief nach seinen Kameraden. Da lief Märten mit den erbeuteten Flinten auf den Söller und erschoss einen Belagerer, worauf die beiden Andern, die er fehlte, davon liefen. Märten warf die erlegten in den Brunnen. Den Hut des Officiers aber setzte er auf. Kaum hatte er sich von diesem Kampfe erholt, da kam der Pächter des Hofes, Muhr mit Namen, um etwas Vergessenes auszurichten, und fast gleichzeitig mit ihm naheten französische Dragoner und Infanteristen, die das Gebäude umzingelten. Diese Belagerer begannen ihren Angriff mit Anzünden der Strohdächer, welche Scheune und Ställe bedeckten. Das Feuer griff schnell um sich, und bald stand auch das Wohnhaus in Flammen, worin sich der Halken noch befand, während Märten mit einer Heugabel bewaffnet und mit dem Hute des erschlagenen Officiers bekleidet durch den Leich an der Westseite des Hofes setzte, den dort seiner harrenden Dragoner mit seinem Doppelspieße vom Pferde stürzte, und so glücklich in das naheliegende Gebüsch gelangte, welches die Dragoner umritten, und den vor dem brennenden Thore haltenden Infanteristen zuriefen, daß sie kämen den Fliehenden im Gehölze zu erjagen. Während aber Alle dem Wäldchen zueilten, hatte der Halken Gelegenheit, den Moor entlang nach Küppersteg zu entfliehen, und ehe die Infanteristen das Gehölz durchschwärmten hatten, war Märten über den schmalen Haidestreifen in den damals noch mit dem Bühlbusche zusammenhängenden Wald, das Störchen, gelaufen, und hatte bald durch Ablenken hinter dichtem Wacholdergebüsch einen hinreichenden Vorsprung gewonnen. Zwar wurde sein Officierhut von nachgesendeten Kugeln zerrissen, und die Dragoner hätten ihn auf dem fahlen Haidestreifen beinahe eingeholt. Doch traten die Kasse in dem von Kaninchenröhren

unterfurchten Sandboden durch, nahe dem Ziele kollerten Ross und Reiter übereinander, und Wärten kam so mit Gottes Hülfe, der stets dem Muthigen beisteht, glücklich in seinem Hause zu Sand an, als fünf Dragoner, die ihn schon längst aus dem Auge verloren hatten, an den Hohlweg gelangten, der von Wiesdorf nach Schlebusch führt. Dort waren viele Männer mit Kartoffel- ausgraben beschäftigt, Wärten hatte sein Officiershütchen fortgeworfen und sich arbeitend unter die Nachbarn gemischt, als die Dragoner naheten und vom Hohlwege heraufriefen, man solle ihnen Feuer bringen zum Anzünden ihrer Tabakpfeifen. Wärten versuchte mit Hinweisung auf Kurtekotten, wo man den großen Meierhof in Rauch und Flammen aufsteigen sah, die versammelten Nachbarn zum Angriffe zu bewegen. Da dies aber vergeblich geschah, so ergriff er aus einem der schneidenden Kälte wegen am Feldbrand angezündeten Feuer einen derben Holzbrand und reichte denselben dem Dragoner von der Böschung des Hohlweges herab mit der linken Hand, indem er mit der rechten die Mistgabel zur Waffe bereit hielt. Im Hinschreiten hatte er zu den gaffenden Nachbarmännern gesprochen: „Wolltet ihr mir nur beistehen, so möcht' ich dieses Heidenvolk lieber zur Hölle senden, daß es dort seine Pfeife am eignen Daumen anzünden könnt', und möcht' es mit dem Holzbrand jetzt um die Ohren schlagen!“ Ueber diese Worte brachen die Bauern, von ihrer Ueberzahl beherzt gemacht, in unmäßiges Gelächter aus, und die Dragoner stuzten darüber und ritten zurück, den nämlichen Weg den sie gekommen waren. Sie hatten den Wärten nicht erkannt, oder wagten es nicht, zwischen Waldung und Hecken zu einem Angriffe zu schreiten. Wärten aber ruhete nicht in seinem Franzosenhasse, und ließ auch später noch Manchen die Brandstiftung des Kurtekottenhofes entgelten. Er erzählte als Greis diese und andere seiner damaligen Heldenthaten und viele seiner Nachbarn, die Augenzeugen gewesen, wußten noch mancherlei davon zu berichten. Den erbeuteten Officiershut aber bewahrt sein Sohn noch heut zum Angedenken.

Zwischen Sieg und Wupper gibt's wohl keine Gemeinde, in welcher in jenen unglückseligen Octobertagen sich nicht einige Männer, wenn auch vom Glücke weniger begünstigt, also bewährt hätten. Von den Klöstern Altenberg und Heisterbach wurden die Plünderer durch siegreiche Bauern hinweggetrieben. An letzterem Orte war's ein Bauer, Wilhelm Müller mit Namen, der den anstürmenden reitenden Jägern mit einem Misthaken tapfer zu Leibe ging, mehrere Reiter vom Rosse riß und dadurch solche Unordnung und solchen Schrecken unter den Angreifenden hervorbrachte, daß es seinen Helfern gelang, die Freibeuter zu erjagen. Doch Müller selbst starb an den erhaltenen Wunden. — So schlugen am nämlichen Tage (22. October) die Einwohner der Ortschaft Aßelnbach in Reichlingen eine französische Reiterabtheilung,

die zu plündern begonnen hatte, in die Flucht. Jedoch die Verjagten kamen durch neue Schaaren verstärkt zurück, und brannten die ganze Ortschaft nieder. Der Halmann zu Dückeburg, Reinhard Linder mit Namen, hielt sich, bloß mit einem Stocke bewaffnet, überaus tapfer gegen die Plünderer, schlug mehrere wieder, mußte aber, durch einen Säbelhieb am Arme verwundet, die Flucht nehmen, worauf das Haus Dückeburg in Asche gelegt wurde. Den Andreas Ohligschläger auf Pattscheid nahm eine Schaar Reiter als Geißel mit, um die auferlegte Brandschatzung zu erpressen. Sie banden dem Ergriffenen die Hände und fesselten ihn an den Schweif eines Pferdes. So führten sie ihn mit bis nach Haswinkel, wo sie um zu plündern abstiegen. Der Gefangene nahm dort aber seinen Vortheil wahr, zerriß die Fesseln, überwältigte die Wache und erschlug drei Dragoner mit dem entrissenen Säbel. Auch dort trugen die Räuber einen großen Haufen Stroh ins Haus und zündeten es beim Wegreiten an; doch wurde die Flamme von zurückkehrenden Nachbarn noch rechtzeitig gelöscht.

Auch zu Rheindorf, wo die Freibeuter an jenem Tage die Kirche plünderten und im ganzen Dorfe fast nichts Bewegliches zurückließen, suchten einige Männer ihr Eigenthum zu vertheidigen, und hier und dort wurden Franzosen erschlagen und verjagt. Dagegen aber erhielt Wilhelm Sieser von Rheindorf einen Hieb über den Kopf, daß er bald darauf starb, und Diederich Kayser aus Hildorf, der sich durch Schwimmen retten wollte, wurde von einer Kugel ins Fußgelenk getroffen, daran er verblutete. Zu Neuschenberg erlegten die Müllerburschen drei Räuber; der dortige Paul Wahl aber, der sich gegen zwei Reiter tapfer gehalten und einen mit der Holzart erlegt hatte, erhielt vor Wambach einen tiefen Hieb in die Schulter, daß er kaum noch mit dem Leben davon kam. Die Burscheider litten an jenem Tage durch plündernde Guirassiere, deren einen die Einsassen von Herkesiefen erschossen und Pferd und Harnisch erbeuteten. Ein einzelner Mann aus Solingen, Maurer mit Namen, der auf dem Heimwege zu Scheidt bei Leichlingen von drei Karmagnolen angefallen wurde, erschlug mit entrissener Wehre sämtliche drei Räuber, vor denen in verschiedenen Ortschaften alle Einwohner geflohen waren. Die Lützerkirchener hatten, mit Flinten bewaffnet, ihr Dorf geschützt und einen zahlreichen Schwarm Plünderer bis hinter die Zehntscheune gejagt. Mehrere Franzosen wurden erschossen und dort, wo sie fielen, begraben. Wie hoch die erlittene Mißhandlung Haß und Erbitterung gesteigert, geht daraus hervor, daß einer der Gefallenen, der bloß am Schenkel verwundet war, im Gebüsch hart am Kirchwege noch lebend begraben wurde. Den ganzen Winter hindurch sah man dort die Hand des Begrabenen, die er durch die dünne Erdoberfläche emporgestreckt hatte.

Die vorübergehenden Kirchleute pfl egten ihren Ingrimm gegen das von ihnen sogenannte Heidenvolf dadurch zu äußern, daß sie diese Hand bepißten. Die Schleifer an der Wupper zogen erschlagenen Räubern sogar die Haut ab, gerbten dieselbe und benutzten sie zum Schleifen. Zu so entsetzlichen Greueln hatte damals schon der Krieg auch die Landleute verwildert, daß sie es nicht bei der bloßen Abwehr bewandt sein ließen.

Auch die Bauern zu Dünnwald, die Raub und Gewalt von den Besèbbre'schen Schaaren aus erster Hand genossen hatten, faßten endlich den kühnen Beschluß der Abwehr. Der lange Schmied Gürgen, der mit Vorspann nach der Lahn hin gewesen war, wußte von dortiger Bauernwehr Wunderdinge zu erzählen, und begeisterte die guten Dünnwalder damit zur heldenhaften Erhebung. Bei dem Bachschaffen kamen sie Abends zusammen und beschloßen die Abwehr, verbanden sich durch heiligen Eid als Brüder zu streiten und keinen Plünderzug mehr ins Dorf zu lassen. Alle Waffen wurden hervorgesucht. Der eine trug eine alte Muskete mit gehacktem Blei geladen, der andere eine Jagdflinte, ein dritter hatte einen rostigen Reitersäbel blank geschliffen, und der Hacks-Mattheis schulterte sein Gewehr mit der Holzart, der Anton Blömer trug eine eiserne Rührstange, wie sie bei Kalköfen gebraucht wird; der alte Göddert kam mit dem Dreschflegel, mehrere hatten die geschliffenen Gras- und Hafersensen gradhin aufschmieden lassen, und Schmied Gürgen selber, der zwei kaiserliche Pistolen scharfgeladen als Waffe trug, hatte sich sogar einen Harnisch aus eisernen Topfdeckeln geschmiedet, den er schußfest unter dem blauen Kittel trug. Mit großer Kunst und Klugheit hatte er mit diesen Eisenplatten nicht bloß Bauch und Brust bedeckt, sondern auch den Rücken, wohl überlegend, daß das wechselnde Kriegsglück oft den tapfersten Helden den Rücken dreht. — Nun hieß es eines schönen Morgens: „die Franzosen kommen!“ Der Kuhhirt blies das verabredete Lärmzeichen und die Männer von Dünnwald eilten auf den Sammelplatz an's Förstchen, jeder in seiner Rüstung. Als sie nun Alle versammelt waren und klopfenden Herzens warteten auf das, was nun kommen sollte, da trat herzu des Schmied Gürgen Frau, die Bubbels-Liese genannt, und lobte die Männer und rief: „So ist es recht, ihr Leute, daß ihr Euch so brav zusammen thut und das fremde gottlosige Raubvolf aus dem Lande jagt, wo es nicht im Taufbuch steht. Schlagt sie nur alle todt, die heidnischen Schelme, oder jagt sie, daß sie des Wiederkehrens vergessen! Aber — so sprach sie zu ihrem Manne, der unterdessen auch herzu getreten war —: aber was willst du, langer Gürgen, dabei? du kannst das doch nicht aushalten, dich schießen die Franzosen gewiß am ersten todt, weil du über Alle hinwegsiehst. Was soll ich arme Wittib dann mit meinen fünf kleinen Würmchen anfangen? Geh

du mit nach Hause, Gürgen, und laß die Nachbarn in Gottes Namen die Franzosen fortjagen. Auf einen mehr oder weniger kommt's nimmer an; ob du dabei bist oder nicht, das macht nichts dazu, darum komm du mit nach Hause." — So sprach des Gürgens Liese und weinte dazu und jammerte darüber, daß sie in Gefahr ständ, Wittwe zu werden. Die Anderen aber sprachen: „Sind wir denn weniger werth, als der Gürgen, daß wir uns todtschießen lassen sollen, und der lange Schmied Gürgen soll nach Hause gehen mit seiner Bubbels-Liese?“ Und einer nach dem Andern schlich davon und da einmal der Anfang gemacht war, so liefen einige hinweg, um ihre Waffen sobald als möglich zu verbergen. Da stand zuletzt der Gürgen allein mit seiner Frau und zankte mit ihr, weil sie durch ihre unziemliche eigensüchtige Rede die ganze Wehre vereitelt hatte, und er nestelte unter seinem Kittel, riß zornig die Harnischplatten hervor und warf sie vor sich auf den Weg, daß sie klirrten, und die beiden Pistolen riß er aus dem Schurzfell und warf sie auf die Platten, und lief den Andern nach, da eben ein Plünderzug von acht Mann über das Klosterbrückchen kam und bei den Vereinzelteten leichtes Spiel fand.

So ging es leider an vielen Orten mit der Männerwehre, wie es mit denen zu Dünnwald gegangen hat, und so geht es im Lande bis auf den heutigen Tag. Die Leute reden wohl viel von Opfern für die Gesamtheit und sprechen, sie wollten Gut und Blut d'ran setzen und treu zusammenhalten für ihre deutschen Brüder. Wenns aber d'rauf ankommt, dann denkt Jeder nur an sich. Sie möchten All' gerne geschützt sein und All' gern geholfen haben, von den Andern; aber selber die Haut zu wagen, dünkt ihnen lästig. Zumal wenn die Weiber dazwischen kommen mit ihrem Eigennutze, so ist's eine schlimme Sache.

Unbeschreiblich aber war das Elend, das rings im Lande den friedlichen Bewohnern bereitet wurde. Mißhandlung, Raub, Brand und Zerstörung bezeichneten die Wege der fliehenden Republikaner bis jenseits der Wupper. Zwar ließ man auf dem rechten Wupperufer mehr Schonung angedeihen, und besonders die nächste Umgebung von Düsseldorf, wo die Franzosen ihren Hauptwaffenplatz behielten, wurde milder behandelt, als der unglückliche Landstrich zwischen Wupper und Sieg. Jedoch auch diese mildere Behandlung war noch schauerhaft genug. Auf welche Weise die Freiheitshelden auch dort ihre Verbrüderung und Menschenrechte bewährten, erzählt der Pastor Hermann Joseph Ludovici zu Nischrath im dortigen schon erwähnten Kirchenlagerbuche, worin er die Geschichte der Gemeinde vom Jahre 1770 bis 1800 mit großer Pünktlichkeit aufzeichnete. Dort heißt's:

„Den 22. Oktober 1795, an welchem Tage die Arriergarde der nach Düsseldorf ziehenden Franzosen unter dem General Lorge, 3600 Mann stark, ankam und bei dem Langfurther Hofe lagerte, dieser Tag war schrecklich und unvergeßlich, ein Tag der Trübsal und Verwüstung. Drei Colonnen waren glücklich vorübergezogen; Schutz und Sicherheit waren öffentlich verkündigt; allein wo ist Treu und Wort, wo Völkerrecht bei Franzosen? General Lorge hieß seine Truppen ausschweifen, auf's neue rauben und plündern. Um 8 Uhr Morgens kamen die privilegierten Banditen und Raubhorden, Dragoner und Husaren, an. Wir alle geriethen in Angst und Schrecken, machten Thüren und Fenster zu. Mit einer Leiter setzten sie über den Weiher — der das Pfarrhaus umgibt — mit einer Art schlugen sie neben der angestürmten aber nicht erzwungenen Hausthür die Fenster und deren eiserne Gitterstangen aus, und stiegen herein. Wir waren auf den Speicher retirirt; sie zerschlugen die untere Fallthüre, vermochten aber die obere zweite Fallthür, auf welche ich eine schwere Kiste aus Eichenholz geworfen hatte, die ich mit einer Winde niedergedrückt hielt, nicht zu bemeistern. Da sie nun nicht weiter zu uns hinauf kommen konnten, plünderten sie einstweilen unten alles rein aus, und sofften sich toll und voll. Endlich unter dieser Schwelgerei kam des General Lorge Bedienter Johann, ein Elsäßer, mit Knechten von Langensfeld an. Nun riefen sie uns zu: „Salvigarde ist da, nur kühn herunter!“ — allein ich traute diesem Frieden nicht. Alle gingen hinab, ich allein blieb oben und hielt die Thüre wieder fest zu; und siehe! kaum waren die Andern unten, so wurden sie geplündert. Der Kaplan Leven und die Magd des Schultheißen retirirten wiederum hinauf zu mir. Endlich Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr stiegen die Banditen mit einer 24 Sprossen langen Leiter am Speicherfenster herein. Wir drei hätten zwar den Ersten hinabstürzen können, jedoch alsdann wäre es um unser Leben geschehen gewesen. Wir ließen ihn einsteigen, öffnieten die Fallthüre, und ein ganzer Schwarm drang herauf, griff uns an, durchsuchte uns durch Rock und Hosen bis auf die nackte Haut, öffnete und leerte die mit Leinwand, Hemden, Tischtüchern, Bettlaken, Servietten zc. zc. gefüllten drei Kisten und das Kupfer, 22 beste Bettdecken, kurz: Alles wurde zum Raub. Neun Dhm besten Bleicharts gingen verloren und wurden zum Theil verschüttet. Der Keller floß voll Wein, Bier, Del und Essig, Alles durcheinander vermischt. Ich selber wurde sogar gezwungen, einen Topf voll Wein zu halten, um die Pferde laufen zu lassen; mit Eimern und Kübeln trugen sie den Wein hinaus. Nichts, weder Trank noch Speise, weder Brod noch Butter, weder Hemd noch Leinwand, weder Messer noch Gabel, kein Löffel und keine Scheere blieben übrig. Sogar mein Vogelörgelchen und mein Lotteriespiel, meine Bett-

schafte und meine Papierscheere gingen zum Raub. Nur das nackte Leben ließen sie uns, und dieses noch mit großer Noth und Gefahr.“

Ein Solches hatten unsere Eltern vor fünfzig Jahren zu überstehen. Mögen die, welche halbweg, vielleicht gar aus französischen Berichten, davon gehört haben, sich über die Soldatenfurcht wundern, die das Landvolf in die Waldschluchten, die Wohnung der wilden Thiere zu theilen trieb. Nach Obigem wird Furcht und Flucht gerechtfertigt, und das nur erscheint verwunderlicher, wie die Aermsten dieses Elend zu überstehen vermochten, und nicht eher die Rache ausließen, die 1813 und 1815 die Heere der Freiheitsräuber zerschmetterte.

Wohl war damals vor dem Kriege auch große Unzufriedenheit im Lande über die Regierung, denn es waren damals Ungerechtigkeiten und Uebelstände, die man bei dem langen Frieden so recht saftig zu besprechen pflegte, und die Leute urtheilten, daß Krieg und Revolution es besser machen müsse. Ja, der damaligen Uebelstände waren viele, da Jagd und Zehnten, Lehen, Schatz und Banrechte, Kürmut und vielerlei Abgaben und Plackereien, die man jetzt kaum noch dem Namen nach kennt, das Land bedrückten, da die Klöster noch den besten Theil des Ackerbodens dem Verkehre entzogen hielten, und das edle Großungeziefer, Hirsche und Wildschweine, den Schweiß des Landmannes vernichteten. Doch wie seufzten trotz alledem die Leute da im Kriege nach ihren früher geschmäheten Zuständen, die sie als ein verlorenes Paradies betrachteten. „Wir hatten — so sprachen sie — früher im Himmel gelebt und haben es nicht gewußt. Der Mensch weiß das Glück, das er genießt, nicht zu schätzen, und thöricht verlangt er nach dem, was er nicht besitzt. Nun aber wissen wir, was der Krieg für Elend bringt! Drum wollen wir um kein anderes äußeres Glück zu Gott bitten als: „Den lieben Frieden verleihe' uns, o Herr!“

Fünfter Abschnitt.

Wie die Franzosen zum zweiten Male über Wupper und Sieg vordrangen und abermals zurückgeschlagen wurden, und wie die abermalige Plünderung ablief.

Nachdem der kaiserliche Feldmarschall Clairfait die Franzosen über die Lahn zurückgeschlagen, und seine Vorhut unter Kray den schreckenbetäubten Feind sogar über Sieg und Wupper gejagt hatte, stützte sich dieser auf die Befestigung der Stadt Düsseldorf und nahm in langgestreckter Linie, vom Rhein- strome bis zum Mettmanner Gestein, seine abwehrende Stellung. Auf der einen Flanke durch die in Herbstfluth hochgeschwellten Wogen des Stromes, und auf der andern durch die schroffen Klippen und Senkungen des Kalksteingebirges vor der Gefahr, umgangen zu werden, gesichert, fuhr das aus etwa 40,000 Mann bestehende Heer der Republik eine dichte Reihe von Feuer- schländen vor seiner Stirne auf, und zog vom Rücken her immer größere Streitkräfte aus der Nordarmee des Generals Beur- nonville zu sich herüber. So trotzte es in täglich wachsender Kraft dem Angriffe entgegen. Schon zitterten die Düsseldorfer Bürger bei den Vorbereitungen der Vertheidigung ihrer Festung, denn man wähnte: der greise Held Clairfait werde seinen Sieg verfolgen und die Fremdlinge über den Strom treiben. Doch mitten im Siegessturme hemmte der deutsche Feldherr seinen Schritt. Er wandte sich ab von dem geschlagenen Feind, um den im Siegesprunke strahlenden Gegner zu vernichten. Die Franzosen hatten Mannheim besetzt und sich am ganzen Ober- rheine durch feste Verschanzungen eingenistet. Ihr Lager bei Mainz galt für ihre festeste Stellung in Deutschland. Sie war auch die drohendste, und drum hatten es die Republikaner recht darauf angelegt, sie zu behaupten. Von Laubenheim bis Mom- bach zog sich ein festes Lager, an welchem alle Befestigungskunst erschöpft war. Diese Streitlinie wurde die „unbezwingliche“ genannt, und jeder Angriff für verrückte Verwegenheit erklärt. In einer Reihe von fünfzig Festungen stand die Infanterie,

52 Bataillone zählend, hinter 8 Fuß dicken Erdwällen, vor welchen 20 Fuß breite und 10 Fuß tiefe, durch Pfahlwerk und spanische Reiter geschützte Gräben gähnten und vor diesen Gräben befand sich eine dreifache Reihe von Wolfslöchern, 7 Fuß tief, in deren Mitte ein nach oben zugespitzter Pfahl die hereinstürzenden Kasse spießte. Zwischen dieser Linie erhoben sich die Geschützscharten, Schanzen und Hornwerke, jede hundert Schritte zwölf Feuerschlünde, und außer jenen 52 Bataillonen waren 5 Reiterregimenter, 2 Regimenter Pionire, 2 Compagnien Mineurs und eine unzählbare Menge Artillerie zur Vertheidigung bereit. Gegen diese furchtbare Festung wandte sich Clairfait mit nur 25 Bataillonen Fußvolf und 26 Reiterescadronen, erstürmte sie am 29. October 1795, trieb die doppelt so starke Besatzung heraus, und eroberte 138 Stück schwere Geschütze, 143 Wagen und Kriegsvorräthe aller Art. Dabei machte er 1633 Feinde, worunter 2 Generale und 151 Officiere, zu Gefangenen, und verfolgte weithin die schnellfüßigen Prahlhänse. Da feierte ganz Europa den Ruhm des greisen Feldherrn. Das französische Kriegsglück schien sich für immer gewandt zu haben. Wäre da nur der Hofkriegsrath nicht gewesen und die Verrätherei!

Während dessen aber dehnte sich das von der Nordarmee über den Rhein hin verstärkte Heer bei Düsseldorf immer weiter aus. Bald zählte es wieder über 60,000 Streiter. Unangegriffen, und nur von der Ferne aus durch kaiserliche Vorwache unter General Kray beobachtet, schob es seine Vorposten bis an die Wupper vor. Streifschaaren wagten sich sogar neuerdings über diesen Fluß, und spähten und plünderten bis Wiesdorf und Schlebusch hinaus. General Kray, der am 23. October zu Mülheim einzog, war schon andern Tags über die Sieg zurückgegangen, und General Kienmayer befehligte forthin die äußersten Vorposten bei Hennef, vor dem Engpasse, der dort aus weitem Thalkessel ins Gebirge führt. Auf den Höhen der Agger, zu Marialinden, Much, Hartegasse und Scheiderhöhe standen kaiserliche Feldwachen, und die Dragoner vom Regimente Koburg streiften täglich bis Bensberg und Langenbrücken.

Das verstärkte Franzosenheer bereitete den Angriff vor. Am 6. November rückten seine Vorwachen wieder über die Wupper, und vom 7. bis 9. November früh Morgens trugen die flüchtigen Landleute die Nachricht von der Annäherung des Feindes nach Mülheim. Am 6. lag Lesèbvre im Schweppe'schen Hause zu Dpladen, von wo er am 7. weiter zog; am 8. und 9. traten die Generale d'Hautpoul und Hatry in sein Quartier. Neue Plünderung und Mißhandlung ergoß sich über die kaum wiederbewohnten Dörfer. Hildorf, Rheindorf, Bürrig, Dpladen, Wiesdorf, Schlebusch und Dünnwald wurden besonders hart mitgenommen, und von Vieh und Lebensmitteln blieb keine Spur übrig. Die

Mäuse starben Hungers im Mehlkasten. Mülheim, wo gegen 10 Uhr Morgens General Lesèbvre mit der Vorhut einrückte, und bei Köster auf der Wallstraße seine Wohnung wählte, blieb wiederum gegen ansehnliche Brandschätzung an Geld, Vieh und Lebensmitteln von Plünderung verschont. Lesèbvre mit 2400 Mann blieb bis andern Abends in der Stadt, während das Hauptheer zwischen Buchheim und Vingst ein Lager bezog, aus welchem es am Morgen des 8. Novembers gegen Siegburg vorrückte.

In diesen Tagen war es, als der lutherische Pastor Johann Wilhelm Reche zu Mülheim ein Beispiel wahrer Glaubensduldung gab. Der Generalcommissar Malraison suchte in Mülheim ein geeignetes Gebäude zu einem Frucht- und Fourage-Magazin. Der General Lesèbvre, dessen Bruder und Malraison hatten die katholische Kirche am passendsten dazu gefunden, und der Befehl zu der Einrichtung war schon ertheilt. Das hörte der lutherische Pastor und trat mit gleicher Rede vor seine Gemeinde und vor die französischen Befehlshaber: „Wir Protestanten in Mülheim haben zwei Kirchen, eine lutherische und eine reformirte, und jede eine davon vermag unserm confessionellen Bedürfnisse zu genügen. Unsere katholischen Brüder haben aber nur eine Kirche in der Stadt, und unsere beiden protestantischen Kirchen sind nicht für deren Gottesdienst eingerichtet. So laßt uns denn unsre lutherische Kirche statt der katholischen zum Magazine hergeben, laßt uns Protestanten die reformirte Kirche, die unserm beiderseitigen Bedürfnisse genügt, gemeinschaftlich benutzen, auf daß wir Alle unsern Gottesdienst beibehalten können.“ Da war Niemand in den beiden Gemeinden, der Nein sagte, und ein solcher Edelmuth vermochte auch die französischen Befehlshaber zu rühren, daß sie den Katholiken ihre Kirche ließen, und sich mit der lutherischen begnügten. Die Reche sind heuer selten. Dieser als Mensch und Schriftsteller ausgezeichnete Biedermann war geboren am 3. November 1764 zu Lennep. Für Bildung und Gemeinwohl begeistert, wurde er der Wohlthäter seiner Gemeinde. Im Jahre 1831 legte er sein Pfarramt nieder und starb kinderlos, nur den Wissenschaften und dem Wohlthun lebend, auf seinem Gute zu Niederkassel, das er den Armen legirte, am 9. Januar 1835.

Die kaiserliche Heerwache an der Sieg, etwa 3000 Mann stark, unter den Reitergeneralen Riemayer und Haddick, hatte ihr Hauptquartier in Warth. Am 8. November befanden sich die Vorposten noch auf dem rechten Ufer. Bei der Annäherung des Feindes zogen sie nach einigen Plänkelleien zurück, und gingen am 9. November auch über die Sieg, brachen die von den Franzosen errichtete schöne Pfahlbrücke bei Busdorf ab, und nahmen am folgenden Tage ihre Stellung am Käsberge bei Ueckerrath, wo sie die Franzosen mit lebhaftem Geschützfeuer be-

grüßten. In der Nacht darauf verließen sie auch diese Stellung, um an der Lahn Verstärkung zu erwarten. Hunderte von Landeuten voll Erbitterung gegen die Franzosen, und durch den Erfolg der neulichen Wehrschafft erimuthigt, schlossen sich dem Rückzuge an, und erwarteten die Gelegenheit zur Rache.

In zwei Heerhaufen zog das Franzosenheer gegen die Lahn hinauf, um, wie sie sagten, jetzt nach Aufgebung der Friedenslinie, die Stadt Frankfurt wegzunehmen und Mainz wieder einzuschließen. Die eine Abtheilung unter Lesèbvre zog durchs Gebirge über Weyerbusch auf Hadamar, die andere unter Hatry das Rheinufer entlang. Am 10. November folgte der Oberbefehlshaber Jourdan von Deutz aus dem über die Sieg vorgerückten Heere. Doch bald bekundete es sich, daß keine Kriegsthat, sondern nur Plünderung und Ausbeutung zum Wintervorrathe das Ziel dieser Bewegung war. Ueberallhin, in alle Aemter, Städtchen, Dörfer, Weiler, Klöster und Schlösser des Landes wurden verhältnißmäßige Schaaren entsendet, um die ausgeschriebenen Brandschatzungen an Geld, Vieh und Getreide mit Waffengewalt herbeizuholen, bei welcher Gelegenheit den armen Landeuten nicht bloß Lebensmittel, sondern alle andere werthvolle bewegliche Habe, Hausrath und Waaren weggeraubt wurden. Schon am 10. November, als das ganze Oberbergische von Plündererschaaren durchzogen war, drang Lesèbvre über Neckerrath nach Altenkirchen vor, und etwa 300 reitende Jäger streiften sogar bis über Hadamar hinaus. Besonders das Städtchen Hachenburg litt an jenem Tage Entsetzliches. Es gibt keine viehische Ausschweifung, keinen Frevel, der an jenem Tage von den raubgierigen, mitleidlosen, republikanischen Horden nicht verübt worden wäre. Das Befehlswort menschlichgesinnter Führer schlug an taube Ohren der von niedrigen Leidenschaften aufgeregten Völkerbeglücker. Der Schrecken der mißhandelten Einwohner war so groß, daß man für ein Fuhrwerk von Altenkirchen bis Weklar 200 Gulden bot und zahlte, um nur rascher den Mißhandlern zu entkommen. Doch um Hachenburg läuteten auf den Dörfern die Sturmglocken und aus einem Umkreise von 6 Stunden zogen Tausende Bauern heran mit Flinten, Heugabeln, Sensen, Aexten und Spießen bewaffnet. Mit kaiserlichen Reitern unter Haddik vereint, stürmten sie auf die Plünderer ein, schlugen sie in die Flucht, tödteten ihrer Viele und erbeuteten fünf Kanonen. Die Bauern spaßten da nicht mit den Franzosen. Diese aber zogen dichter zusammen, bis Prinz Ferdinand von Würtemberg die Koburger Dragoner die Rothmäntler und drei Bataillone Fußvolk von Dierdorf aus, heran führte, und die siegreichen Bauern unterstützte. Die Republikaner wurden über die Sieg zurückgeworfen, und Lesèbvre hatte alle Noth zu entkommen. Schon am 11. November waren die Plünderer bis über die Sieg zurückgelaufen, und die Husaren

von Barfo und das Regiment Grünlauden mit den bewaffneten Bauern überschritten noch am nämlichen Tage diesen Fluß. Prinz Württemberg wählte am 12. November sein Hauptquartier zu Neckerrath, während Lesèvbre bei Troisdorf an der Agger ein Lager bezog und die Nachbardörfer zum Schanzarbeiten und Holzfällen zwang, womit er sich in die Erde vergrub. General Hatry zog gleichzeitig sich durchs Rheinthal zurück, eine Menge Raubes fortschleppend, der den Lesèvbre'schen wieder abgejagt war. Die Hauptmacht der Franzosen zog mit den geraubten Vorräthen über die Wupper zurück, während Lesèvbre bei Troisdorf sich immer tiefer verschanzte. Leider durfte Prinz Ferdinand den Sieg nicht weiter verfolgen, weil der Hofkriegsrath zu Wien ihm verboten hatte, die Sieg zu überschreiten.

Nachdem viele französische Regimenter bei Bonn, Deutz und Düsseldorf sogar auf's linke Rheinufer herübergezogen waren, und die Sieggegend nicht mehr bedroht schien, zog Prinz Württemberg am 13. November zum Schutze der Stadt Neuwied nach Dierdorf zurück, und ließ die bewaffneten Landleute mit den Barföhusaren und einigen Bataillonen Fußvolf die Sieg bewachen. Während dessen wurde das Land zwischen Agger und Wupper auf's kleinlichste ausgebeutet, und zu der Plünderung gesellten sich die gewöhnlichen Mißhandlungen. Die Heeresabtheilung unter Hatry begleitete die Raubfrachten bis über die Wupper, und kam dann zurück und zerstreute sich in der Gegend von Mülheim und Bensberg, wo General Bastoul alle Waffen der Landleute zum zweiten Male sammeln ließ, und dadurch wiederum Gelegenheit zur gründlichen Plünderung verschaffte. Viele Dörfer waren am Tage von allen Einwohnern verlassen. Viele flüchteten über die Landesgränze auf märkisches oder schwarzenburgisches Gebiet, wie nach Barmen und Radevormwald, oder hielten sich in Waldgebirgen versteckt, tagelang ohne Obdach in Regen und Schneesturm. Von dem immerwährenden Flüchten in die Wälder hatten die Einwohner große Fertigkeit erlangt, den Plünderern zu entweichen. Fortwährend hielten sie Späher gegen den Feind hin. Auf die Botschaft oder das verabredete Zeichen der Annäherung, gewöhnlich die Brandglocke, rafften die Eltern ihre kleine Kinder auf den Arm und liefen voraus, Andere öffneten die Ställe und riefen: „Franzosen! in den Wald! in den Siefen!“ und das Vieh sogar verstand den gewohnten Schreckensruf und bedurfte des Treibens nicht. Die Kühe und Kinder hoben die Schweife und flogen wie ein Pfeil nach der bekannten Richtung hinaus, die Schweine schnurrten ihnen nach. Fett und Fleisch hinderte sie im Laufen nicht, und Schrecken und Uebung hatten Menschen und Vieh zu einer Schnellfüßigkeit ausgebildet, die ins Erstaunliche ging. Wie das wilde Heer sauseten sie vorüber durch das Dickicht in die Waldschlucht. Sterbende

und Kreisende wurden zurückgelassen. Wochenlang lagen Todte unbeerdigt. Der jetzige Gemeinderath Jungbluth zu Odenthal wurde als neugeborenes Kind von seiner Mutter, die beim Ueberfall der Plünderer sich verlassen sah, und mit einem Sprunge durchs Fenster den Flüchtigen nachlief, glücklich in den Wald getragen. Viele aber holten sich dort einen vorzeitigen Tod. Man muß dieß von Leuten erzählen hören, die es mitgemacht, um das ganze Ungemach dieser traurigen Zustände zu erfassen. Besonders Schlebusch, Passrath, Dümmwald und Leichlingen waren in diesem Flüchtigen geübt. Das Vieh kannte sogar die Namen der Waldstellen. An ersterem Orte brauchten die Flüchtigen nur die Namen „Lützenbach“ oder „Neuenhaus“ in den geöffneten Stall zu schreiben, um dem Vieh auch ohne weitere Führung die Richtung zu bezeichnen. Doch bei diesem ungewohnten Treiben in winterlicher Jahreszeit bildeten sich Viehseuchen, und viele Menschen raffte die Ruhr dahin, bei schlechten, früher nie angewandten, Nahrungsmitteln.

Es lebten damals noch die Kriegsläufe von 1702 und 1705 in der Erinnerung des Volkes, wie die Franzosen damals unter Marschall Tallard und Oberst Lacroix ins Bergerland eingefallen und die Landleute den Mißhandlungen in die Waldgebirge entflüchtet waren. Alte Leute kannten damals, wenn auch nur aus Mittheilungen ihrer Väter, die wildwachsenden Nahrungspflanzen. Diese Kräuterkunde kam ihnen gut zu statten; und es wäre zu wünschen, daß solche Kenntniß auch heutzutage verbreitet sei, wenn uns der liebe Gott auch gnädig vor der Nothwendigkeit beschützt, jetzt so ungewöhnliche Nahrungsmittel zu suchen. Unsrer Kinder müssen vielerlei lernen, was nicht so leicht und für das Leben lange nicht so nützlich. Auch die Dankbarkeit für die Güte Gottes, der in Wief und Wald die sättigende und nährenden Tafel mit einladender Liebe bestellt hat, sollte wahrhaft fromme Leute doch bestimmen, die Fülle der Güte in Seinen Gaben kennen zu lernen, die leider der Gewohnheitsdünkel verschmäht. Gerade im Hügellande des Niederrheines ist groß die Zahl der wildwachsenden Pflanzen, deren Wurzelknollen, Blätter oder Früchte dem Menschen so wohlschmeckende Nahrung darbieten wie angebaute Gartengemüse.

Doch wie jenseits der Sieg, so gingen auch die Bauern im Niederbergischen zur Wehre. Zwar liefen die Einwohner von Leichlingen, welche unter Anführung des Kaufmanns Wilhelm Busch die dortige Wupperbrücke bewaffnet besetzt hatten, beim ersten Anblicke der nahenden Feinde zurück und ließen ihren Führer allein, daß dieser auch das Nachlaufen hatte; doch wurden am 11. November mehrere Schaaren Lesébrescher Jäger, die im Aggerthale streiften und plünderten, von den Bauern zu Seelscheid, Neunkirchen und Bohmar angegriffen und mit Verlust mehrerer

Lebten in die Flucht geschlagen. Dafür rächten sich die Freiheitsbringer mit Mordbrand, legten zu Broich in Lohmar vier Scheunen und fünf Wohnhäuser in Asche, zündeten den Aggerhof an und erschossen und brieten mehrere Landleute, die an jenen Kaufereien nicht einmal Antheil genommen hatten. Besonders die Einwohner von Wahlscheid hatten sich in jener Wehre hervorgethan, weshalb dem Dorfe die gänzliche Verheerung angedroht war. Doch der dortige Orts-Vorsteher Schmitz, Vater des jetzigen Bürgermeisters von Wahlscheid, welcher die französischen Schutzwachen vor dem Zorne der Landleute verborgen und gerettet hatte, vermochte mit einigen Geschenken den General Lesèbvre zur Schonung zu bewegen. Der General zog die Hand der Rache zurück und füllte die Tasche.

Besonders ein gewisser Stader, ein wohlhabender Landwirth und braver Familienvater bei Honrath an der Agger, war der Bauernführer gewesen. Eine an ihm als Gatten und Vater verübte entsetzliche Mißhandlung hatte seine fromme Denkart zu Mordgedanken gewandelt. Von fünf Plünderern in seiner Wohnung überfallen, hatte er ruhig zugeesehen, wie diese Volksbeglückter Kisten und Kasten durchmauseten, seine Frau hatte ihnen die Schlüssel dazu übergeben, und alles baare Geld überreicht. Doch als die Unmenschen begannen, Frau und Töchter auf schamlose Weise anzugreifen, hatte der kräftige Stader abgewehrt und die Lumpen zurückgestoßen. Da fielen die Republikaner über ihn her, warfen ihn nieder und fesselten ihn mit Stricken eines Vogelstellernezes, die noch vom Herbste her zum Trocknen über der Ofenische hingen. Der Gefesselte sollte Zeuge sein der Entwürdigung seiner Theuersten. Doch der Schrei des Weibes und der Töchter schnitten in's Herz des am Boden liegenden Vaters. Riesenkraft stahlte seine Sehnen. Die Stricke fielen wie Spreu zerrissen von seinen Gliedern, und das aus einem Flintenlaufe gestaltete Schürrohr ergreifend, schlug er die Unmenschen nieder und zerschmetterte sie alle Fünf. Mit den Geretteten floh er in den Wald, die Knechte vergruben die Erschlagenen, ehe neue Plünderer naheten, und die Sache blieb dem Heere verborgen. Doch Stader faßte von jenem Augenblicke an einen solchen Haß gegen die Fremdlinge, daß er Helfer um sich versammelte und die Franzosen erschlug, wo er sie nur erreichen konnte. Nach einem gleichnamigen kaiserlichen Oberbefehlshaber nannte man diesen Bauernführer scherzweise den General Stader, und unter diesem Namen lebt er noch heut in der Ueberlieferung der Landleute.

Sechster Abschnitt.

Die Bauernhelden Stücker und Dummerborn und der Kampf
am Hohensberge.

Aberhalb Bensberg wurde an der Agger ein umfassenderer Landsturm gegen die ungebetenen Gäste vorbereitet. Bei den unerträglichen Mißhandlungen wuchsen die Helden überall wie Pilze aus der Erde. Zwei für das Vaterland begeisterte Männer waren in der Gegend von Bensberg schon seit dem ersten Rückzuge der Franzosen bemüht gewesen, die Landleute nicht bloß zur Bewaffnung aufzuregen, sondern die Abwehr nach durchdachtem Plane zu ordnen und einen Landsturm zu bilden, der das Vaterland befreien sollte. Es waren dies der damalige Vicar zu Dffermannsheide in Gürten, Johann Peter Dummerborn, und der Rechts-Anwalt Ferdinand Stücker auf Bensberg, von welchem schon im vorigen Abschnitte die Rede gewesen. Ferdinand Stücker — später kaiserlicher Oberst Reichsfreiherr v. Stucker-Weyerhoff — geboren zu Weyerhoff oberhalb Bensberg am 24. September 1772, war unter sieben Geschwistern der zweite Sohn des Ober = Amts = Gerichts = Advocaten Mathias Viborius Stücker, eines Paderborners von Geburt, und der Juliane Mambau, einer Tochter des Landwirthes zu Weyerhoff. Der Vater war ein wegen strenger Rechtlichkeit und biedern deutschen Characters überaus geachteter Mann. Besonders in dem berühmten bergischen Hirschprozesse hatte er sich die Liebe der Landleute und aller rechtlich und menschlich gesinnter Männer erworben. Es stand nämlich damals in dem churfürstlichen Wildbanne, dem Königs- und Frankenforste bei Bensberg eine solche Menge von Hirschen und Wildschweinen, daß alle angrenzenden Felder von diesem Großungeziefer verwüstet und die Ackerleute in Verzweiflung gebracht wurden. Von Tagesarbeit ermüdet mußten die Aermsten die Nächte hindurch ihre Saaten bewachen, und das verwüstende fürstliche Spielzeug mit Klappern scheuchen. Eine einzige wachlose Nacht brachte um die Mühe des Jahres. Die Landleute berichteten und fleheten an ihren

gnädigsten Landesherrn Carl Theodor in München; aber die Forst- und Jagdbeamten, denen der übermäßige Wildstand Vortheil verschaffte, machten ihre Lügenberichte dagegen und ziehen die Bauern der Uebertreibung. Viele Jahre hindurch blieb es bei folgelosen Beschwerden und Gegenberichten, bis sich endlich der Anwalt Liborius Stücker als Vorkämpfer des guten Rechts der Bauern annahm, die Sache am rechten Ende angriff, und den gutmüthigen Kurfürsten selber von dem Unwesen seiner adeligen Waldmensen überzeuete. Da im Herbst 1788 brachte Stücker den landesherrlichen Befehl von München mit, daß zwischen Idelsfeld und Troisdorf 6000 Stück Hirsche weggeschossen werden sollten. Da war Freude unter den Landleuten, daß sie den von Gott gespendeten Segen ihrer Felder wieder ungestört genießen konnten, und der Name Stücker war gern gehört und gesegnet unter ihnen. Jene Waldmensen, die Förster und Jäger aber, die Freunde der Wildniß und Feinde der Cultur, wurden ihm gram über seine Verdienste um die leidende Menschheit. Ein Solcher war der Vater, und dessen Charakter, und Liebe und Haß der Umgebung, gingen auf den Sohn über.

Die Eltern hatten alle Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Kinder verwendet. Der älteste Sohn, Anton Stücker, war ein geachteter Arzt in Wipperfürth. Ferdinand hatte noch vor wenigen Monaten die Hochschule verlassen, und wurde vom Vater in seinen Amtsberuf eingeführt. Er war ein hochgewachsener schöner Jüngling. Sein blondes Haar, sein kräftiger Wuchs und treue, blaue Augen sprachen von altfächsischer Art. Mit ungemeiner Leibeskraft gerüstet, gesellte er zu dem lebhaften, fast ungestümen Wesen die äußerste Strenge des sittlichen Wandels, mit welcher die sorgfältige Erziehung alle jene Geschwister ausgezeichnet hatte. Dazu kamen Anmuth und rüchhaltlose Aufrichtigkeit, wodurch er die Achtung Aller erwarb, mit denen er verkehrte. In Leibesübungen sowohl als in Wissenschaften hatte er sich hervorgethan, und besonders noch besaß er die Gabe der Rede, mit welcher er zu dem, was ihn bewegte, hinriß. In diesem unbefangenen deutschen Gemüthe voll Kraft und Reinheit mußten die Ideen der Freiheit und rechtlichen Gleichheit, mußte das neue Evangelium von Tugend und Menschenrechten begeisterte Theilnahme finden. Was das besonnene Alter für höchstes aber unerreichbares Recht erkannte, das verlangte die erfahrungslose Jugend mit Ungestüm. Jeder Unbefangene mußte die damaligen bürgerlichen Verhältnisse für veraltet und unhaltbar erkennen. Der aus Frankreich herüberwehende Hauch der Freiheit ließ eine auf allgemeinem Rechtsgefühl gründende Umgestaltung ahnen, und die politischen Regungen der neuen Republik spannten Geist und Gemüth. Mit jenen Ideen hatte Ferdinand auch das Volk, das sie in alle Welt posaunte, liebgewonnen. Doch in dem lebenserfahrenen besonnenen

Vater fand er den entschiedensten Gegner. Der alte Fuhrmann weiß am besten, wohin der Weg führt, und der alte Advokat lernt, welcher ein himmelweiter Unterschied ist zwischen Theorie und Praxis, und daß die Freiheit im Volke nicht wie ein Pilz über Nacht aus dem Boden sprießt, sondern langjähriger politischer Bildung bedarf. Da setzte es oft gar heftige Tischeden, und der jugendliche Vertreter der Menschenrechte erhielt nicht selten von dem ractionären Vater Schweigen geboten „von den Fausen“, wie der alte Stückler all die schönen republikanischen Redensarten nannte. Wie bald aber sollte der aufrichtige Ferdinand aus seinen schönen Träumereien geweckt werden! Als seinen Lieblingen diesseits des Rheines die Nachrichten von Plünderung und Gewaltstreichen und von schamlosen Freveln gegen Zucht und Sitte vorauseilten, da blieb ihm dem Vater gegenüber noch immer die abgedrohsene Redensart zu Gebot: daß jene Frevel von der Hefe des Volks, von Galeerensträflingen und verlaufenem Gesindel, das dem Heere gefolgt sei, verübt worden. Doch auch dieser Nebel zerrann, und Schamroth stieg auf die Wangen des ehrenhaften Jünglings, als er die Volksbeglückter mit eigenen Augen gesehen. Am 10. September 1795, als er mit dem Notar Hauck nach Mülheim eilte und dort vom General Lesèbvre für ein Douceur von 15 Rthlr. 20 Stbr. bergisch Courant eine Schutzwache kaufte, kamen ihm die republikanischen Menschenrechte schon ziemlich preiswürdig vor. Ehe er bei Lesèbvre ankam, wurde er fünf Mal von begegnenden Soldaten unter den Augen der Officiere angehalten, durchsucht und ausgeplündert, so daß er nicht nur das Schutzgeld, sondern sogar auch noch Kleidungsstücke bei dem Posthalter Kremorius zu Mülheim leihen mußte, um vor dem Bürgergeneral anständig erscheinen zu können. Leider ist und bleibt es so in aller Welt: je mehr die schönen Namen Freiheit und Verbrüderung im Munde geführt werden, desto weniger ist von diesen Tugenden in Wirklichkeit vorhanden. Während seiner Geißelschaft aber lernte er das Republikanerheer in Haupt und Gliedern derart kennen, daß er es für seinen höchsten Beruf hielt, Alles aufzuwenden, sein theueres Vaterland von diesen ungebeten Gästen zu befreien, wie es seinem Vater gelungen war, die liebe Heimat von dem vierfüßigen Großungeziefer zu erlösen. Wie hätte auch nach solchen Erlebnissen der junge thatkräftige Rechtsanwalt am Altentische ruhig verweilen und über eine Bauernprügelei, oder über Mein und Dein lang und breit verhandeln können, da der Franzose Alles sein nannte und ungestraft das wehrlose Volk mißhandelte? Er fühlte sich berufen, seine Landsleute in ihren höchsten und heiligsten Rechten der Freiheit zu vertreten und sie vor einen Richterstuhl zu führen, wo der wackre Mann nie verliert. Die zerkaute Feder warf er hin und griff zum Degen. Da der Landesherr, der dicke Kurfürst

Karl Theodor, in seinen Hoffesten zu München keine Zeit hatte, sich um seine getreuen Unterthanen zu bekümmern, und die verbaierete Regierung zu Düsseldorf die Schleppträgerin des Franzosenthums spielte, meint' er: das Volk müsse sich selber helfen, die Schmach rächen und das Vaterland befreien. Hätte nur ein Zehntel der Einwohnerschaft seinen Muth getheilt, so würde dies ein Leichtes gewesen sein, da die Kaiserlichen zur Führung bereit waren. Doch Ferdinand hoffte, daß der Erfolg der Wehre im Kleinen die Bedrängten ermuthigen und eine allgemeine Volkserhebung vorbereiten werde, und so ging er frisch an's Werk. In jener Zeit des Kriegsgetümmels hatte er dem Wassenwerke seine Aufmerksamkeit gewidmet und der Wassenübung fleißig obgelegen. Seit Jahren hatten befreundete kaiserliche Officiere ihn in jeder Uebung unterwiesen, und er hatte Alles dies mit solchem Eifer ergriffen, daß es ihm kein Husar in Führung des Rosses und der Wassen zuworthat, und daß er selber unter den für seine Sache gewonnenen Landleuten den Exerciermeister abgeben konnte. Nur der entschiedene Wille seiner Eltern und ihre Abneigung gegen den Kriegerstand hatten ihn abgehalten, in den kaiserlichen Kriegsdienst einzutreten. Das Heer bestand damals größtentheils noch aus Söldnern, die durch Werber herbeigeschafft waren. Viederliche Hausföhne, verunglückte Studenten und Leute, die ihre bürgerliche Richtung verfehlt hatten, pflegten damals den Kriegerstand als letzten Nothanker ihres Fortkommens zu ergreifen. Daher die Abneigung der Eltern.

Besonders mit einem Husaren-Rittmeister im Regimente Barfo, Grisar mit Namen, war Ferdinand Stücker damals sehr befreundet. Dieser Rittmeister, ein entschlossener Ungar, der wegen seiner verwegenen Tapferkeit meistens zum Vorwachdienste befehligt wurde, hatte sich keine Mühe verdrießen lassen, den wackern Jüngling im Kriegswerke zu bilden. Er trug die Ueberzeugung, in Ferdinand dem kaiserlichen Heere einen tüchtigen Officier zu erwerben. Nur die Zustimmung der Eltern hielt den Sohn von seinem eigentlichen Berufe noch entfernt.

Als die Kaiserlichen am 9. November 1795 von Bensberg abgezogen und die Franzosen wieder eingerückt waren, hatte Ferdinand Stücker bereits mehrere wackere junge Männer für sein Befreiungswerk gewonnen. Es waren dies Landleute aus den besten Familien der Nachbarschaft, sogar zwei Gutsbesitzer und Familienwäter, und zwei Priester, Simon und Scharrenbroich und Dmmerborn und Herkenrath. Aengstliche Vorsicht leitete ihn bei der Wahl der Helfer und Vertrauten, denn die Hingabe für Heerd und Vaterland setzt Bildung und Gemüth voraus; der Erfolg Tapferkeit und Ausdauer. Auch wollte er sein edles Werk rein erhalten von Raublust und Rohheit, und Besonnenheit und Vorsicht mußten vor Verrath bewahren, daß nicht Alles im Reime

erstickt werde. Die wenigen Genossen aber waren von Einfluß auf die Menge, sie weckten und bereiteten das Volk vor, auf daß es sich bei günstiger Gelegenheit erhebe. Mit redlicher Mühe wurden Pferde und Waffen angeschafft und ihr Gebrauch geübt. Dies Alles hielt Ferdinand so geheim, daß selbst seine Eltern und Geschwister nicht das Mindeste davon erfuhren. Nur die einsamen Haidestellen in der Mitte des Königsforstes waren die Tummelplätze, und die im vollen Rennen der Kasse abgehauenen Baumzweige, die einstweilen statt der Franzosen herhalten mußten, waren die Zeugen der Kampflust.

Am 9. November war das ganze Bergerland wiederum mit Franzosen gleichsam überfluthet, und die Plünderhaufen streiften bis über die Agger hinaus. Zu Bensberg war hinter dem neuen Schlosse ein Lager gebildet mit 800 Mann Fußvolk und 400 Reitern, unter dem Befehle des General-Adjutanten Richepanse, von der Division Lesèbvre. Richepanse hatte bei Ferdinands Eltern seine Wohnung gewählt, aus Zuneigung für den Jüngling, den er bei jener Geißelschaft achten gelernt hatte. Die Herzen beider jungen Männer blieben einander in Freundschaft zugewandt, wie feindlich auch ihre Wege auseinander gingen. Wie schon Lesèbvre gethan, versuchte auch Richepanse, den jungen Stücker zum Eintritt in das Heer der Republik zu gewinnen. Er bot ihm im Auftrage seines Obergenerals sogar mehrmals eine Officierstelle an. Jedoch auch die offene Erklärung Ferdinands, daß er ein entschiedener Gegner der jothanen Republik verbleiben werde und nur der deutschen Sache im kaiserlichen Heere seinen Arm zu widmen für ehrenvoll halte, störte die Achtung und Freundschaft nicht, mit welcher Richepanse dem Jünglinge begegnete.

Während aber Stücker im väterlichen Hause mit offenen Worten gegen die Republikaner kämpfte, so that er's draußen heimlich mit dem Säbel. Unter dem Vorwande der Jagd entfernte er sich aus dem elterlichen Hause, durchstreifte mit seinen berittenen Genossen die abgelegenen Weiler die Sülz und Agger entlang, verjagte die Plünderer, nahm ihnen Raub und Waffen, und schützte die Einwohner. Der glückliche Erfolg ermuthigte und vermehrte die Helfer, die Vertrauten. Kühner aber wurden die Streifzüge, als der Oberst von Barko mit seinen Husaren und dem münster'schen Reichscontingente am 13. November in Siegen und von dort ins Oberbergische einrückte, und der Rittmeister Grisar zu Marialinden die Vorwache hielt. Der Zweck dieses Vorrückens der Kaiserlichen war die Beschränkung der Plünderungen und die Bedrohung der linken Flanke der Franzosen. Schon am 14. November trat Stücker mit den Kaiserlichen die Friedenslinie entlang in Verkehr, und wählte zu Marienberghausen, das binnen der Friedenslinie lag, seinen Waffenplatz. Dort auf

einsamen Gehöften wurden die Rosse gestellt und die Waffen verwahrt, bis nach eingebrachter Kundschaft irgend ein Handstreich ausgeführt werden sollte.

Besonders in dem erwähnten Vicar Johann Peter Dummerborn hatte Stückers Sache eine kräftige Stütze gefunden. Dummerborn, geboren zu Dummer bei Lindlar im Jahre 1760, damals Vicar zu Offermannshaide, dann kaiserlicher Feldprediger und in besetzter Heimat Pastor zu Freilingsdorf, seit 1826 aber Pastor zu Sand bei Bensberg, wo er am 10. Februar 1837 in hohem Greisenalter starb, als Stückers Genosse damals in einem Alter von 35 Jahren, war als Kundschafter wie als Führer und Kämpfer der eifrigste Förderer des Befreiungswerkes. Sein Stand, seine Ortskenntniß, sein Muth und seine Leibeskraft und Gewandtheit befähigten ihn zum Helfer. Es war dieser höchst merkwürdige Mann uns noch in seinem hohen Alter als ein verwegener Reiter bekannt. Bis zu seinen letzten Lebensjahren hielt er immer noch die wildmuthigsten Rosse und ritt die schroffen Ziegenpfade der Berge. In seiner Gemeinde, die ihn achtete und liebte, der er durch Bauten großen Vortheil zuwandte, führte er ein fast soldatisches Regiment und hielt immerfort und in all seinem Wesen die Mitte zwischen Krieger und Priester. Selbst in seinen Kanzelreden wechselten und begegneten sich Segen und Kraftflüche, wenn er mit seinen militairischen Orden und der großen goldenen Denkmünze auf der Brust des Priestergewandes seine Bauern mit der Anrede: „Ihr des Teufels Haudegen“ anfuhr, in seinen Gestikulationen die geballte Faust das Schwert noch zu führen schien, und seine Augenblitze unter dunkelbuschigen Braunen den Pfarrer Marino versinnbildlichten, zu dessen Conterfei ein Maler nicht besser hätte wählen können. Er war von untersetztem kräftigem Bau, der sich besonders entwickelte, wenn er zu Pferde saß; der Sattel war auch sein Lieblingsplätzchen, und dann „Vorwärts“ „Durch“ sein Wahlspruch. Sogar zum Krankenbesuch ritt er, wenn's auch nur wenige Minuten war. Doch dann hielt er's der Würde des Getragenen angemessen, nur im Schritt zu reiten. Als er einst so, die Kapsel mit der Hostie vorhaltend, ausritt, und sein unbändiger Fuchs, dem Küster vorbei, weit hinaus gesprengt war, rief er einem pflügenden Bauern zu, dem er das geweihte Gefäß zu halten reichte mit den Worten: „So, Casper, halt mir den Herrgott an; der Teufel soll den Fuchs regieren!“ Darauf bändigte er den Fuchs und kam mit dem ruhiggewordenen Thier zurück, nahm die Kapsel in Empfang und ritt schrittlings weiter. Sein Eigensinn stets vorwärts und nicht zurückzugehen bewährte sich bis in sein Alter, da er z. B. als er zu Hause etwas vergessen hatte, auf dem Wege sein Pferd anband, und einen pflügenden Nachbarn das Vergessene zu holen sandte, während dessen aber für den Sendling fortspflügte, auf daß nichts

versäumt werde. Ein solcher war dieser Ommerborn. Besonders förderte er Stücker's Werk durch Erweckung von Theilnehmern, so daß der Anführer Stücker am 16. November schon ein Verzeichniß von 200 wackern Mitstreitern bei sich trug. An diesem Tage zeichnete Ommerborn sich besonders in einem Treffen bei Georghausen im Sülzthale aus. Nach erlangter Kundtschaft, daß eine Plündererschaar von einigen 20 Chasseurs von Immekeppel thalwärts reite, trabt Ommerborn mit Stücker und drei andern Genossen: Simon, dem Birkerhalsen, einem Hamm aus Lindlar und Stader aus Honrath dem Feinde entgegen. Er und Stücker in bürgerlichen Kleidern, die drei andern aber im Anzuge von Barkohusaren, welche Stücker durch Rittmeister Grisar, der damals zu Oberelfen unsern Waldbroel auf Vorposten stand, verschafft hatte. Bei Buttersiefen stießen sie auf den viermal stärkern Feind, und ohne die benachrichtigte Verstärkung abzuwarten, sprengte Ommerborn in unbändigem Kampfmuth mitten dazwischen. Stücker und die drei Andern blieben nicht zurück, und alle hielten sich so herzhast, daß die Franzosen auseinanderstoben und hierhin und dorthin flohen. Ehe die Andern einsprengten, hatte Ommerborn schon zwei Feinde niedergehauen. Nur eilse, die in eine ausganglose Schlucht gesprengt waren, setzten sich zur Wehre, wurden aber entwaffnet, und da mittlerweile mehrere bewaffnete Landleute hinzugekommen waren, den kaiserlichen Vorposten bei Much überliefert, während Ommerborn und Stücker dem feindlichen Officier, der nicht unter den eilsen war, nachsprengten. Diesen ergriffen sie auch bei Georghausen. Zwei Fliehende aber wurden von den begegnenden zur Verstärkung bestellten Landleuten erschossen. So wurde den Franzosen manche Beute abgejagt, manches Gehöft wurde geschützt. Die glücklichen Erfolge warben Theilnehmer. Landleute, die von dieser Wehrschafft wußten, suchten Waffen hervor und wollten nicht zurück bleiben. Viele Priester zwischen Sülz und Sieg, und andere einflußreiche Männer suchten diese Sache auf alle Weise zu fördern. Schon war die allgemeine Erhebung besprochen. Auf den 18. November war sie bestimmt. Zwischen Much und Marialinden sollten sich dann die bewaffneten Landleute schaaren, und mit den kaiserlichen Vorpostenhüsaren unter Rittmeister Grisar vereint über Overath gegen Bensberg hervorbrechen, die dort im Rücken des Troisdorfer Feldlagers zerstreut stehenden Feinde vernichten und den General Lesdobre dadurch zum Rückzuge zwingen. Mittlerweile, so schloß man, werde die Wehrschafft des ganzen Landes sich erhoben haben, und der Feind über den Rhein zurückgeschlagen werden können. Der Plan war wohl angelegt und, die Theilnahme groß. Von Lindlar und Wipperfürth bis zur untern Agger hinab riefen viele Priester ihre Gemeinden zur Vertreibung der gottlosen Räuberhorden auf. Sogar von Düsseldorf hatten sich noch nicht verbaierte

Beamte eingefunden, die den Aufstand zu fördern und zu regeln bemüht waren. Am Abend des 17. Novembers brannten die Lärmfeuer auf den Höhen diesseits und jenseits der obern Agger, die Nacht hindurch klangen die Sturmglocken, und in der Morgenfrühe des 18. November zogen die auf alle Weise bewaffneten Männer zusammen. Die glücklichen Handstreichs, welche Stücker und Dummerborn ausgeführt hatten, waren auf den Dörfern bekannt, und galten als Bürgschaft des Gelingens.

Ferdinand Stücker, der die berittenen Landleute zu befehligen hatte, hielt sein Vorhaben in Bensberg geheim, und selbst seine Eltern ahnten nichts davon. Die Franzosen schienen nicht die mindeste Kunde von dem Ungewitter zu haben, das auf den Bergen gegen sie zusammen zog, denn sie blieben in bisheriger Haltung. Doch Richempanse stellte am Mittage des 17. Novembers auffallende Fragen an Ferdinand Stücker über sein oftmaliges Entfernen, und warnte ihn vor der Theilnahme an einem Unternehmen, das er Meuterei nannte. Ein weniger argloses Gemüth als Stücker trug, würde geahnt haben, daß der ganze Plan dem Feinde verrathen sei. Des Generals Warnung erzeugte heftigen Wortwechsel, in Folge dessen der aufrichtige Stücker sich erklärte: daß er als Deutscher sich verpflichtet halte, jeder Bewegung zur Befreiung des Vaterlandes seine Hand zu bieten; er habe zur kaiserlichen Fahne bereits geschworen und trage bloß der Eltern wegen keine Uniform. Richempanse schwieg und entfernte sich. Stücker eilte gegen Ruppichteroth hinauf, um am andern Morgen mit seinen bewaffneten Genossen zusammen zu treffen.

Vor Anbruch des Tages eilten von allen Seiten bewaffnete Landleute gegen Much hin. Auf der Höhe des Hohnsberges war der Sammelplatz bestimmt. Einige trugen Flinten und Säbel, andere Aerte und Sensen, viele waren mit Hellebarten oder Spießbeilen bewaffnet, welche man bis dahin aus mittelalterlicher Wehrschafft aufbewahrt hatte. Sogar Landleute von jenseits der Friedenslinie hatten sich eingestellt, um ihren bedrängten deutschen Brüdern gegen die Fremdlinge beizustehen. Alle waren voll Muthes und vom deutschen Geiste durchdrungen, der damals von fremden Sitten und Gesezen unverkümmert im Gegensatz zu den ungebetenen Gästen alle Herzen erhob. Da war noch rechte Brüderlichkeit, nicht in Worten, sondern in der That. Ein Advokat der Hofkammer zu Düsseldorf, der bei Much begütert, sollte das Fußvolk führen, und er hielt eben aus dem Sattel eine begeisterte Anrede an die sich versammelnden Haufen, als man die Hufschläge nahender Kasse vernahm. Im Wahne, es seien die kaiserlichen Husaren oder Stücker mit seiner Reiterei, rief man ihnen freudig entgegen. Doch, o Schrecken! französische Schwadronen bogten um die Waldecke. Da stockte der Anführer mitten im Flusse seiner Rede, und sprengte davon. Die sich

sammelnde Schaar stob auseinander. Um die Fahne der Kirche zu Wuch mit dem Bilde des heiligen Martin hatten sich etwa 400 Landleute geschaart, und mehr noch waren im Anzuge, alle voll Muthes. Aber das Beispiel des Anführers riß Alle hin, und jeder, unwillig über die Flucht des Andern, lief davon.

Der ganze Anschlag war den Franzosen verrathen. Bei Nacht waren sie von Bensberg und Troisdorf aufgebrochen, um die Aufstellung und Vereinigung der Bewaffneten zu verhindern, die Vereinzelten zu fangen und zur Abschreckung durch den Strang zu bestrafen. Das letztere gericht ihnen aber nicht, denn die Landleute waren der Waldwege kundig, und entkamen bis auf einen. Bloß der Träger der Martinsfahne, der das heilige Banner nicht wegwerfen wollte, das ihn in der Flucht durch den Wald aufhielt, fiel in die Hände der Feinde. Von allen Seiten umzingelt kroch er in einen großen Walddistelstrauch, wurde aber ergriffen und gefesselt. Die Reiterei kam nicht so gut weg.

Rittmeister Grisar ritt mit 36 Barco-Husaren in Begleitung von Stücker und etwa zehn Landleuten von Ruppichteroth aus den übrigen Genossen entgegen, die von Marienbergshausen erwartet wurden. Am Fuße des Hohnsberges überzeugten die Flintenschüsse und fliehenden Landleute, daß der Befreiungsplan verrathen und vereitelt sei. Da blieb nichts zu thun, als umzulenken und die Höhen zu gewinnen. Jedoch ehe die Schaar den Ausgang des Hohlweges erreicht hatte, sah sie sich umzingelt von 200 Chasseurs und 400 Grenadiers. Diese Haufen beschloßen sie zu durchbrechen. Der Weg war sehr eng, daß die Reiter nur paarweise Raum hatten. Voran trabte ein Rittmeister und ein Lieutenant. Darauf folgte Stücker mit seinen Reitern und dann die Husaren. Doch dicht vor dem Feinde, am Ausgange des Hohlweges, stürzte des Rittmeisters Pferd von einer Kugel getroffen. Sein Nebenmann, der Lieutenant, schwang sich vom Kofse und schlüpfte die Wand des Hohlweges hinauf durch eine Hecke. Stückers Pferd aber stolperte über das des Rittmeisters, und der kühne Reiter hielt die Feinde eine Weile auf, indem er zu Fuße, den Rücken von der Wand des Hohlweges gedeckt, seine Pistolen auf die An-dringenden feuerte, und dann zum Säbel griff. Der Rittmeister, der unterdessen das Pferd des Lieutenants bestiegen hatte, drang mit den Landleuten und den Husaren vor, und die Franzosen niederhauend, oder auf die Seite drängend, kam er mit sämmtlichen Landleuten und neun Husaren glücklich durch. Die übrigen wurden niedergehauen oder entwaffnet. Stücker, der jeden Weg zur Rettung gesperrt sah, focht mit der Kraft der Verzweiflung, und schon lagen mehrere Feinde schwerverwundet vor ihm. Doch auch er blutete aus mehreren Wunden. Da nahete Richepanse und rief ihm zu, daß er sich ergeben solle. Doch das wollte Stücker nicht und erwartete den ehrlichen Tod des Kriegers, da

die Franzosen mit dem Strange gedroht hatten. Nachdem seine rechte Hand verwundet sank, führte er den Säbel mit der Linken, und socht mit gleicher Hartnäckigkeit. Richepanse suchte die Chasseurs zurückzuhalten; doch diese, wüthend über den Schaden, den der Bauernführer unter ihnen angerichtet, hörten auf kein Befehlswort, und hieben heftiger auf den Jüngling ein, dessen Kraft zu sinken begann. Schon wankt er von einem Hiebe am Haupte getroffen. Da war Richepanse vom Pferde gestiegen und rief ihm wiederholt zu, sich zu ergeben. Doch auch sinkend noch winkt er „Nein!“ Da warf der edle Feind seinen Mantel über den Hingestürzten; und da das noch nicht vermochte, seine Krieger zurückzuhalten, da warf er sich selber über ihn und schützte den Wehrlosen mit eigenem Leibe. Dies that ein edler Feind. Dann ließ er ihn so gut es anging verbinden und durch treue Knechte hinabtragen nach Overath.

Einen solchen Ausgang hatte ein Unternehmen, von dem man sich so große Dinge versprochen hatte. Später vernahm man, daß churfürstliche Forstleute aus Rache über die Niederlage ihrer Hirsche die Verräther gewesen. So waltet der Menschen Eigennutz über Recht, Freiheit und Vaterland. Von den Bauern war nur der Fahnenträger gefangen; die mit Grisar sich durchgeschlagen, waren Alle, jedoch nur leicht verwundet. Nur die Kirchenfahne von Much war erbeutet worden. Die Fliehenden hatten weder Hellebarden noch Flinten weggeworfen, und sandten den Verfolgern ferntreffende Kugeln aus dem Dickicht entgegen. Die Reiter, welche von Marienbergshausen mit Immerborn im Anzuge waren, wurden durch Flüchtlinge rechtzeitig benachrichtigt und kamen glücklich über die Friedenslinie zurück. Von den Barco-Husaren war nur der Rittmeister Grisar, der Lieutenant und 9 Gemeine entkommen, ihrer 27 waren entweder getödtet, zerstückelt oder gefangen. Die Verwundeten wurden im Steinhofe zu Overath bewacht, der gefangene Fahnenträger aber wurde mit seiner Fahne in die Kirche eingeschlossen, dann das Urtheil gesprochen, daß er als Meuterer gehängt werden sollte zur Abschreckung. Man veranstaltete sogleich ein großes Schaugepränge damit, errichtete vor der Kirche einen hohen Galgen, und machte viel Lärmen mit Rufen und Trommeln und Trompeten, so daß viele Neugierige hinzuliefen. Nachdem der Galgen fix und fertig war, wurde der Armsünder aus der Kirche geholt und ohne priesterlichen Trost graden Wegs zum Galgen geführt, wo die Karmagnolen ihn mit Henkersfreude erwarteten. Als aber der Strick befestigt war, und der Bauer das über sich und um sich angesehen hatte, da rüstete seine Todesnoth ihn mit Riesenkraft. Er stieß seine Henker von sich, daß sie rücklings purzelten, und entkam in bestügelttem Laufe durch das Getümmel. Nun rannten, fluchten und schossen die Henker ihm nach und riefen

den Landleuten zu, daß sie ihn festhalten möchten, aber es war keiner da, der Trieb dazu hatte, und nach dreißig Jahren noch wußt' es der gute Mucher zu erzählen, wie er einmal dem Galgen entlaufen war.

Groß war die Erbitterung der Karmagnolen gegen Stücker, den sie den *général des paysans* (Bauernführer) nannten. Sie hätten ihn in Stücke gehauen, wenn der edle Richépanse ihn nicht von treuen Elsäßer Dragonern hätte bewachen lassen. Der Gefangene hatte zwei lebensgefährliche Hiebwunden am Kopfe, eine Wunde an der rechten Hand, mehrere Stiche auf der Brust und eine fußlange Hiebwunde auf dem Rücken, die er im Hinstürzen erhalten hatte. Lange schwebte er zwischen Leben und Tod. Doch unter der sorgfältigen Pflege seines Bruders, des Arztes, entriß ihn seine Jugendfrische dem Grabe. Sobald es anging, ließ Richépanse ihn am andern Tage nach dem Unfalle in sein elterliches Haus nach Bensberg tragen und fortwährend durch Elsäßer bewachen.

Unter den Reitern zu Marienberghausen ging das Gerede, daß Stücker gehängt werden würde. Das wollte Dmmerborn abwenden und sammelte seine Getreuen, um den Freund zu befreien. Doch als sie in den Steinhof drangen, fanden sie den Verwundeten nicht mehr. Er war am Mittage vorher nach Bensberg gebracht worden. Doch nahmen sie einen Stabsofficier und zwei Chasseurs gefangen und überlieferten sie den Kaiserlichen zu Oberelfen. Dmmerborn schrieb darauf in das Lager zu Bensberg: das Unangenehme, das man Stücker zufüge, solle auch seinen Gefangenen widerfahren. Doch in Richépanse's Obhut war der Freund sicher, und er genas zusehends.

Unterdessen drangen die Kaiserlichen an der Agger weiter vor und streiften sogar über Greshofen bis Lindlar. Die noch bis Dverath vorgeschobenen französischen Posten wurden bis Bensberg zurückgeworfen, und die Kirchenfahne von Muech wieder erbeutet und Sonntags in heller Freude zurückgebracht. Das Vordringen der deutschen Krieger aber bedrohte das Lager zu Troisdorf, und da sich wegen Mangel an Nahrungsmitteln keine größere Truppenmasse an der untern Agger zu halten vermochte, so schickte sich Lesèbvre zum Rückzuge an. Am 23. November verließ er seine Stellung zu Troisdorf und alle übrigen Schaaren, die das Land zwischen Agger und Wupper so lange geplagt und geplündert hatten, gingen theils auf das linke Rheinufer, theils auf das rechte Wupperufer zurück, worauf die Kaiserlichen ihre Streifwachen bis nach Wipperfürth und Mülheim sandten, und nach Bensberg am 30. November eine Reitwache bestellten, die mit dem Hauptlager bei Hennef in Verbindung blieb. Beim Abzuge der Franzosen aus Bensberg war die Wache im Stücker'schen Hause die letzten Republikaner, die sich entfernten,

nicht ohne freundliche Sorgfalt für den Verwundeten, der nun frei war.

Die Franzosen zogen wieder bis Düsseldorf zurück, nachdem sie wiederum übertriebene Brandschatzungen ausgeschrieben hatten. Jede Gemeinde mußte 50 Stück Hornvieh, 4000 Thlr. in baar, und Schaaf, Ziegen, Hühner, Butter, Schweinesfleisch, Getreide, Brod, Schuhnägel, Tuch u. s. w. liefern. Man nahm ihnen die Pferde zur Fortschaffung dieses Raubes, und plünderte Kirchen und Wohnungen. So ging's von der Agger bis zur Wupper. Außer dem zwangsweise gelieferten Vieh wurden noch aus Lohmar 50, aus Urbach 23, aus Wiesdorf 31, aus Hitdorf 25, aus Richrath 61 Kühe 2c. 2c. weggetrieben. Die wohlhabenden Leute hatten ihr Vieh über die Friedenslinie gebracht, und andere dasselbe in Waldschluchten geflüchtet. So waren es meistens die ärmeren Leute, die der Verlust ihrer Milchkuh traf. Die Stadt Mülheim erfreute sich auch diesmal der Schonung. Die Vornehmen der Stadt hatten durch Opfer die Gunst Lefebvre's erworben. Solche Schonung bereicherte die Generale, die Plünderung nur den gemeinen Soldaten. Außerdem mußte Mülheim 120 Stück Hornvieh, 29 Ohmen Brauntwein, dann Getreide, Kaffe, Salz, Tuch, Del 2c. zum Abschied liefern. Lefebvre hielt die Stadt mit Elzasser Husaren und Jägern besetzt, bis das wilde Heer vorbei war. Den Landleuten der Umgegend erging's desto schlimmer. Am 24. November wurde unter andern das Dorf und die Kirche zu Passrath gänzlich ausgeraubt. Es war grade das Kirchenpatronfest des heiligen Clemens. Solche Tage wählten die Freibeuter zum Ueberfall, denn alsdann waren die kostbarsten Paramente und Gefäße in die Kirchen zurückgebracht, und Küche und Keller der Landleute nach Möglichkeit wohl bestellt. Am 24. November zog die Armee von 2 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags über die Wupperbrücke zu Dpladen. Mit allerlei Hausrath, Decken und Kleidungsstücken bepackt, Kühe, Schaaf und Schweine vor sich hertreibend zogen die Plünderer daher. Sogar Frauen und Mädchen rissen sie mit fort, und führten wohlhabende Landleute gefesselt mit, um durch Auslösung solcher Geißel die Geldgier zu sättigen.

Siebenter Abschnitt.

Wie die Franzosen Düsseldorf verschanzten, ihren Landsleuten zu Bensberg die Pferde raubten und was der Feldmarschall Fran dazu sagte.

So sorgfältig ausgeplündert und ausgesogen war der Landstrich zwischen Sieg und Wupper, daß er nicht einmal die wenigen Einwohner, die in der Heimat zurückgeblieben waren, zu ernähren, viel weniger noch ein Kriegsheer zu verpflegen vermochte. Deshalb fand Prinz von Württemberg, der am 23. November über die Sieg gegangen war und am folgenden Tage seine Schaaren diesseits der Agger entwickelt hatte, für gut, von der Verfolgung des Feindes abzustehen. Anhaltender Regen hatte zudem die Wege für Fuhrer und Geschütze fast unzugänglich gemacht und Bäche und Flüsse hoch angeschwellt, daß sie den Heerzug hemmten. Kleinere kaiserliche Husaren-Abtheilungen verfolgten die republikanischen Nachzügler, die sich zu einer Nachlese der Plünderung zerstreut hatten, bis über die Wupper, und zogen dann noch am 24. November bis Mülheim zurück. Dann vertheilte Prinz Ferdinand diese Husaren als Vorwache gegen die Wupper in dem noch minder ausgesogenen gebirgigen Theile des Landes nach Lindlar und Lennep hinaus, und ließ in Deutz, Mülheim und Bensberg kleine Abtheilungen leichter Reiterei aus den Husarenregimentern Barfo und Blankenstein. Täglich streiften diese die Rheinebene hindurch bis an die Wupper.

Das Heer der Republik lagerte am 24. November in zwei Treffen, das eine bei Benrath, das andere bei Düsseldorf, so daß die Flankenwachen rechts den Rhein und linkshin die Anhöhen erreichten. Die äußersten Vorposten waren bis zum Posthause in Langensfeld zurückgezogen, von wo aus einzelne Reiterhaufen das rechte Ufer der Wupper entlang streiften. An den Festungswerken von Düsseldorf, welche Stadt von Truppen der Nordarmee unter General Laurent besetzt blieb, wurde fortwährend mit großem Eifer gearbeitet. Am 20. November schon waren die benachbarten Gemeinden an die Schanzarbeiten getrieben worden. Bürger und Landleute wurden gezwungen, diese schweren Arbeiten

zu verrichten, zu welchen die Freiheitshelden sie gleich Negerclaven mit Schlägen antrieben. Ueberdies wurden alle benachbarte Waldungen verwüstet, sogar die Obstbäume wurden zu Pfahlwerk und Schanzen gefällt, und die Spanndienste zur Holzfuhr nahmen kein Ende. Handwerker, Fabrikarbeiter und Bauern dienten zum republikanischen Spielzeug am Festungsbau in harter Frohne, und der Ackerbau und alle ernährende Geschäfte waren aufgegeben. Die Werkstätten lager voll Soldaten und die Aecker blieben wüßt liegen. Dabei ängstigten sich die Düsseldorfer, der Prinz von Württemberg werde die Franzosen angreifen und ihre Stadt zum Kampfplatze machen. Doch zog er bald wieder über die Sieg, und ließ nur die leichte Reiterei zurück.

Der auf dem linken Rheinufer an der Mosel kämpfende Theil der Sambre- und Maas-Armee hatte im Laufe des Herbstes große Verluste erlitten, und Jourdan zog deßhalb zu Ende November seine im Bergischen stehenden Truppen gegen Koblenz hinauf. Nur die Divisionen Lesèbvre und Hatry ließ er bei Düsseldorf und Collaud bei Benrath im Winterlager. Ueber die Rahnbrücke bei Düsseldorf zogen täglich die Truppen der Sambre- und Maas-Armee, sowie des Nordheeres hinüber und herüber, während am übrigen bergischen Rheinufer die Verbindung mit dem linken Ufer geschlossen blieb. Die Franzosen hatten alle Fahrzeuge beim letzten Rückzuge nach Düsseldorf gebracht. Sie behielten Schiffe und Rähne als ihr Eigenthum, indem sie dieselben mit den Buchstaben R. F. (république française) bezeichneten. Die im Bergischen geplünderten Gegenstände, Taschen- und Hausuhren, Schuhschnallen, Kleinodien, Kleidungsstücke u. s. w. verkauften die Republikaner am linken Rheinufer zu Spottpreisen. Der Geldmangel und die Unsicherheit des Besizes hatte die Preise so geniedrigt, daß der Karmagnole ein werthvolles Stück Leinwand, goldne Spangen und Uhren für wenige Stüber oder für eine Zeche dahingab. Als bei Rückkehr des Friedens diese Gegenstände ihren frühern Werth wiedergewannen, sahen sich die Erwerber bereichert. Besonders die ungetauften und getauften Schacherjuden in der Stadt Köln und in Neuß und Bonn, sowie die Wirthe und Bierbrauer mußten diesen Raubhandel zu benutzen, und daher noch schreibt sich von auf solche Weise bereicherten Leuten die Sage im Volke, daß der Krieg Geld ins Land bringe. Die Lieferanten, Schacherjuden, gewissenlose Verpflegungsbeamte und manches Lumpenpack bereichert freilich der Krieg und jede Mobilmachung thut's, aber dies leider nur auf Kosten der ehrlichen Leute, besonders auf Kosten der braven Bauern. Auch in den Lagern und Quartieren hielten die Plünderer förmlichen Markt mit geplünderten Gegenständen, und trieben bei dem großen Geldmangel einen Tauschhandel gegen Lebensmittel und geistige Getränke. Da gelang es denn manchem

Beraubten, das ihm werthvolle Familienstück oder republikanisirte Kleidung und Hausrath kaufweise wieder zu erlangen. Mancher fand so die Sachen seines Nachbarn und erwarb sie für ihn. Bei allem Glende, was damals unter den Landleuten waltete, bleibt erfreulich und erhebend die deutsche Brudertreue und Ehrlichkeit überall begegnen zu sehen. Die freundliche Theilnahme und Hülfsbereitwilligkeit, die wahre Liebe unter den Leuten, gereichten zu Trost und Milderung, die Manches verschmerzen ließen. Daß dieser deutsche Sinn, diese landesbrüderliche Liebe und manche ehrwürdige Volksthümlichkeit später durch aufgedrungene französische Sitten und Gesetze unter der Fremdherrschaft verloren gingen, ist ein Schaden, der mehr zu beklagen ist, als das, was unsere braven Voreltern unter jenen Räubern erduldeten und an Hab' und Gut verloren.

Die kaiserlichen Husaren, welche von Bensberg, Gil und Mühlheim aus täglich bis an die Wupper streiften, begegneten häufig französischen Streifwachen, die ihre Räuberangriffe auf dem linken Wupperufer fortzusetzen versuchten. Ungeachtet des beiderseitigen Befehls, sich in kein Gefecht einzulassen, kam es doch mitunter auf diesen Begegnungen zu blutigen Raufereien, und besonders im Dorfe Opladen schlugen sich die Reiter mehrmals, wobei denn die Kaiserlichen auch gegen die Mehrzahl gewöhnlich die Oberhand behielten. So fand am Morgen des 30. Novembers ein Reitergefecht im Dorfe Opladen statt, worin die Republikaner mit Verlust von drei Gefangenen über die Wupper getrieben wurden. Nachdem aber die Deutschen weggeritten waren, drang Nachmittags eine 56 Mann starke Schaar französischer blauer Husaren bis Küppersteg vor, plünderte den dortigen Neuenhof, und war eben mit Beute beladen in der Umkehr, als sie auf der Bürriger Haide fünf Barco-Husaren begegneten, die sich auf dem Wege von Lützenkirchen nach Mühlheim befanden. Statt sich durch rasche Flucht glücklich zu retten, schlugen die fünf Deutsche sich glücklich durch, durchbrachen den feindlichen Haufen und warfen mehrere aus dem Sattel. Die Lust zum Verfolgen war ihnen vergangen; sie riefen aber den Kaiserlichen Spottworte nach, und dies bewog einen derselben umzukehren und sie dafür zu bestrafen. Trotz der Abmahnung des Unterofficiers stürmte er zurück, und bei gewandter Lenkung seines Pferdes gelang es ihm, sechs Feinde niederzustrecken und den feindlichen Officier zu verwunden, bis er an der Hand verletzt, entwaffnet und gefangen wurde. Dies aber gaben die andern Vier wiederum nicht zu, stürmten zurück und brachten ihren Kameraden wieder glücklich davon. Aehnliche Waffenthaten sah man einzelne kaiserliche Reiter fast täglich vollbringen, und manche Erzählung davon lebt im Munde der Einwohner, die darüber weniger erstaunt waren, als über das öftere Zurückgehen des kaiserlichen Heeres.

Zu Anfang des Monats December war man in beständiger Furcht, die durch Abtheilungen ihrer Nordarmee verstärkten Franzosen würden wieder über die Wupper hervorbrechen. Deshalb wurden die kaiserlichen Vorposten verstärkt und bei Wahn und Urbach zahlreichere Schaaren aufgestellt. Auf Bensberg lagerte eine Reiter-schaar zur Beobachtung des Rheinthales. Zu Ende November war eine Schwadron Dragoner des Prinzen Kohan, aus ausgewanderten Franzosen bestehend, dort eingerückt. Diese wurden von Dragonern des Prinzen Koburg abgelöst, bis zu Anfang Dezember 80 Mann Husaren aus der französischen Legion Bourbon, die im Jahre 1793 unter ihrem Obersten de Ruault mit Dumourier zu den Kaiserlichen übergelaufen war, dort einrückten. Diese Reiter lagerten dort als Vorwache auf sogenanntem verlorenen Posten. Einige Barco-Husaren waren ihnen zum Botenreiten beigegeben. Ihre Bestimmung war, gute Wache zu halten und jede feindliche Bewegung zu melden.

Der Bensberg ist eine natürliche Warthe des Rheinthales. Von seiner schloßgekrönten Stirne vermag man mit bewaffnetem Auge jede größere Truppenbewegung aus der weiten Ebene von Bonn bis in die Nähe von Düsseldorf zu gewahren. Außerdem beherrscht der Bensberg die Eingänge ins Oberbergische nach der obern Agger und Sieg hin, das Sülzthal und Vinesethal gegen Lindlar hinaus, und die damalige Brüderstraße, die jetzt durch die im Jahre 1830 angelegte Aggerstraße aufgegeben ist. Eine solche Lage brachte dem Bensberge schon im fernen Alterthume Befestigungswerke. Kaiser Valentinian ließ einen Warthurm dort errichten, die Frankenkönige hatten dort eine Bese, und die Grafen von Berg wählten dies Schloß zum Hauptwaffenplaze gegen die ihnen feindlichen Kriegsfürsten auf dem kölnischen Erzbischofssuhle. Kurfürst Johann Wilhelm, den auch der damalige Königthumskizel stach, baute 1705 dort das prachtwolle neue Schloß, das er als „König bei Rhein“ zu beziehen hoffte. Erst 101 Jahr darnach gelang es durch die Gnade des Kaisers Napoleon seinem Nachfolger Max zu München, gegen Abtretung seiner niederrheinischen Herzogthümer die ersehnte Königswürde zu erhalten.

Die kaiserliche Vorwache vom Regimente Bourbon machte sich im December 1795 ihr Wächteramt recht bequem. Sie schien sich um die 60,000 Franzosen, die vor wenigen Reiterregimentern geflohen waren, wenig zu kümmern, und den geschlagenen Feind zu verachten. Ihre sämtlichen Pferde standen abgefattelt im Marstall des Schlosses, und die Reiter lagen zerstreut bei den Bewohnern des Schloßbergs beherbergt. Der die Schaar befehligende Rittmeister du Colombier hatte sich's beim Oberschultheißen Johann Anton Daniels recht bequem gemacht. Eine Stallwache hielt man für überflüssig. Im Portale des neuen

Schlosses, der Wachtstube der dort im Jahre 1790 eingezogenen pfälzischen Invaliden gegenüber, hatte man einen Raum für den vorschriftsmäßigen Wachtdienst eingerichtet, aber nicht bezogen. Den Tag hindurch ritten Streifwachen gen Schlebusch und stellten einen Posten an der Waldecke am Hungenberge aus, doch am Abende zog man diese Vorsichtsmaßregel ein, angeblich weil man bisher kein Beispiel habe, daß die Franzosen des Nachts Handstreichs gewagt hätten. So schlief man ruhig, wie mitten im Frieden.

Es war gerade vier Wochen nach dem Treffen bei Muck, am Abende des Lazarustages, den 17. Dezember 1795, als diese sorglose Sicherheit gestört wurde. Zwei Schwadronen Elsässer blaue Husaren von der Division ihres Landsmannes Lesèuvre waren des Nachmittags über die Wupperbrücke zu Opladen und über Schlebusch den Reutersweg hinaufgeritten gen Hebborn. Trotz des Winters war's damals ein heiter schönes Wetter, ein verspäteter Allerheiligensommer. Auf den Feldern und in den Wiesen waren die Landleute beschäftigt, die durch Krieg gestörte Herbstarbeit wieder aufzunehmen, die Winterfaat zu bestellen und den Grummt zu trocknen. Die französische Reiterschaar störte diesmal die erschrockenen Arbeiter durch nichts als ihren Anblick. Auf dem Hebborner Felde aber hießen sie den dort pflügenden Theodor Marx ausspannen und ihnen als Wegweiser vorreiten. Die Dämmerung war dem Dunkel bereits gewichen, als sie beim Milchborn, am Fuße des Bensbergs ankamen. Nicht den bequemen von den Kaiserlichen bewachten Weg am Hungenberg ritten sie hinauf, sondern den steilen Ziegenpfad des Milchborns immer nur schrittlings in aller Stille. Schon waren die Vordersten auf die Stirne des Berges bis zum Pfarrhause vorgebrungen, und noch Niemand hatte sie bemerkt, als der Gerichtschöffe, Ferdinand Hammelrath, bei welchem kaiserliche Einquartierung angesagt war, das Geräusch der Hustritte wahrte und die Quartierzettel in der Tasche ihnen entgegeneilte, im Wahne, es naheten die Erwarteten. Doch ein wälscher Fluch von einem Säbelhiebe begleitet enttäuschte den Dienstfertigen. Glücklicher entschlüpfte er durch die nahe Dornhecke. Der Hieb hatte nur den Rocktragen und das Halstuch, das man damals in dicker Wulst zu tragen pflegte, völlig zerschnitten. Sobald die Reiter aber auf dem breiten Wege, der das Schloß umkreiset, angekommen waren, da brach Trompetenklang plötzlich die Stille der Nacht, und mit lautem Geschrei im Geklirre der Waffen, in polterndem Galoppsschlage der Hufen sprengte die eine Schwadron zum Pferdestalle, die andere zerstreute sich in kleinen Abtheilungen durch's Dorf. Diese Reiter legten eine ganz genaue Ortskunde an den Tag.

Der bourbonische Rittmeister du Colombier befand sich in seinem Quartier, dem vom Oberschulltheißen bewohnten alten

Schlosse gegenüber in der Weinschenke des Amtswundarztes Bosen, wo sich die dortige Abendgesellschaft bei Wein und Kartenspiel die Zeit kürzte. Kaum fünf Minuten vorher war dort ein Wachmeister mit der Meldung aufgetreten, daß drunten im Thale Alles ruhig sei, worauf der Rittmeister alle Wachen bis zum Tagesanbruche zurückzuziehen befohlen hatte. Die versammelten Gäste hatten eben noch geäußert, wie behaglich man sich jetzt fühle, seit die Franzosen nicht mehr wagten über die Wupper zu kommen, und hatten auf ihre vollständige Vertreibung angeklimpt — da donnerten die feindliche Hufschläge heran, und Landleute und unbewaffnete bourbonische Husaren sah man im hellen Mondschein hierhin und dorthin fliehen mit dem Schreckensrufe: „Die Franzosen!“ Da sprang der Rittmeister durch's Fenster und versteckte sich hinter der Gartenhecke, wo er es mit ansehen mußte, wie die flinken Franzosen seine guten Rosse über den gegenüberliegenden Thorweg des alten Schlosses hinweg führten. Die Weinschenke füllte sich mit Franzosen, welche den Gästen die Flaschen und Taschen leerten und dem Gerichtsschreiber Schatte die goldene Uhr abnahmen, die er aus allen früheren Plünderungen glücklich gerettet hatte.

Die eine französische Schwadron war ohne Hinderniß in den unbewachten Marstall eingedrungen und hatte sich dort der abgefattelten Rosse ohne Schwierigkeit bemächtigt. Die Eigenthümer der Rosse versteckten sich bei dem Rufe: „Die Franzosen sind da!“ in Kellern und Hecken, wie es am schnellsten ging. Nur zwei Husaren von Barko hatten, Verrath ahnend oder aus soldatischer Sorgfalt, trotz des Verbotes des Rittmeisters und trotz dessen, daß sie schon mehrmals deshalb bestraft worden waren, ihre Pferde nicht abgefattelt, und waren in der Nähe des Stalles geblieben. Mit dem feindlichen Getümmel, im Schatten der Nacht unerkannt, drangen sie in den Stall, und es gelang ihnen, ihre Pferde zu erwischen. Erst als sie aus dem feindlichen Knäuel heraussprenkten, wurden sie erkannt, aber vergeblich verfolgt. Doch stießen die Verfolger, das Schloß umkreisend, auf einen dritten Husaren, der vom Botenreiten zurückgekehrt, eben sein Roß an der Quelle hinter dem Schlosse tranken wollte. Diese Quelle, des Abflusses entbehrend, bildete damals einen Sumpf. Der gewandte ortskundige Barko-Husar wußte es zu lenken, daß die Verfolger in der Hast des Angriffs in diesen Sumpf geriethen. Da feierte sein Säbel nicht und machte die Bahn vollends frei. So behielten die Husaren von Barko ihre Pferde, wohingegen die übrigen zusammengekoppelt den Hungenberg hinabgeführt wurden. Jedoch nur die eine Schwadron führte die Pferde hinweg, die andere blieb noch eine Weile zurück, um durch Kriegslärm die Bourbon'schen noch mehr einzuschüchtern, den Abzug der Kameraden zu decken und so viele Beute und

Gefangene zu machen, als es in der Eile nur anging. Einen Lieutenant erwischten sie, der in seinem Quartier überfreundlich beschäftigt war, seiner Wirthin die zum Abendessen bestimmten Rüben schälen zu helfen. Eine Schaar drang in den Seitenflügel des Schlosses, den die pfälzischen Invaliden einnahmen, und raubte deren Hauptmann Como Baarschaft und andere Habe. Ein bourbonischer Unterofficier entschlüpfte dort nach hartem Kampfe noch glücklich die Treppe hinauf, und der dort wohnende Schloßschmied Berger warf die Verfolger mit einer herabgerollten Riste zurück. Eine merkwürdige Verwechslung aber brachte der Versuch, den Rittmeister in seiner Wohnung aufzuheben. In dem Wohnzimmer des alten Schlosses, wo des Rittmeisters Waffen lagen, befand sich, ihn erwartend, der Oberschultheiß Herr Johann Anton Daniels selber, in Schlafrock und Pantoffeln. Derselbe, ein langer, hagerer Mann, hatte auf der rechten Wange eine große Schramme, die ihm, da er einst als Schüler zu Köln in jugendlichem Muthwillen einen Affen neckte, dessen Krallen gefrazt hatte. Diese einer Kriegernarbe ähnliche Schramme bestärkte die eindringenden Gfässer noch mehr, daß er der Rittmeister sei. Sie ergriffen ihn und von den zur Hand liegenden Habseligkeiten, soviel sie aufzupacken vermochten, zwangen ihn auf ein Pferd, und führten ihn trotz allen Sträubens davon an der Spitze der Schaar. Man muß den alten Herrn in seiner übermäßigen Aengstlichkeit gekannt haben, um den ganzen Jammer dieses Aufzugs zu ermessen. Wie vortrefflich er auch auf dem Richterstuhle und bei Tafel saß, so schlecht saß er zu Pferde. In scharfem Trabe ging's den Hungenberg hinunter nach Gladbach. Der dortige Ortsvorsteher Johann Heinrich Kerp, der von den Reitern herausgerufen und um die bereits vorgerittene Schwadron befragt wurde, erkannte seinen Oberschultheiß in kläglichster Gestalt. „Wohin noch so spät Abends, Herr Oberschultheiß?“ frug er verwundert. „Das ist Gott im Himmel allein bekannt!“ erwiderte der oberste Richter des Amts Porz in tiefster Bekümmerniß, während der Vorsteher bemüht war, die beim Ritte halbentblößten Schenkel durch Herabziehen der damals kurz getragenen Beinkleider wieder zu bedecken. Dann ging's fort nach Passrath, wo die Entführer vor dem Hause des Vorstehers Anton Kierspel Halt machten, und sich dort erkundigten, ob auch Kaiserliche in der Nähe seien. Als auch dieser Ortsbeamte seinen Oberschultheiß, über dessen Aufzug befremdet, beim Namen genannt hatte, da überzeugten sich die fränkischen Kriegersleute, daß sie in der Gefangennehmung des Rittmeisters fehlgegriffen. Nachdem sie durch republikanische Flüche und Verwünschungen ihren Zorn über die Verwechslung ausgelassen hatten, wurde es dem redegewandten Kierspel leicht, seinen Obern um einige Kronenthaler von fernern Zwangsritte zu erlösen.

So kam der Oberschultheiß wieder unter Dach und tröstete sich leicht über den Verlust der unterwegs entschlüpften Pantoffel; doch erbosete er darüber, daß die wälschen Schelme ihm Börse und Taschenuhr weggemauset hatten, worauf der scherzhafte Vorsteher Kierspel ihm mit einem Trostspruche begegnete, welchen der Erzähler mündlicher Ueberlieferung nicht rauben mag.

Während die Franzosen über Schlebusch und Opladen ihrem Lager zu ritten, trat der Herr Oberschultheiß seinen Heimweg auf Bensberg in Bauernschuhen an, unter sicherem Geleite der dazu vom Vorsteher aufgebotenen Landleute. So ein Oberschultheiß galt damals unter den Bauern für einen gewaltigen Mann. Er vereinigte die ausübende Gewalt in der Rechtspflege und in der Verwaltung über einen großen Bezirk in Einer Person, und führte überdies die Verwaltung der Domainen. Er stand unmittelbar unter der Landesregierung. Diese war die höchste Gewalt des Staates, denn dem Landesherrn ließen Jagd und Hoffeste keine Zeit, sich um seine Unterthanen zu bekümmern. Der Schultheiß oder Amtmann (Satrapa) war der Herr des Gaues. Er gebot mit einer Art patriarchalischer Gewalt und nahm auch in den richterlichen Urtheilen mehr sein Ermessen als den kalten Buchstaben des Gesetzes zur Richtschnur. In Verwaltung und Justiz standen ihm rechtskundige Schöffen zur Seite, drei, fünf oder sieben. Doch die Kentei-Verwaltung und Geschenke pfl egten dem Richter noch etwas Erkleckliches abzuwerfen. Fast allgemein galten goldene Gründe an den Gerichten; und in den Prozessen war damals das Sprüchwort gültig: „Wer gut schmirt, gut fährt.“ Ein Bauer, der sich einst beim Amtmann darüber beschwerte, daß er trotz des geschenkten Buttertopfes den Prozeß verloren habe, erhielt zur Antwort, das von seinem Gegner geschenkte Schwein habe den Buttertopf umgerannt und zerbrochen. — Ein Amtmann am Niederrhein hatte sich als Kenteibeamter einen Kassendefekt von 80,000 Rthlr. zu Schulden kommen lassen, und wurde deshalb doch nur als Kellner abgesetzt, behielt das Richteramt aber nach wie vor. Darnach mag man ermessen, wie's zugegangen, und daß auch nach Oben tüchtig geschmirt wurde. Da mochten sich wohl Fürsten wie Kurfürst Johann Wilhelm, der alte Fritz und Kaiser Joseph, die selber etwas zusahen, recht verdient zu machen Gelegenheit haben. So geht es leider überall, wo Menschen unbewachte Gelegenheit dargeboten ist, die Gewalt zu mißbrauchen.

Die ursprünglichen Landesgesetze waren übrigens einfach und gut, den Sitten und dem Charakter des Volkes angemessen. Traurige Fremdsucht aber, die den Deutschen alles gute Heimatl iche mit dem Schmähworte „nicht weit her“ bezeichnen läßt, bürgerte das alt- und neu-italienische Recht (römisches und cano-nisches Gesetz) ein, und verdarb dadurch das Volk, für dessen Bedürfnisse diese Gesetze nicht geschrieben waren. Wir sind nicht

flüger, daß wir uns durch ein aufgedrungenes fremdes Gesetzbuch, unsern Gefühlen und Sitten zuwider jetzt über ein halbes Jahrhundert hindurch tyrannisiren ließen und was noch Deutsches und Volkseigenes in uns war, damit vernichteten. Das bürgerliche Gesetzbuch wurde nur zur Wohlthat in Bezug auf die Fluth der dadurch abgeschafften römischen Gesetzbücher und durch seine Bestimmtheit. Unserer Volksthümlichkeit konnte aber keine größere Tyrannei zugebracht werden, als dies Gesetz, welches besonders in den ehelichen Güterverhältnissen dem deutschen Sinne gradehin widerspricht, und seine ganze Kraft, das Volk zu verderben und die Familienbände zu lockern, nur da noch nicht bewiesen hat, wo es den Leuten in seinen Folgerungen unbekannt blieb.

Doch zurück zu unserm Pferderaub! Er bleibt die schnurrigste Begebenheit im ganzen Feldzuge von 1795. Das Lustigste an der Sache war aber die Großprahlerei, mit welcher die Republikaner die Schlappe der kleinen Bourbonischen Schaar als einen über die ganze kaiserliche Armee errungenen Vortheil darstellten, und über den unbedeutenden Vorfall einen Lügenbericht zurecht machten, der das in politischen Dingen abergläubische französische Volk über die neulichen Niederlagen der Heere Jourdans beruhigen sollte. Der Kriegsminister Daubayet berichtete nämlich an die National-Versammlung: „Ein abgesondertes Corps der Sambre- und Maasarmee habe seine Stellung am rechten Ufer des Rheines wieder eingenommen und sei bis an die Sieg vorgebrungen; die Bravour und Unererschrockenheit der republikanischen Truppen habe auch diesmal die gewöhnliche Wirkung hervorgebracht, und der Schrecken in der österreichischen Linie sei so groß gewesen, daß die Husaren vom Regimente Barko in ihrer übereilten Flucht sogar die Pferde im Stiche gelassen hätten, und alle Fouragemagazine in die Hände der Sieger gefallen seien, durch jenes kühne und des Generals Jourdan würdige Manöver.“ • Das heißt einmal gelogen! Die Franzosen hatten nichts anderes gethan, als einen heimlichen Schelmstreich bei Nacht und Nebel ausgeführt. Sie hatten 65 Pferde, des Rittmeisters Kiste, einen Lieutenant und acht Gemeine als Gefangene, von den Einwohnern aber einigen Hausrath, Geld, Uhren und Kleidungsstücke erbeutet, und dem armen Invaliden-Hauptmann Como 44 brabantische Kronenthaler, seinen Niedstock mit goldenem Knopfe und sonstige Kleinigkeiten abgenommen. War an jenem Abend irgend eine Heldenthat ausgeführt worden, so ist sie den Barko-Husaren zuzuschreiben, die ihre Pferde gerettet und sich durch die Mitte der Feinde durchgehauen hatten.

Noch bleibt es zu erwähnen, daß wir jenen Theodor Marx, den Sohn eines wohlhabenden Landwirths, der den Franzosen den Weg gezeigt, vor 25 Jahren noch als erblindeten Greis betteln sahen. Landleute sprachen dann unter sich: das ist eine

Strafe Gottes dafür, daß er den Franzosen den Weg gezeigt hat, als sie die Pferde stahlen auf dem Bensberg.

Doch den Bourbonischen war's ohne Pferde gar unlustig zu Muth droben auf dem Bensberg, und deshalb verfügten sie sich in der Morgenfrühe des folgenden Tages zu Fuße nach Hennef in's kaiserliche Hauptquartier. Wie der Rittmeister empfangen wurde, und was der Feldmarschall Kray dazu sagte, das würde der Bourbonischen Keiner an den Spiegel stecken. Doch um die Schuld von sich abzuwälzen, beschuldigte der Rittmeister die Einwohner von Bensberg des Verrathes, und log von heimlichem Einverständnisse. Dies that der Ueberläufer aus falschem wälschen Herzen, und fand unter den Kriegsobersten, die mehr gewohnt sind, mit dem Degen drein zu schlagen, als einem Schurken auf den Zahn zu fühlen, nur zu gläubiges Gehör. Dieser Verdacht wurde auch noch durch folgenden Umstand verstärkt.

Der Rittmeister du Colombier hatte bei seiner Fußreise nach Hennef, um sich dem Spotte nicht allzu bloß zu geben, die Sättel und Lederzeuge im Marstall zurückgelassen, und den Schultheißen Daniels ersucht, ein Verzeichniß der zurückgelassenen Sachen anfertigen zu lassen, und diese damit nach Hennef zu senden. Das Inventar war bald gemacht, aber zur Fortbringung der Sättel und Zeuge fehlte es an Vorspann, denn nach dem nächtlichen Ueberfalle, dessen Kunde sich von Dorf zu Dorf verbreitete, war alles Vieh wiederum in's Gebirge geflüchtet worden, und in dem ganzen Amt Porz weder Zugochse noch Pferd aufzutreiben. Dazu hatten die Barko-Husaren auf ihren Streifzügen von Gil aus in dem Marstalle zu Bensberg zugesprochen, und das dortige Reitzeug, sofern es besser als das ihre war, umgetauscht. Die Landleute waren dem soldatischen Beispiele gefolgt, und hatten aufgeräumt, soviel sie konnten, so daß zuletzt nur die Sättel liegen geblieben. Deshalb unterblieb die Zusendung, und der Rittmeister hatte aus dieser Unterlassung seine Verdächtigung begründet. Da kam die Nachricht, daß General Kray das Urtheil über Bensberg gesprochen habe, es solle kein Stein auf dem andern bleiben. Die Bensberger kamen in große Noth, und sandten den Schloßvogt Moreau in's Hauptquartier. Der aber wurde mit Drohungen abgewiesen, und der Oberschultheiß nicht einmal zugelassen. Dies währte noch einige Tage, bis endlich der verwundete Advokat Ferdinand Stücker soweit wieder genesen war, daß er, obwohl noch verbundenen Hauptes und noch immer leidend, sich ins kaiserliche Hauptquartier aufmachte. Den hatte der Rittmeister Grisar dort beschrieben, und als er ankam, da nahmen die kaiserlichen Kriegshelden die Mütze vor ihm ab und führten ihn zum Feldmarschall Kray, der ihm die Hand reichte und ihn mit Freuden anhörte. Der Advokat hatt's auf die rechte Weise angefangen. Er hatte die bourbonischen Sättel auf einem

Karren mitgeführt, zeigte diese dem General, und wies auf den Kriegsbrauch, daß die Vorposten nur zur Hälfte absatteln durften. Hätten die Bourbonischen aber die Säule gefattelt behalten, so wären die Sättel nicht hinterblieben. Dabei nahm der Jüngling gar kein Blatt vor den Mund, und sagt's deutsch genug, daß der Feldmarschall wohl verstand, wo der Haken saß. Der Zorn wandte sich von den Bensbergern ab gegen den wälſchen Rittmeister. Der fiel in die eigene Grube, die er andern gegraben hatte. Doch erhielt er früh genug Wind davon, und machte sich aus dem Staube. Als die Franzosen wieder über die Wupper kamen, führte er dieselben blauen Husaren, die ihm seine Pferde abgenommen hatten. Da zeigte sich's, daß der ganze Pferdehandel auf wälſche Verrätherei hinauslief. Ueberhaupt gedieh es der deutschen Sache zum großen Nachtheile, daß man die französischen Auswanderer bei den Kriegsberathungen zuließ, und die übergelaufenen Regimenter in kaiserliche Dienste nahm. Daß man sie auf Vorposten stellte, war das Allertollste.

Das muß man dem Franzosen lassen, daß er eine ruhmwürdige Liebe für seine Nation trägt. Ein gemeines Sprüchwort sagt: „Wenn sich Mann und Frau zanken, so soll sich keiner einlassen, sonst schlagen sie beid' auf ihn.“ So war's accurat mit den Franzosen, als sie sich einander die Hälſe abschnitten, und die Deutschen in ihrer Gutmüthigkeit helfen, retten und schützen wollten. Die deutschen Heere siegen zu sehen, war dem französischen Nationalgefühl unerträglich, selbst unter den Franzosen, die ihrer Heimat den Rücken gekehrt hatten. Von ihnen wurden bei der Armee, wie im Hofkriegsrathe, alle deutschen Kriegsplane erlauscht und den Landsleuten zugetragen; die Deutschen wurden überall verkauft und verrathen. Was der Kaiser Max schon sagte, blieb und bleibt bewährt: „Wälſch Blut, keinem Deutschen gut.“ Zuletzt gingen die Wälſchen bis auf wenige Adelige doch Alle zur Republik über, und das thaten sie besonders dann, wenn sie den Deutschen einen derben Schlag damit geben, oder wichtige Pläne verrathen konnten. Selten verging ein Tag, daß nicht einige aus der bourbonischen oder rohan'schen Legion zum Feinde, ihren Landsleuten ausrissen. Zwar hatten die Republikaner gegen jene Ausgewanderten den Mund aufgemacht und sich vermessen, sie ohne Gnad' und Barmherzigkeit allesammt todtzuschlagen. Doch sangen sie dies Lied neben den Noten, und nahmen sie im Heere auf. Ueberhaupt kühlte die demokratische Gluth mit der Zeit ab, so daß die Redensarten von Freiheit und Gleichheit nur Mittel blieben, womit die Machthaber den blinden abergläubischen Haufen zu eigensüchtigen Zwecken der Herrschsucht und Bereicherung ausbeuteten. So war's und so bleibt es bei all dergleichen Revolutionen: all das wüste Geschrei der neufränkischen Freiheitsmänner gegen Tyrannen und fürstliches Herrscher-

thum war bei Vielen nur ein Ausruf der eignen Herrschbegierde und ungezügelter Leidenschaft. Dies bewies sich besonders dadurch, daß nie und nirgendwo eine Regierung sich verabscheuungswürdigere Frevel an der Freiheit der Völker und größere Tyrannei und Barbarei hat zu Schulden kommen lassen, als jene sogenannte Vertretung der Tugend und der Menschenrechte.

In Frankreich selbst begannen auf dem Herde, wo so viel Unheil für unsere Heimat geschmiedet worden, die Flammen minder hoch zu lodern. Das Strohfeuer war vorüber, das Keisig verbrannt. Die besseren besonneneren Bürger ermaunten sich und machten der scheußlichen Schreckensherrschaft ein Ende. Die Hauptmörder Robespierre und seines Gesichters kamen unter das unersättliche Fallbeil, das aber allmählig zu feiern begann. Die Vielherrschaft verlor sich allmählig und man kam schon zu Ende Oktober 1795 zu einem Direktorium von fünf Köpfen herunter. Es waren dazu zwar auch noch Männer, die für die Hinrichtung ihres Königs gestimmt hatten, gewählt worden; aber gebildete Männer, die allmählig zur Besonnenheit zurückgekehrt. Die überwiegende Mehrheit der Franzosen war des politischen Treibens müde geworden und sehnte sich nach Ruhe, Ordnung und Frieden. Die Partheikämpfe vertobten. Man wollte erwerben und das Leben genießen. Die unruhigsten Geister strömten drum fortwährend dem Heere zu, des Ruhmes und der Beute begierig. Weil der innere Bürgerkrieg allmählig zu Ende ging und namentlich der jugendliche General Hoche durch Klugheit und Tapferkeit den Aufstand der Anhänger des Königthums in der Vendee besiegt hatte, so vermochte die Republik alle weisfähige Mannschaft in's Ausland zu senden, die dortigen Eroberungen zu behaupten und fortzusetzen. Wie früher die Republik und die Freiheit das mit Begeisterung, ja mit Wuth angestrebte Ziel gewesen, so ward es jetzt der Ruhm und die Vergrößerung Frankreichs, das bis an den Rhein und bis an die Alpen reichen sollte. Diese Forderung verhinderte den Frieden, nach dem die Völker verlangten. Besonders die Rheinlande und Belgien wollten die Oesterreicher den welschen Eroberern nicht abtreten, und die Engländer gossen auch fortwährend Del in das Feuer des Krieges. Auf ihrer Insel sicher kümmerte sie das Elend des Festlandes nicht.

Achter Abschnitt.

Wie die Heere in ihre Winterquartiere zogen, die Regierung die Brandschakungen eintrieb, und die Solinger ihrem Amtsverwalter Reinhard das Haus niederrissen.

Während am Oberrheine und an der Mosel der Kampf fortbauerte, ruheten am Niederrheine die Waffen. Seit jenem Pserberaub überschritten die Franzosen die Wupper nicht wieder, sondern richteten sich jenseits ein Obdach ein für den Winter. Da hatte das Amt Monheim und die Umgegend von Düsseldorf diese unlieben Gäste allein zu verpflegen. Doch die neufränkische Blutsaugerei nahm auch südwärts der Wupper noch kein Ende, und das arme Land blieb bei all der Verödung von den Republikanern mittelbar noch immer gequält und geplagt, indem die pfalzbaierische Regierung die vom Feinde auferlegten neuen Brandschakungen auf die Gemeinden vertheilte und steuerweise mit aller Strenge einzog.

Die damalige Steuervertheilung war besonders drückend für den Bauernstand. Die directen Steuern lasteten ursprünglich nur auf dem ohnehin bezehnteten Ackerlande; später kamen die Häuser der Städte dazu. Von dem Boden aber waren $\frac{2}{5}$ als geistliche und adelige Güter steuerfrei, $\frac{2}{5}$ waren als Gemeindecigenthum und als Deden außer Anschlag geblieben, und bloß $\frac{1}{5}$ des Bodens, der dem Ackererstande angehörte, trug die ganze Steuerlast. Durchschnittlich betrug im Herzogthum Berg die Grundsteuer von 1 Morgen Ackerland jährlich 23 Sgr. Dabei war der Bodenertrag der Dreifelderwirthschaft viel geringer, als heutzutage, und das Darlehn mit 6 pCt. verzinsset. Es gab im Rheinthale Orte, wo der Morgen Ackerland, der eine Jahrespacht von 2 Rthlr. und einen Früchteertrag von 6 Rthlr. aufbrachte, mit 4 Rthlr. besteuert war, wohingegen jetzt bei einer Steuer von 20 Sgr. für den Morgen, dieser 10 bis 15 Rthlr. jährliche Pacht und einen Fruchtertrag von 25 bis 50 Rthlr. einbringt. Außer dieser Grundsteuer bestand die sogenannte Gewinn- und Gewerbesteuer und die Commerziantensteuer. Letztere wurde nur von privilegirten

Fabrikanlagen erhoben. Die andere war eine Art Einkommensteuer, worin alle Stadtbürger und sonstige steuerfreie Gutsbesitzer auf eine verhältnißmäßige Morgenzahl eingeschätzt wurden, weshalb man diese Abgabe auch die blinde Morgenzahl nannte. So z. B. wurde ein jeder Jude als solcher in Anschlag genommen, als ob er ein Grundeigenthum von 3 Morgen besitze, mancher Kaufmann oder Rentner wurde auf 80 bis 100 Morgen, der Handwerker auf 6 bis 10 Morgen besteuert, und die ehemals steuerfreien Güter hatten in den 1790er Jahren den 4ten Morgen zu besteuern. Damals wurden die vom Lande aufzubringenden Abgaben zu $\frac{2}{3}$ auf den Boden und zu $\frac{1}{3}$ auf Gewinn- und Gewerbesteuer nach althergebrachtem Matricularanschlage vom Jahre 1690 berechnet. Kriegslasten und Gemeindebedürfnisse aber wurden zu $\frac{3}{4}$ auf die Grundsteuer und bloß zu $\frac{1}{4}$ auf die blinde Morgenzahl (Einkommensteuer) geschlagen. Außerdem war an mittelbaren Steuern an Zöllen, Accisen, Getränkesteuern, Schlacht- und Mahlsteuern zc. kein Mangel, und außerdem waren die Landleute mit vielerlei Zehnten, Grundrenten, Lehnabgaben, Zins, Schoß, Schatz-Rauchhühner, Weidgroßchen, Gnadenhafer, Reuterhafer, Herrenhafer, Besthaupt und Kürmut, Erbpacht und andern aus dem Verhältnisse des Schutzes oder der Bodenverleihung entsprossenen Abgaben, und dann noch mit Jagdsfrohnden, Hand- und Spanndiensten und Bannrechten gequält und gepeinigt.

Ordnungsgemäß hatte der Landtag die Steuern alljährlich zu bestimmen. Dieser Landtag war aus der ursprünglich deutschen Ständeversammlung entstanden, leider aber im Strome der Zeit verschlammt und entartet, so daß der ehrenwertheste aller Stände, der die meisten Lasten tragen mußte, der Bauernstand, gar nicht vertreten war. Die ehemals ehrwürdige Landesvertretung war zum Spotte des Landes geworden. Das sogenannte adelige Recht bestand außer der Jagd und einigen anderen Vortheilen auch darin: im Landtage zu sitzen, die Diäten zu beziehen und an den während der Sitzungsperiode veranstalteten Lustbarkeiten unentgeltlich Theil zu nehmen. Der bekannte Freiherr von Trendwidmete dem Düsseldorfer Landtage ein Spottgedicht, und das Wort Landtagen heißt in der bergischen Bauernsprache noch heutzutage: ein Schlaraffenleben führen, im Müßiggange prassen und schlemmen, sowie Bauer eines der schönsten und inhaltreichsten Wörter unserer deutschen Sprache von den Junkern, Beamten und Bürgern zum Schimpfworte mißhandelt wurde.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts bestand der Landtag, welcher die Steuern zu bestimmen hatte, aus der steuerfreien Ritterschaft, aus den Vertretern der Städte und den landesherrlichen Commissarien. Die vom Landtage bewilligte Steuersumme wurde von Landtagsabgeordneten selbst auf die einzelnen Ämter, Herrschaften und Städte vertheilt, worauf die Amtleute, Vorsteher

und Schöffen die Untervertheilung besorgten. Die Beitreibung geschah mit großer Strenge, oft durch Militärgewalt. Ein raffiniertes Verfahren bei Steuerexecutionen war das Pfänden der Fenster und Thüren, die man an den Häusern der Säumigen aushob und so lange vorenthielt, bis die Steuer gezahlt war. So wurde einst die Stadt Jülich, welche unter Karl Philipp die Steuern verweigert hatte, im eigentlichen Sinne zum offenen Orte gemacht, da alle Hausthüren als Pfänder fortgenommen wurden. Im Winter 1795—96 wurden die französischen Brandschatzgelde nach dem Steueranschlage auf's Land vertheilt, und Städte und Dörfer mußten sich mit Hypothekenschulden belasten, um diese Gelder aufzubringen. Außer diesen sogenannten Contributionen wurden noch Vorspann- und Fourage-Gelder, die von den Marschbeamten von Lützenrode und Kühlwetter im Namen der Düsseldorfer Landesregierung festgestellt wurden, auf die Gemeinden umzulegen versucht. Es sollten in jeder Gemeinde die von Einzelnen zur Abfindung der Quälgäste vorgeschossenen Gelder durch Vertheilung ausgeglichen werden. Die Thätigkeit der beiden vom Kurfürsten in München angestellten Beamten sollte nach Anordnung der Regierung das Magazinwesen, den Vorspann, Vieh- und Lebensmitteltransport, sowie die Vertheilung der Einquartierungslasten bei den kaiserlichen sowohl als französischen Durchzügen, überhaupt alles dasjenige zum Gegenstande haben, was bei Truppenbewegungen von den Landeseinwohnern angesprochen wird. Außerdem lag ihnen die Verpflegung der Landestruppen zu Mülheim unter dem Major J. H. v. Zuccalmaglio und der Invaliden zu Bensberg unter dem Hauptmann Como ob. Der Freiherr von Lützenrode, zugleich Amtmann des Oberamts Porz, war unter dem Titel Marschcommissar und der Landes-Secretair Kühlwetter als Marsch-Secretair angestellt. Doch wie die Amtmänner gewohnt waren, sich durch Amtsverwalter, Schultheiße, Dinger oder Bögte vertreten zu lassen, ohne etwas zu thun, als die Einkünfte des Amtes zu genießen, und v. Lützenrode den Oberschultheiß Daniels in Bensberg für Justiz- und Civilverwaltung zum Stellvertreter hatte, so überließ er das Marschgeschäft dem Herrn Kühlwetter, dem Rheinmülheim als der Mittelpunkt zwischen Wupper und Sieg zum Amtsorte angewiesen war und stets den Heereszügen folgen mußte. Dadurch wurde derselbe mit den Befehlshabern bekannt, die ihn ob seiner Thätigkeit, Geschäftskennniß und Redlichkeit achten lernten, während Lützenrode, übrigens ein wohlwollender Charakter, auf seiner Burg Rath bei Heumar oder in Düsseldorf unthätig und rathlos weilte. Weil nun die Regierung jahrelang nichts zu thun hatte, als für die Durchzüge und Verpflegung der Truppen zu sorgen, so vertrat Kühlwetter die Landesregierung vollständig und er war außer den Kriegssobern der gefuchteste mächtigste Mann im ganzen

Land. Der Humanität, der rastlosen Thätigkeit und Rechtlichkeit dieses Beamten hatte die bergische Heimat damals viel zu verdanken in Abwendung und Herabsetzung vieler Kriegslieferungen, von deren Unbeibringlichkeit er die hohen Befehlshaber zu überzeugen wußte. Manche überbürdete Gemeinde wurde durch seine Verwendung erleichtert, manche Last abgewendet. Von seiner uneigennütigen Amtstreue, Gewissenhaftigkeit und deutschen menschenfreundlichen Gesinnung zeugen die Dank- und Anerkennungsbriefe der Oberbefehlshaber und seiner Vollmachtgeber, die Dankschreiben der Amtsverwalter und Privatleute, sowie seine eigenen Berichte, davon zeugt nicht minder auch der Umstand, daß dieser grundehrliche Mann seine dafür überaus geeignete Stellung keineswegs zur eigenen Bereicherung benutzte, wie über die Herren Geist, Emmerich zc. und so viele andere Commissarien allgemeine Rede war.

Unter allen damaligen bergischen Regierungsbeamten verdient er im dankbaren Angedenken seiner Landsleute erhalten zu bleiben. Johann Heinrich Joseph Kühlwetter, geboren den 14. Oktober 1757 zu Düsseldorf, besuchte das dortige Gymnasium, die dortige Rechts-Akademie, dann die Hochschule zu Heidelberg, wurde nach mehrjähriger juristischer Praxis als Lehrer der Philosophie (Logik, Metaphysik und Rhetorik) bestellt, trat 1784 wieder in den Justizdienst als Amtsverwalter der Unterherrschaften Effelsberg, Wensberg und Hünningen, erhielt 1787 das Landmarsch-Secretariat und am 7. September 1795 die definitive Anstellung als Landes-Secretair des Herzogthums Berg. Hierzu übernahm er 1802 noch das Secretariat der General-Strassenbau-Direktion, bekleidete während französischer Herrschaft ähnliche Aemter und wurde 1814 als Kreis-Secretair des Kreises Düsseldorf angestellt, legte 1832 dies Amt wegen Alterschwäche nieder und starb am 5. Mai 1835 im 78. Lebensjahre.

Das angeedeutete Verhältniß der Titularbeamten, die nichts thaten und große Einkünfte bezogen, gegen ihre Stellvertreter, die alle Arbeit thaten und sehr schwach dafür besoldet waren, brachte große Uebelstände hervor. Die Amtsverwalter und auch ein Landes-Secretair hatten ein jährliches Gehalt von 200 Thlr., und waren drum auf Gebühren und Geschenke angewiesen, welche letztere häufig in Bestechungen übergingen. Davon zeugen viele Anekdoten, und sogar Sprüchwörter, die den späteren gereinigten Beamtenstand noch beschmukten. Aus jenen Acten des Amtes Porz gehen großartige Bestechungen und Unterschleife hervor. Verfasser dieser Blätter fand dort über hundert uneröffnete Briefe, worin die Landesregierung auf Rechnungslage dringt. Diese Frechheit, Regierungsbefehle uneröffnet zu lassen, erklärten alte Leute aus dem Sprüchworte: daß „wer den Teufel bannen will, selber sündenrein sein müsse“. Unser Marsch-Secretair aber machte da eine rühmliche Ausnahme, die des Erwähnens würdig.

Er wies sogar Geschenke ab, die er für wirkliche Leistungen hätte nehmen dürfen, wandte bei dem höchst schwierigen und beschwerlichen mit steten Reisen verknüpften Amte sein eignes Vermögen auf und reichte nach hergestelltem Frieden, nach Abzug der Truppen eine nachgewiesene Rechnung von 3019 Rthlr. 57 Stbr. bei der churfürstlichen Regierung ein, worauf ihm erst nach vielen Jahren 800 Rthlr. als „Gratification“ bezahlt wurden, wahrscheinlich weil die hohe Herren nach so vielen anderen Erfahrungen für Rechtlichkeit kein Verständniß hatten. Unser Herrgott ist gerecht und drum mußte er das Gewitter der Revolution senden, auf daß die verdorbene Luft gereinigt werde. Das ist gründlich gesehen, wenn auch Unschuldige darunter haben leiden müssen.

Im Winter 1795—96 hatten die Ortsvorsteher und Schöffen Zeit, ihre Rechnungen über Vorschüsse und Verluste aufzustellen. Ein Auszug aus der Kriegskosten-Rechnung des Bürgermeisters Ferdinand Hammelrath zu Bensberg möge hier als Beispiel und zum Belege manches Obengesagten ein Plätzchen finden.

„Extraordinaire Rechnung über jenes, was vom 10. September 1795 bis 1. Januar 1796 an die französischen Truppen von mir F. Hammelrath hat geliefert und abgegeben werden müssen:

- 1) Am 10. September des Mittags sind die ersten französischen Truppen hier angelangt, welche unter Bedrohung des Brandes 150 Louisd'or forderten, haben sich aber, außer geplünderten Gegenständen, mit 24 Kronenthaler abdingen lassen. Setze also hier 46 Rthlr.
- 2) Als ich die 24 Kronenthaler gezahlt hatte, wurde ich noch von einem feindlichen Husaren-Officier um 12 fernere Kronenthaler angegriffen, da ich solche nicht gehabt, um das Schloß geschleppt wurde, und vom Herrn Gerichtsschreiber hatte borgen müssen 12 Kronenthaler, setze also 23 Rthlr.
- 3) eodem 10. September unter wärender Gelderpressung, Bedrohung und Mißhandlung haben die Gemeindeeingesessenen den Rechtsbesessenen Stücker junioem und den Notar Hauck an die französische Generalität nach Mülheim beordert, welche sich auch trotz augenscheinlicher Gefahr eodem in der Nacht dorthin aufgemacht und 2 Husaren von Conde anhero gebracht, wofür an die französische Generalitätskanzlei zahlen müssen 2 Carolins, welche der Herr Posthalter Cremerius dargeliehn auf Schuldschein, welcher eingelöset sub Nr. 4 hier beiliegt. — 2 Carolin macht 15 Rthlr. 20 Stbr.
- 4) Dieselben fordern für gefährvollen Gang und dabei erlittener Plünderung, da sie mehr denn fünfzig Mal angehalten, durchsucht und geraubt worden, 37 Rthlr.; — haben diesen Posten geschenkt, fällt aus.
- 5) Für die Saubegarbe binnen 8 Tagen ausgelegt an Verpflegung und Douceur 45 Rthlr. 40 Stbr.
- 6) Den 12. September haben die Franzosen 14 Karren bei mir requirirt, um Hafer ins Lager zu fahren. Da ich ihnen aber nur 4 Pferde schaffen konnte, haben sie mich arrestirt und hinweggeschleppt, wovon ich mich aber losgekauft mit 1 Rthlr. und $\frac{1}{4}$ Ducaten, facit 2 Rthlr. 23 Stbr. 11 Heller.
- 7) Zufolg Anlag Nr. 3 stehen für geliefertes Fleisch noch aus 271 Rthlr. 40 Stbr. 8 Hllr.
- 8) Zufolg Anlag Nr. 4 an Brodrest noch 10 Rthlr. 24 Stbr.
- 9) Von dem Pastor in's französische Lager geliefert 100 Flaschen Wein; noch unbezahlt.

- 10) Von Wittve Herweg an Heu geliefert 16,392 Pfd.
- 11) An General Bastoul vom 16. September bis 17. Oktober auf das Schloß geliefert und bezahlt für Wein und Del 262 Rthlr. 42 Stbr. und für Lebensmittel 270 Rthlr. — Bei seinem Abzug hat sich der General durch seinen bei sich habenden Dollmetscher die Rechnung überlesen lassen und in Assignaten mir hingeworfen 512½ Livres. Diese Assignaten liegen hier bei.
- 12) An Hufschmied Frielingsdorf gezahlt für die Pferde des Generals zu beschlagen 4 Rthlr. 18 Stbr.
- 13) Bei erster Retirade haben die Hälften Wilhelm Hasberg und Johann Herdenrath von mir aufgebotenen Vorspann leisten und Pferd und Karrig im Stich lassen müssen. Dafür fordert ersterer 100 Rthlr. und letzterer 125 Rthlr.
- 14) Am 13. November Wilhelm Herkenrath geliefert 4 schwere Kühe, per Stück 20 Rthlr.
- 15) Die achte Honschaft hat bei erster „Contribution zu viel gezahlt und sind derselben zu vergüten 108 Kronenthaler“ u. s. w.
Im Ganzen beträgt diese Rechnung des Bürgermeisters 2031 Rthlr. 37 Stbr. 8 Hllr.

Ueber die Lieferungen und Contributionen wurden besondere Rechnungen geführt, und von der Landesregierung auch befohlen, die Beschädigungen und den Werth der geplünderten Gegenstände aufzuzeichnen, was denn die Beamten den ganzen Winter hindurch beschäftigte.

Groß war das Elend der Einwohner, besonders auf dem Lande. Alle Gewerbtthätigkeit lag darnieder. Die Geschäfte der Kaufleute beschränkten sich darauf, ihre Waaren vor den Plünderern zu flüchten und zu verstecken. Wohin die Heere gezogen, waren alle Vorräthe aufgezehrt, Viehställe, Scheunen, Speicher und Keller waren geleert, und selbst große Gutsbesitzer am Rheine hatten kein Bündel Stroh mehr. In vielen Gemeinden war den Leuten nichts geblieben als die leeren hohlen Wohnungen, und viele Dörfer, viele Weiler und Meierhöfe lagen ganz oder theilweise in Asche. In der Nähe der Lager waren die Wohnungen abgebrochen und die Obstbäume gefällt zum Holzbedarfe. Gärten und Felder lagen unbebaut. Ein noch jüngst so blühender wohlhabender Landstrich war buchstäblich zur Wüste geworden. Zu dem augenblicklichen Mangel gesellte sich die trübere Zukunft, da bei nicht bestellter Saat auch keine Ernte zu hoffen war. Stroh und Getreide mußten von Regierungswegen über die Demarkationslinie her eingeführt werden, um die noch nicht geflüchteten Einwohner vom Hungertode zu retten. Als aber auch der Verkehr mit dem linken Rheinufer wieder geöffnet wurde und Lebensmittel von dorthier kamen, blieben dieselben auf so hohem Preise, daß Arbeiter und Handwerker sie nicht anzuschaffen vermochten. Der Preis des siebenpfündigen Brodes war viermal höher als der gewöhnliche Tagelohn. Daher Diebstähle und Räubereien besonders in der Rheingegend, die am härtesten mitgenommen war. Zur einstweiligen Flucht wohlhabender Einwohner über die Demarka-

tionslinie gefellte sich die Auswanderung nach Amerika. Besonders aus der Gegend von Solingen zogen viele Familien fort über das Weltmeer.

Die Solinger Waffenfabriken waren damals noch die einzigen lebhaft betriebenen Geschäfte. Große Bestellungen von Klingen und Harnischen gingen ein, so daß alle Hände voll auf zu thun hatten. Doch die Kaufleute erlitten große Verluste, da die Freiheitshelden ihre Bestellungen nur mit Assignaten bezahlten, und auch von den Brandschakungen wurden nur die wohlhabenderen Einwohner getroffen. Die Arbeiter bezogen ihren Lohn fort und waren am besten gestellt. Doch wie überall und zu aller Zeit wußten diese sich in die trüben Zeitverhältnisse nicht zu fügen. Die heillose Saat von Westen her war auch unter ihnen aufgegangen. Sie schriekten über die Theuerung und die Erhöhung des Brodpreises, weil es ihnen lästig war, mehr dafür zu zahlen als in frühern Jahren. Da sie in ihrem Unverstande ein unredliches Einverständnis der Bäcker mit dem damaligen Amtsverwalter Reinharz argwöhnten, so machten sie drohende Bewegungen gegen diesen und die Bäckerläden. Reinharz, in gerechter Besorgniß, sprach die Regierung um militärischen Schutz an, und diese sandte 114 Mann von jenen kriegsgefangenen Pfälzern, welche die Festung Düsseldorf am 7. September so feige übergeben hatten. Gegen wehrlose Bürger zeigten sie raschern Muth. Sie schossen in den Menschenknäuel, der sich vor dem prachtvollen Hause des Amtsverwalters schreiend versammelt hatte, verwundeten 9 und tödteten 6 friedsame Zuschauer. Dies empörte die Männer von Solingen. Unbewaffnet stürmten sie auf die Soldaten ein, nahmen Vielen die Flinten ab und jagten die ganze Schaar aus der Stadt. Dann machten sie das Haus des Amtsverwalters der Erde gleich und streueten Salz über die öde Stätte, nach alter Sitte, ein Zeichen, daß dorthin nie mehr gebaut werden sollte. Es war ein großer Jubel unter diesen Leuten; aber dieser Spaß kam ihnen theuer zu stehen. Das Brod wurde nicht wohlfeiler darnach. Sie mußten hinterher dem Amtsverwalter Haus und Gereiden noch obendrein bezahlen, und die nichts hatten, mußten im Gefängniß büßen. Die es gethan hatten, thaten das nimmer wieder. Die Sach' aber wurde vergessen, und die Entel pfeifen, wie die Alten gesungen hatten, als ob Exempel und Erfahrung für Nichts gelten. So rausten denn und mordeten sich deutsche Brüder und ließen fremde Räuber über sich schalten.

Neunter Abschnitt.

Der Waffenstillstand und wie Bürger und Bauern sich durch den Winter brachten.

Bei dem Mangel an Nahrungsmitteln in der verödeten Landschaft zwischen Sieg und Wupper und bei der schlechten Beschaffenheit der durch anhaltendes Regenwetter aufgeweichten Wege, welche die Zufuhren verhinderte, waren die Heereszüge zur Unmöglichkeit geworden. Deshalb unterhandelten die Oberbefehlshaber Clairfait und Jourdan um einen Waffenstillstand am Niederrheine. In der Christwoche, am 21. Dezember 1795 kam dieser zu Stande. Nach dieser Uebereinkunft hielten die Kaiserlichen das südliche Ufer der Wupper bis an die Agger, die Franzosen aber das nördliche Ufer der Wupper bis an die Demarkationslinie besetzt. Der zumeist ausgesogene, zwischen beiden bergischen Hauptflüssen liegende Landstrich sollte unbelästigt bleiben. Bloß in Mülheim bewachte ein aus 7 Franzosen und 7 Oesterreichern gebildetes sogenanntes Neutralitäts-Commando die Vollziehung des Vertrages, den nach 40tägiger Aufkündigung zu beendigen beiderseitig frei stand. Hierauf näherten sich die Franzosen der Wupper wieder und bezogen auf deren rechtem Ufer ihre Winterquartiere. Von Rheindorf bis Wipperfurth wurden die Vorwachen vertheilt, und die Hauptmacht, etwa noch 13,000 Mann stark, wurde in die Dörfer und Städte gelegt.

Zu Düsseldorf lagen die Generale Lesèbvre, Hatry und Laurent; zu Elberfeld der General-Adjutant Rey, und in Solingen der Brigade-General Soult. Jeder brachte mehr Gäste mit als den Einwohnern lieb war. Diese hatten von Tag zu Tage gehofft, die Franzosen würden über den Rhein zurückgehen und ihre Winterquartiere an der Maas wählen; aber sie mußten herhalten und die unliebe Bekanntschaft fortsetzen. Nicht bloß die kostspielige Beköstigung der Truppen, die Douceurs, die Generalstafeln und Brandschatungen blutegelten des Landes Kräfte, sondern das Volk wurde auch fort und fort zur Frohnarbeit an den Ver-

schanzungen zu Düsseldorf gezwungen, welche Festung für eine Besatzung von 36,000 Mann erweitert werden sollte. Die durch diesen Festungsbau erweckte Befürchtung: nach Ablauf des Waffenstillstandes von dem siegreichen kaiserlichen Heere zu einer Belagerung umschlossen zu werden, hatte die Landesregierung veranlaßt, ihren bisherigen Sitz in Düsseldorf zu verlassen und wiederum hinter die schützende Demarkationslinie nach Barmen zu überstedeln. Das bergische Land war forthin viertheilig, nämlich a. das Gebiet nordwärts der Friedenslinie unter dem Minister Freiherr von Hompesch in Barmen, wo sich auch die Freiherren von Pfeil, von Bevern, von Kollenbach &c. mit ihren Büreaus niedergelassen hatten, dann b. das mit Franzosen überschwenmte Gebiet zwischen Düsseldorf und der Wupper, wo der Freiherr von Dorth die Regierung und den durchlauchtigsten Landesherrn vertrat, c. der südwärts von der Agger, durch kaiserliche Kriegsvölker besetzte Theil, wo Graf Goldstein in Gemeinschaft mit Lützerode, die in Siegburg ihren Sitz hatten, amtete, und d. das neutrale Gebiet zwischen Agger und Wupper, unter dem Landessecretair Kühlwetter zu Rheinmülheim. Zwar vertrat Hompesch in Barmen die Oberhoheit; jedoch jeder der Andern konnte sich nur auf sich selber verlassen. Wandte sich z. B. Kühlwetter oder von Goldstein in irgend einer Angelegenheit anfragend nach Barmen, so erhielt er den Bescheid: er solle sich in „besthümlicher Weise“, in „besthunlicher Art“, solle sich den Umständen gemäß &c. verhalten. So hatte denn ein Jeder nur das eigne Ermessen zur Richtschnur. Nachdem später beim Vorrücken der Franzosen die Regierung wieder in Düsseldorf zusammengezogen war, blieb Kühlwetter factisch der Verwalter des ganzen Herzogthums südwärts der Wupper und erhielt zeitweise den Vogt des Amtes Löwenberg, Herrn Sauer, zur Unterstützung beigegeben; von Lützerode zog sich auf seine Burg Rath zurück.

Während nun die beklagenswerthen Einwohner von Düsseldorf auf alle Weise gequält und belästigt wurden, ließen es sich die französischen Befehlshaber gar wohl sein, und die Gemeinen machten es ihnen nach. Da wurden Gastmahle und Bälle veranstaltet und die Bürger mußten Alles bezahlen, was die Festgeber dazu requirirten, Musikanten, Wein und Braten, und die Bürger mußten ihre Töchter mit tanzen lassen, sie mochten wollen oder nicht. Und die gemeinen Soldaten forderten auf den Dörfern, was man wohl in Paris haben konnte, was die Bauern aber nicht einmal dem Namen nach kannten, und konnten sie es nicht schaffen, so wurden sie französisch gelehrt mit flacher Klinge. Dabei traten diese Republikaner Alles, was den Einwohnern am heiligsten war, Zucht, Sitte und Religion mit Füßen und zeigten sich überaus erfindereich in den manichfaltigsten Quälereien. Sie bezahlten nicht wie die Kaiserlichen gethan hatten, sondern alle

Bedürfnisse, sowohl an Lebensmitteln wie an Kleidung und Waffen und Haarpuder mußten unentgeltlich gereicht und fort und fort zwangsweise geliefert werden und sogar noch baares Geld dazu. Mancher Gauch aß nicht, bis das Geldstück unter der Serviette lag. Die Verpflegungsbeamten (Commissaire), deren eine bedeutende Anzahl dem Heere beigegeben war, überboten sich in Erfindung neuer Ausaugemittel, wobei sie ihren Privatvortheil stets als Hauptaugenmerk beobachteten. Diese Beamten waren wie die Kriegsobersten nach Rang und Truppenzahl geordnet, jeder Abtheilung vom Armee-corps bis zur Compagnie herab war ein solcher Bürger- und Bauernschinder beigegeben. Unter dem Generalcommissar für das Heer standen die Divisionscommissare, darunter die Brigadecommissare, dann die Regiments-, Bataillons- und Compagniecommissare. Diese Landplager vom höchsten bis zum geringsten, wollten alle gleich dem Kriegsobersten, dem sie beigeordnet waren, geehrt und behandelt sein, und vor allen Dingen wollten sie plötzlich reich werden, es mochte den Leuten drüber gehen, wie es wollt'. Diese Republikaner nahmen's gerade wo sie's kriegen konnten, und wenn auch Blut d'ran klebte. Sie schrieben keine Lieferung aus und hielten keinen Empfang, ohne zugleich auch ihren Säckel zu füllen. So z. B. forderten sie von der Gemeinde 50 Pferde und 50 Kühe, wenn der Bedarf kaum die Hälfte erreichte, und ließen sich für das Zuviel mit Gelde abfinden, oder verkauften das zuviel erhobene wieder um Spottpreise, weil bei der Unsicherheit des Besitzes das am werthvollsten war, was man am besten verwahren konnte. So z. B. verkaufte ein Kriegscornmissar zu Leichlingen 1 Ochsen zu 3 Carolin, und so machten diese Schufte es mit den Lieferungen von Fourage, Tüchern und Waaren. Wurde das Geforderte nicht in der angegebenen Frist beigebracht, so legten die Commissarien für jeden Tag und für jede Stunde der Zögerung Straf gelder auf, und diese Verzuggelder fielen auch in ihre Taschen. Hatten sie aber irgend etwas an die Einwohner verkauft, so mußten diese sich wohl vorsehen, daß es ihnen nicht sogleich wieder abgenommen wurde, denn das Schelmenvolk zog all an einem Seil. So kam eines Morgens ein Infanterist zum alten Thomas zu Hämmern und verkaufte ihm eine ganze Tracht Silberzeug und Kleinodien für einen Spottpreis. Der gute Herr Thomas meint wunders was er für einen Schnitt gemacht habe. Die Sonne war aber noch nicht unter, als ein Officier und etliche Mann ins Haus traten, den Handel aufhoben, und diese Sachen, wovon der Officier ein Verzeichniß bei sich trug, zurückverlangten. Der Officier nahm die Sachen in Empfang und gab dem Thomas ein Haus in Wipperfürth an, wo er andern Tags sein ausgelegtes Geld wiederholen sollte. Da saß nun der Thomas den ganzen Tag und wartete, daß man ihm sein Geld bringen sollte, und er saß

noch da, wenn er es hätte abwarten wollen, daß die Füchse ihre rothen Haare verlieren und die Schelme ehrlich werden.

Weil die Commissare schnell reich werden wollten, so ließen sie oft die ihnen anvertrauten Truppen darben, während sie selber im Ueberflusse schwelgten. Dies gelang ihnen aber nur, wenn der Befehlshaber mit der Bereicherungssucht behaftet war, und für Halbpant ein Auge zudrückte, oder durch die Finger sah, die der Commissar mit Gelde zu füllen mußte. General Kleber, der in Manchem seine deutsche Herkunft nicht verleugnen konnte, hielt seine Soldaten werth, paßte den schelmischen Commissarien auf's Handwerk, und jagte ihrer viele fort, wogegen andere Befehlshaber gegen ihre Verpflegungsbeamte nachsichtiger schienen. Dagegen hatte Kleber den Vorwurf der Schwelgerei gegen sich. Die Soldaten warfen ihm vor, daß er große Summen verprasse, während sie selber Mangel litten. Zu Koblenz wurde er zu Anfang Januar von sechs Chasseurs angefallen, die ihn als einen Schwelger und Spitzbuben niedermachen wollten, und kaum noch gelang es seinen Adjutanten, ihn zu retten.

Ein niedriges Erpressungsmittel und eine Geißel für die belästigten Lande waren die sogenannten Assignaten, das republikanische Papiergeld, das bloß durch französische Tugend verbürgt war, und dessen man hierzulande noch eine große Menge unter werthlosen Papierschnitzeln findet. Der diesen Papierstreifen aufgedruckte Werth sollte von Verkäufern unter Todesstrafe angenommen werden. Die Republik hatte zu jener Zeit schon für 40 Milliarden Livres von diesen Zetteln verbreiten lassen, und da sie sehr leicht nachzumachen waren, hatten andere Schelme diese leichte Waare noch vermehrt. Deshalb sank der Werth dieser Papiere so sehr, daß schon im Spätherbste 1795 selbst in Paris der baare Louisd'or mit 4590 Livres, und im Frühjahr 1796 sogar mit 7500 Livres in Papier bezahlt wurde. Nicht einmal zu Eins vom Hundert des Nennwerthes wurde dies Geld freiwillig in Baar umgesetzt. In Basel nahm man den Frank für $\frac{1}{2}$ Pfennig, und mit dem vollen Namenswerthe dieser Wische bezahlten die französischen Generale, welche hier und dort noch einen Schein von Ehrlichkeit beizubehalten sich bemühten, was sie an Pferden, Wein, Tuch &c. von den Einwohnern nahmen. So inconsequent waren diese Republikaner, daß nach den Schandthaten der Morderei und der Nothzucht, worauf nichts Schlimmeres mehr kommen konnte, und nach dem Raub im Großen, sie bei den Räubereien im Kleinen noch für ehrliche Leute gelten wollten. Auf diese Weise zahlten Kleber und Lesèbvre, und auch Bastoul die Feste und Gelage, die er zu Bensberg veranstaltete. Der General-Adjutant Ney bezahlte auf diese Weise die dem Prälaten von Speichard zu Siegburg am 11. September weggenommenen schönen Pferde, und Solinger Waffen und Elberfelder

Seidenstoffe und Lennepes und Hüfkeswagener Tücher wurden von dem hohen Befehlshaber gegen ächtrepublikanische Geldscheine weggenommen, mit welchen später mehrere Kaufleute ihre Zimmer tapezirten. Am schlimmsten kamen dabei die Bäcker und Kleinhändler weg, die zu der Waare noch ihr gutes Geld auf werthlose Scheine herausgeben mußten. Da standen sie sich besser, die Waare umsonst hinzugeben; aber die Republikaner verstanden ihren Vortheil dabei, trugen ihr empfindliches Ehrgefühl zur Schau, und wollten nichts geschenkt haben.

Auch der Handel mit Quartieren und mit Schutzwachen (Sauvegardes) trieben die Befehlshaber zur Bereicherung. Wie sie sich gegen die angedrohte Plünderung mit einer Geldsumme abfinden ließen, so ließen sie sich von den Quartierträgern die Verpflegung nach einer selbstgebildeten Taxe abkaufen, während sie dann ihren Unterhalt andersher bezogen und mit Assignaten bezahlten. Die Schutzwachen aber, welche das einzelne Haus oder die Ortschaft vor Plünderung und Mißhandlung sichern sollten, wurden immer vom General gegeben, der dafür ein Douceur nach Verhältniß des Vermögens des Schützlings erhob. Außerdem erhielten die Schutzwachen von den Schützlingen freie Beköstigung und einen täglichen Lohn, etwa zwei bis drei, ja oft sogar fünf Reichsthaler täglich. Um dieses Geschäft einträglicher zu machen, zogen die Generale diese Schutzwachen von Zeit zu Zeit ein, so daß neue Verleihungen auf's neu die Säckel spickten. Selten blieben die Schutzwachen länger als 6 oder 8 Tage. Kamen sie aber später als Plünderer zurück, so waren sie die schädlichsten, weil sie wußten, wo die Thüren aufgingen.

Die Aushebung als Geißel zur Sicherheit ausgeschriebener Lieferungen und zur Erpressung eines Lösegeldes war ein ähnliches beliebtes Bereicherungsmittel der Volksbeglucker. Die Befehlshaber nämlich ließen die angesehensten Einwohner gefangen fortschleppen, oder droheten mit Gefangenschaft, bis die Brandschatzung von der Gemeinde bezahlt sein werde, setzten die Bedroheten aber gegen ein baares Lösegeld von oft 15 bis 20 Louisd'or in Freiheit, ohne Einfluß für die geforderte Zwangslieferung, zu deren Sicherheit dann fort und fort wieder neue Geißel aufgegriffen und Verzugstrafen erhoben wurden. In der Stadt Köln wurden auf diese Weise im Winter 1795—96 mehrere hundert Geißel eingezogen und gegen Baares entlassen. Es gibt wohl keine Stadt, kein Dorf, kein Schloß und kein Kloster im Rheinthale, woraus nicht zu mehreren Malen Geißel fortgeschleppt worden sind. Die Generale thaten dies aber nicht bloß willkürlich, sondern sie hatten von der Regierung der Republik zu Paris den ausdrücklichen Auftrag zu Räubereien und Schindereien. Sie waren angewiesen, so viel zu erpressen, als immer möglich, und so viel nach Paris zu senden, als sie vermochten.

Dort war die Gelbarmuth groß, und um die Verräthereien im feindlichen Heere hervorzubringen, mußte man etwas aufwenden.

In jedem Monate wurden Geldschätzungen ausgeschrieben, und bloß die Brandschätzung, welche gegen das Frühjahr der Stadt Elberfeld aufgelegt wurde, betrug 760,000 Livres, wobei die Lieferungen von Getreiden, Tuch, Eisen u. s. w., sowie die kostspielige Truppenverpflegung und die Schanzarbeiten immer fortwährten. Nachdem man die Einfuhr der Getreide vom linken Rheinufer her gestattet hatte, wurde die Hungersnoth im Bergischen gemildert. Auch erhielt die französische Besatzung zu Düsseldorf, die abwechselnd aus 3000 bis 6000 Mann bestand, zu Anfang des Winters, als im Bergischen das Getreide ausgegangen war, ihr Brod vom linken Rheinufer her geliefert. Jedoch als die Befehlshaber gewahrten, daß sich die Bürger wiederum mit eingeführtem Getreide versorgt hatten, so legten sie den Einwohnern die ganze Verpflegung auf's neu zur Last, und nahmen endlich noch sogar das bei den Bäckern vorhandene Getreide für's Kriegsmagazin weg.

Düsseldorf und seine Umgebung hatten aber nicht bloß das Kriegsheer, sondern auch noch die Schanzarbeiter und Maurer und Zimmerleute zu beköstigen, welche den ganzen Winter und das Frühjahr hindurch am Festungsbau beschäftigt blieben. Bis an die Wupper wurden alle Gemeinden zu diesen Arbeiten herangezogen, und bei so viel Tausend Kostgängern ging etwas d'rauf. Die Festungswerke umgaben die Stadt in weitem Halbkreise von dem Neuenhose beim Dorfe Fleh zwischen Bollmerswerth und Himmelgeist um die Dorfschaften Wehrhahnen, Pempelfort und Derendorf bis niederwärts an den Rhein. 62 mit 268 Geschützen besetzte Batterien und Schanzen wurden angelegt und mit tiefen Wassergraben versehen, so daß die wälschen Quälgäste sich des Düsseldorfer Rheinüberganges wohl versicherten, wie sie vordem bei Mainz gethan.

Das verschanzte Lager wurde zu Anfang Januar von den Truppen verlassen und nur wenige Wachtposten blieben bei den Baracken und Kochheerden. Die übrigen kamen in Häusern der Einwohner unter Dach. Was den allgemeinen Mangel besonders milderte, war die Wohlthat eines höchst gelinden Winters, der fast weniger rauh wie der Herbst gewesen. Der Rhein blieb zur Einfuhr von Getreiden offen, und die ärmeren ausgeplünderten Dorfbewohner vermochten die auf den zertretenen Feldern zurückgebliebenen Wurzelgewächse und das Viehfutter, sowie eßbare Wurzeln und Kräuter in Wiesen und Wäldern zu ihrer Ernährung zu sammeln. Aus der Hungersnoth im 30jährigen Kriege und aus den beiden Franzenjagden (Plünderzüge der Franzosen in den Jahren 1672 und 1702) hatte die Ueberlieferung die Namen der wildwachsenden Nahrungsmittel noch erhalten, und gegen das

Frühjahr hin sah man die Landleute in Hecken und Rainen die Messeln, Kapunzeln, Löwenzahn, Gierentrout, Bachungen zc. zc. ausgraben und als Leckerbissen zubereiten, da jetzt die Dürftigsten solche Nahrung verschmähen und leider das Bettlerbrod vorziehen. Die Witterung war so milde, daß man die Wohnungen nicht zu heizen brauchte, und Feld und Wiesen grün blieben. Im Christmonat und Hartmonat schnitt man Klee; die Ginster blühte schon um Weihnachten und der Kepsamen um Dreißtägigen. Der Februar brachte einige gelinde Frostnächte; doch die erfrorenen Spitzen des Kepses schlugen wieder aus und er trug reichlich. Was für die Folge den Landbau benachtheiligte, war die Nothwendigkeit, das wenige noch erübrigte Hornvieh zur Ernährung der Menschen zu schlachten. Mit der Saatbestellung ging's auch nordwärts der Wupper nicht besser. In der Umgebung von Düsseldorf waren den Einwohnern so wenig Pferde übrig geblieben, daß Roth und Schutt nicht fortgeschafft werden konnten aus den Straßen der Stadt, und Meierhöfe sogar waren niedergegriffen worden, um das Baumaterial zum Lagerbaue zu verwenden. Die Obdachlosen aber fanden freundlichste Aufnahme in den verschont gebliebenen Gemeinden. Da war noch rechte bergische Landesbrüderlichkeit unter den Leuten und hiedere Gastfreundschaft. Von Barmen und Radevormwald, von Ränderath und aus dem ganzen Oberbergischen wurde ins Rheinthal gesendet und gespendet was man nur zu erübrigen vermochte: Vieh, Kleidung und Nahrungsmittel. Sonst hätten ganze Gemeinden verhungern gemußt. Es war keine Stadt, kein Dorf jenseits der Demarkationslinie, das nicht vollgedrängt von geslüchteten Weibern und Jungfrauen. Noch segnet mancher Greis die brave Stadt Radevormwald, die sich in christlich-liebreicher Aufnahme der Flüchtlinge besonders ausgezeichnet. Daß keine den Menschen unsern Brüdern erwiesene Wohlthat unbelohnt bleibt, zeigte sich auch hier, als diese Stadt im Jahre 1802 niederbrannte. Dankbarkeit für genossene Wohlthaten, redliche Theilnahme ehemaliger Flüchtlinge halfen die Stadt schöner erbauen als sie gewesen und das Loos der Unbemittelten erleichtern. Gottes Lohn und Segen wurden sichtbar um das was sie einst für die Bedrängten gethan.

Zu Anfang Februar zog die Besatzung von Düsseldorf, sofern sie aus Truppen der Nordarmee bestand, auf's linke Rheinufer gegen die Maas hin, und die Besatzung der Stadt wurde auf 2000 Mann aus der Sambre- und Maasarmee beschränkt. Auch die kriegsgefangenen Pfalzbaiern, die bis dahin in Düsseldorf, Elberfeld und Mülheim herbergten, wurden auf Befehl des Generals Kleber aus diesen hartbedrängten Städten nach Lennep und Hückeswagen gewiesen, welche Gegend weniger mitgenommen war. —

An jede rückgängige Bewegung der Franzosen knüpfte man

die frohe Hoffnung des heißersehten Friedens. Man sprach davon, die Quälgeste würden das rechte Rheinufer gänzlich verlassen. Täglich wechselten die Gerüchte. Was man wünschte, glaubte man gern. Doch die freudigen Hoffnungen zerrannen, als im März die aus dem Innern von Frankreich zahlreich ankommenden Rekruten von neuen furchtbaren Kriegsrüstungen zeugten. General Kleber, der in Koblenz wohnte, kam mehrmals zur Besichtigung des Festungsbaues nach Düsseldorf. Am 10. März hielt der Oberbefehlshaber Jourdan, der in Bonn sein Hauptquartier gewählt, einen feierlichen Einzug in Düsseldorf. Der Heerschau folgten Feste, Gelage, Feuerwerke und andere Freudenbezeugungen, wie man sie bei dem Besuche des Landesherrn darzubringen gewohnt war. Alles dies mußten die Bürger in zwangsweiser Beitreibung bezahlen und mußten mit jubeln. Das thaten sie auch nicht aus gutem Herzen, aber sie machten eine gute Miene zum bösen Spiel, derweil gegen Gluthöfen nicht gut gähnen ist, und trugen sogar die dreifarbigigen Kokarden und halfen gegen die Tyrannen schimpfen, daß es schäumte. Man that Alles, wodurch man eine mildere Behandlung zu erlangen hoffen konnte. Am 20. März kehrte Lesèbvre, nachdem er eine Zeitlang in Grefeld geherbergt hatte, nach Elberfeld und dann nach Düsseldorf zurück. Darauf vermehrte sich täglich die Truppenzahl diesseits des Rheines, Geschütze und mancherlei Heeresbedarf zog über die Rheinbrücke heran. Das Betragen der Truppen wurde bei dieser Winterlagerzeit viel milder, als es bei den Durchzügen gewesen. Die Truppen der Nordarmee, größtentheils Niederländer, waren ohnedies viel humaner, als die Stockfranzosen, und bei der einstweiligen Waffenruhe wich die Rohheit, die der Krieg in den Menschen entwickelt. Schon um nicht vor Hunger umzukommen, that Ordnung Noth, und die Mißhandlungen wurden seltner, doch währten die Expressungen fort. Unter den Republikanern selber aber herrschte fortwährend die größte Unzufriedenheit. Sie sahen, daß sie von den Verpflegungsbeamten überall betrogen wurden und Mangel leiden mußten, während die Befehlshaber schlemmten und schwelgten. So z. B. wurde das den Truppen zu liefernde Fleisch und Brod anfangs zwangsweise von den Bürgern geliefert. Nachdem aber gegen das Frühjahr die Getreide verbraucht und die Kühe geschlachtet waren, ließen die Commissarien sich für die unmöglich gewordene Naturallieferung von den Bürgern mit hartem Gelde abfinden, das sie in die Tasche schoben, und zahlten an die Soldaten statt des erhobenen Geldes jene schönöden Assignaten. Als ächte Republikaner mußten die Vorkämpfer der Republik damit zufrieden sein, aber die Natur geht über die Lehr, und sie mochten Alle gerne gut essen und trinken und mit dem Gelde klimpern. Zudem waren unter den Truppen gar Viele, die wider ihren Willen ausgehoben waren. Diese ver-

fluchten den Krieg und die Republik, und möchten um Alles gerne nach Hause gegangen sein. Wie in Bonn und Koblenz und Crefeld, so jetzt es auch bei Düsseldorf ernstliche Unruhen. Die Gemeinen überhäuften ihre Befehlshaber mit Klagen über den Mangel, dem man sie preisgebe. Man lasse, sagten sie, ihnen weder Brod noch Fleisch reichen, sondern verweise sie an die Bürger, die selbst nichts mehr hätten. So murrten die Krieger, und verlangten wieder in die Heimat geführt zu werden, nachdem es nichts mehr für sie zu plündern gab. So lang es etwas zu raffen gegeben, spürten sie das Heimweh nicht. Viele desertirten und brachten ihren Raub nach Hause, kamen jedoch später wieder, um die Taschen auf's neu zu füllen. Ein ganzes Regiment verweigerte sogar den Wachtdienst. Dem General Lesévre kostete es die größte Mühe, und er mußte alle Freundlichkeit und Beredsamkeit aufbieten, um die Unzufriedenen zu beruhigen. Dies gelang ihm durch das Versprechen, alle ihre Beschwerden an die Nationalversammlung zu berichten. Damit ließen die „großen Kinder“ — wie Lesévre seine Soldaten nannte — sich zufrieden stellen, denn die Nationalversammlung war ihr Herrgott.

Wie in Düsseldorf, so war im ganzen Niederbergischen bis an die Wupper der Mangel an Nahrungsmitteln so groß, daß die Truppen ihre Quartiere oft wechseln mußten. Die Soldaten selber litten jetzt unter den Folgen ihrer sinnlosen Plünderung.

Die Landstrecke zwischen der Wupper und der Agger blieb wie erwähnt, den Winter hindurch von allem Truppenbesuche verschont. Die dortigen Einwohner genossen 21 Wochen hindurch der langersehnten Ruhe. Die wohlhabenden Leute und die Frauen und Mädchen, welche über die Friedenslinie hinaus gestücht waren, kehrten allmählig zu ihren verlassenen Wohnungen zurück. Manche, die einander todt vermeint, fanden sich wieder, und Einer half dem Andern brüderlich, soviel er vermochte. Den von den Franzosen gemordeten Familiengliedern setzte man, wie fromme Vätersitte erheischt, dort wo sie erlagen, christliche Gedenkzeichen von Holz oder Stein, deren man noch viele vermorscht und übermooset im Rheinthale findet. So kamen die Kreuze bei die Wege, und so kamen sie in die Schluchten des Waldgebirgs, um die Stätte zu bezeichnen, wo der Flüchtling dem Ungemache der Witterung in Krankheit und Elend erlegen. Noch fanden wir vor nicht vielen Jahren solche Kreuze in tiefer Waldeinöde mit frischen Kränzen geziert, die wohl Kindeshand am Allerseelentage dem tiefeingepägten Gedenken an jene Schauertage gewidmet.

Um Weihnachten noch bestellte man in der Gegend von Deuz und Bensberg die Winterfaat, so gut es bei dem Mangel an Zugvieh anging. Man sammelte die Trümmer der Habe, grub das verscharrte Gut hervor, und behalf sich den Winter hindurch

kümmertlich, aber durch keine Kriegerroheit am heimischen Heerde gestört. Aus dem Schwarzenburgischen und über die Friedenslinie her holte man auch wohl leihweise das Zugvieh, nachdem dort die Saat bestellt war, und der Kappus-Gottfried roßlammte mit seinen den Franzosen abgenommenen Pferden im Lande umher. Der Wege kundig, schlich er mit seinen Gesellen über die Wupper und brachte jedesmal einige Pferde mit, die er Nachts aus den Ställen der Cavalleristen stahl. Er nahm in jenem Winter mehrfach so viele Pferde den Franzosen ab, als diese zu Bensberg geholt hatten, und nicht selten fand er auch Gelegenheit, seinen Groll an den Franzosen selber auszulassen, wenn er sie einzeln erreichte. Die französischen Generale und die pfalzbaierische Regierung erließ damals sehr scharfe Verordnungen gegen die Pferdediebstähle und Mißhandlung französischer Wachtposten. Doch beides währte fort, und sogar bis ins Amt Monheim wagte sich Gottfried Müller mit seiner Bande. Auf dem Weiler Blee stahl er in einer Nacht fünf Pferde und brachte sie glücklich über die Wupper. Die Reiter, denen diese Rosse gehörten, standen unter dem General Rey, und dieser ließ später das Kloster Altenberg für jedes der 5 Pferde 8 Carolin zahlen, weil das Gut, wo sie weggenommen worden, zufällig ein dem Kloster Altenberg zugehöriger Meierhof war. So wußten die Republikaner sich von dem Schaden zu erholen. In der minderbewachten Gegend oberhalb Elberfeld kamen dagegen auch Beispiele vor, daß einzelne Republikanerbanden über die Wupper gingen, und dort sowie jenseits der Friedenslinie ihre Räubereien fortzusetzen suchten. Vierzehn Infanteristen kamen sogar bis in die Stadt Radevormwald, und nahmen den Begegnenden Uhren und Geldbörsen ab. Doch kamen die Räuber immer in so geringer Zahl, daß sie bald wieder verjagt wurden, und nicht Alle gelangten in ihre Quartiere zurück.

Das Land südwärts der Agger und Sieg, das eigentliche Oberbergische, blieb von deutschen Kriegsvölkern besetzt. Von Mondorf über Lohmar und Wahlscheid hinauf bildeten Tyroler Scharfschützen die Vorwachen. Im Amte Windeck, von Maria-Linden und Much bis gegen Ruppichteroth hinaus lagen Blankensteiner Husaren, um Waldbroel ein Theil des Regiments Barfo, verschiedene Compagnieen des Odonell'schen Freicorps, sowie das Fußvolk von Grimlauden und Rothmändler. Für diese noch weniger durchplünderte, jedoch auch von der Natur minder begünstigte Berggegend war die Beherbergung der Truppen erleichtert, weil die Kaiserlichen Alles, was sie genossen, reichlich bezahlten, und Brod und Fleisch aus Magazinen geliefert erhielten. Viele junge Leute aus dem Bergischen, wo Ackerland und Fabriken stockten, traten in kaiserliche Kriegsdienste, und dies thaten auch Ferdinand Stücker und Dummerborn mit ihren ländlichen Waffen-

genossen, Ommerborn als kaiserlicher Feldprediger. Zu Anfang April wurden die Schaaren der Kaiserlichen verstärkt; ihr rechter Flügel wurde durch die in Erdingen, Leuscheid, Waldbroel und Much stehenden Corps gebildet. Das Hauptquartier blieb in Weierbusch und Neckerath, und der linke Flügel zog sich südwärts der Sieg durch die Aemter Blankenberg und Löwenburg bis an den Rhein. Auch diese Truppen gereichten dem Lande zur Plage, wegen der Spanndienste und der, wenn auch bezahlten Lieferungen, denn die vorhandenen Lebensmittel reichten kaum für das Bedürfniß der Einwohner hin, die im ganzen bergischen Rheinthale alle Vortheile der Civilisation entbehrend sich in die Schauerzeit des 13. Jahrhunderts zurückgeworfen sahen. Alle Brief- und Personenposten waren aufgehoben. Die Gerichte, die Kirchen, die Schulen blieben verschlossen. Der heil. Niklas brachte den Kindern nur Schrecken und die Weihnachtsbescheerung war Jammer und Entbehrung. Die Landesregierung, die im Jahre vor dem Rheinübergange 54 Gesetze und Verordnungen erlassen hatte, brachte im Jahre nachher nur 13 Erlasse zu Stande, und dabei waren 12, die von den französischen Generalen dictirt, sich auf Truppenverpflegung bezogen. Der einzige sonstige Erlaß verbot das Baden in Flüssen unter 25 Rthlr. Strafe der Ehrbarkeit wegen am 24. Oktober!

So war der Feldzug des Jahres 1795 für den Niederrhein die Quelle unsäglichler Leiden geworden. Mit beispielloser Verwüstung, Mißhandlung und Erpressung hatten die Republikaner das friedsame Volk heimgesucht, und das Ende des Elends war noch nicht abzusehen. Die Friedenshoffnungen zerrannen, und das Ueberstandene sollte bloß ein Vorspiel sein von noch größeren Kriegsdrangsalen. Fromme Leute sahen darin eine Zuchtruthe, womit Gott die sündhafte Welt strafen wollte. Wirklich bleibt es betrachtungswerth, daß die Plage gerade von dem Volke ausging, dessen Laster und Thorheiten die Deutschen von jeher so affenmäßig angenommen hatten, und von dem sie seit den ältesten Nachrichten her ähnliche Raubeinfälle zu erdulden gehabt hatten, ohne dadurch für längere Zeit als der Druck währte von dem Rausche sinnloser Fremdsucht geheilt zu werden. Was der Schilderer deutscher Sitten (Tacitus Germ. c. 29) schon vor fast 2000 Jahren erzählt: „Leichtes gallisches Gesindel, aus Armuth wegen, bemächtigte sich des (deutschen) Bodens zu ungewissem Besitze“ — galt so oft für Deutschland und so auch in dem Jahre 1795, bis das Uebermaß der Mißhandlung die Knechtung brach. Doch wie bald ward das Ungemach vergessen! — Da ist es von großem Vortheile, das Geschehene dem Gedächtnisse zu erhalten.

Behnter Abschnitt.

Wie der Feldzug von 1796 am Niederrhein eröffnet und die Schlacht am Mätsberge geschlagen wurde. Der bergische Held und ein bergischer Prophet.

Ungewöhnlich früh und wunderbar mild entfaltete sich der Lenz nach weichem Winter, so lieblich als ob unser Herrgott die harten Herzen der Heerführer für den Frieden gewinnen wollte. Der April hatte seinen Namen „Blüthemonat“ redlich verdient, denn die Obstbäume blüheten ihm zum Willkomm entgegen, die Rosen zum Scheidegruße; er überlieferte dem Mai Halm und Aehren in den Kornfeldern, und dichten Schatten im Gebüsch. Der Sommerroggen stand so üppig, wie sonst selten die Winterfrucht, und nachdem man, mit Ausnahme einiger November- und Februartage, die Stuben nicht zu heizen brauchte, konnte man im Beginne des Frühlings schon Sommerkleider tragen. Die ältesten Leute wußten sich eines solchen Segens nicht zu erinnern, wie überall auf den Feldern lag, und der Singvöglein kamen so viele, wie noch nie dagewesen. Bis in die Gartenhecken, ja in den Nebengeländen der Hausgiebel nisteten die Nachtigallen, und alle Gehöfte und Gebüsch waren von ihnen belebt. Der Himmel schien die hartgetroffenen Lande für alles Ungemach entschädigen zu wollen, und überkleidete die Greuel der Verödung mit dem lieblichen Grün der Hoffnung. Auf vielen Brandstätten fügten sich schon die Balken zu neuen Wohnungen. Die Leute träumten und sprachen von dauerndem Frieden, der dem Waffenstillstande folgen sollte. Doch der holde Frieden, der die Natur mit Feierkleidern schmückte, drang in die Herzen der rohen Krieger nicht.

Im Anfange des Maimonates strömten immer größere Schaaren neu ausgehobener Soldaten aus dem Innern von Frankreich an den Rhein. Viele wurden mit Gewalt zu den Fahnen gebracht, aber auch viele Freiwilligen stellten sich, meist leichtes Gefindel und lüstern nach Raub. Im Winter waren viele Franzosen ungestraft ausgerissen und hatten die auf dem

rechten Rheinufer erbeuteten Schätze nach Hause gebracht. Dies spornte, ohne Arbeit reich zu werden. Auch hiesiges langfingeriges Lumpenpack ließ sich für die Republik anwerben und raubt' und stahl dann trotz den besten Franzosen. So kam's, daß die Ney'schen Reiter, als sie durch Burscheid ritten, die Leute mit Namen anriefen auf gut bergisch. Es waren dies meistens Verbrecher, die dem Strange über den Rhein entflüchtet waren und mit der Republik als freie Männer zurückkamen. Immer dichter wurde die Vorpostenkette an der Wupper, dichter drängten im Lager die Brigaden zusammen. Die Befestigung von Düsseldorf beschäftigte fort und fort. Aus Düsseldorf blieben mehrere hundert Bürger an den Schanzarbeiten beschäftigt, aus Solingen 150 Mann, aus dem Amte Wifelohe 230, und in diesem Verhältnisse aus jeder Gemeinde. Für die Ausbleibenden wurden schwere Strafgeelder erhoben, jede Gelegenheit wurde benutzt, um Geld zu erpressen.

Die Nachricht, daß der Waffenstillstand am 21. Mai aufgekündigt worden sei, verdunkelte den letzten matten Schimmer der Friedenshoffnung. In der Kümmerniß, für wälsche Räuber das Feld bestellt zu haben, und den Segen der Saaten bald unter den Hufen der Kasse zerfnetet zu sehen, zagten die Landleute dem Beginne der Feindseligkeiten entgegen. Zehn Tage nach der Aufkündigung, am 31. Mai, sollten Blutvergießen und Verödung vertragsmäßig wieder beginnen. — Vier volle Jahre hindurch hatten die Franzosen sich untereinander erwürgt, hatten friedliche Nachbarlande mit Mord und Brand und Verödung durchzogen, und dennoch hatte die Republik ihre Blutbegier noch nicht gesättigt. Und welche schöne Redensarten von Völkersolidarität, Weltbürgerthum, Frieden und Menschenrechten hatten die neuen Weltphilosophen verkündet! Die zartesten, weichsten Gedanken über Frieden schrieb und sprach man, hörte sie selbst aus dem Munde der republikanischen Kriegsführer, die doch das Gegentheil thaten. Und Romane, so weich und thränenreich, wie Werthers Leiden und Siegwart, las man, und konnte nicht sehen, wie ein Huhn abgeschlachtet wurde, und fiel in Ohnmacht, wenn man ein Mastschwein unter dem Messer quieken hörte, und hielt Friedenscongresse. Wovon man am meisten sprach, das lag am wenigsten in den Herzen.

Auch die Kaiserlichen hatten sich zum Kampfe gerüstet. Der siegreiche Feldmarschall Claisait, kurz vorher noch von seinem dankbaren Kaiser mit ausgedehnten Vollmachten zum Oberbefehlshaber des Heeres bestimmt, fiel in die Ungnade des Hofkriegsrathes, und trat seine Feldherrnstelle an den blutjungen Erzherzog Karl, des Kaisers Bruder, ab. Clairfait hatte keinen unwürdigen Nachfolger. Nie hatte ein Feldherr von so hoher Herkunft das Vertrauen des Heeres und die Fähigkeiten, es zum Siege zu führen, in größerem Maße besessen. Er hatte sogleich den kühnen Plan

eingeleitet, den Krieg ins Innere von Frankreich zu tragen. Jedoch die siegreichen Fortschritte des französischen Generals Napoleon Bonaparte theilten die Kraft des kaiserlichen Heeres, und alle Pläne, die Karl an den Hofkriegsrath gesandt, las man in den nächsten Wochen darauf in den französischen Zeitungen.

Von der kaiserlichen Kriegsmacht in Deutschland stand das eine Heer unter Wurmsier etwa 70,000 Mann stark am Oberrhein. Ihm gegenüber Moreau, mit dem französischen Rhein- und Moselheere, das 80,000 Streiter zählte. Das kaiserliche Heer am Niederrhein zählte 71,000 Mann Fußvolk und 20,000 Reiter. Die Hauptmacht unter Karl selber stand auf dem linken Rheinufer an der Lahn; der rechte Flügel mit 23,000 Mann dehnte sich von der Lahn bis an die Sieg. Darüber gebot der Prinz von Württemberg, der den Siegübergang durch 5800 Mann unter General Kienmayer bewachen ließ.

Nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes erhielt Jourdan von Paris den Befehl, durch raschen Angriff den bekannten Plan der Kaiserlichen zu vereiteln und der Zusammenziehung des deutschen Heeres zuvorzukommen. Jourdan sandte am 26. Mai dem General Kleber zu diesem Zwecke folgenden Befehl:

„Der Obergeneral Jourdan vertraut dem General Kleber den Befehl über die Divisionen Lesèbvre und Collaud an. Der General Kleber wird beiden die erforderlichen Befehle ertheilen, auf daß ihre Heeresabtheilungen am 29. Mai bei Opladen vereinigt sind; er wird nur 1 Bataillon und 150 Mann Reiter als Besatzung in Düsseldorf zurücklassen. Alle Truppen der beiden Divisionen, die auf dem linken Rheinufer stehen, werden zu ihm stoßen, und die Besatzung von Düsseldorf wird beauftragt, Streifwachen an das andere Ufer des Rheines zu senden, um die Ausfuhr der Waaren zu verhindern, bis das Nordheer dorthin eingerückt sein wird. Der General Bollemont hat Befehl, der Heerschaar des Generals Kleber eine Verstärkung von sechs Geschützen zuzuführen 2c. 2c. Der Verpflegungs-Aufseher — Malraison hieß dieser Patron — hat Befehl, einen Beamten beizuordnen, der für die Verpflegung wachen wird. Der General Kleber wird am 31. Mai bei Anbruch des Tags von Opladen aufbrechen, an die Sieg rücken, den Feind schlagen, die Sieg überschreiten und an die Lahn vorgehen. Die Division Grenier wird bei Neuwied über den Rhein kommen und sich unter Klebers Befehle stellen 2c. 2c. Der General Kleber wird kein anderes Gebiet achten, als das des Königs von Preußen und des Landgrafen von Hessen, mit denen die Republik Frieden geschlossen hat. Er wird überall möglichst starke Kriegssteuern in baarem Gelde erheben, deren Verwendung dem Verpflegungsbeamten, der ihn begleitet, überlassen bleibt. Er wird außerdem, soviel möglich, auf Kosten des Landes leben 2c. 2c. Er wird genaue Kriegszucht unter seinen Leuten halten; er wird den Einwohnern, welche ihm Hülfsmittel liefern und die Kriegssteuern pünktlich zahlen, Schutz und Sicherheit verkünden; jedoch wenn einige Dörfer und Städte, wie im letzten Feldzuge geschehen, die Waffen ergreifen, um sich dem Vorrücken, oder dem Rückzuge des Heeres zu widersetzen, so werden sie als Feinde der Republik erklärt und die Dörfer und Städte verbrannt.“ 2c. 2c.

Am 28. Mai rückten die Divisionen Lesèbvre und Collaud von Düsseldorf und vom rechten Rheinufer her auf dem Ralkfelde

bei Opladen zusammen, und die Dörfer von beiden Ufern der Wupper mußten Fourage und Lebensmittel dorthin liefern. Am 29. Mai ritt der Oberst Gardaut vom 1. reitenden Jägerregimente umher und verbreitete den von Kleber unterschriebenen „Aufruf an die Bewohner des rechten Rheinufers“, in welcher Druckschrift es unter Andern hieß:

„Stolz und Starrsinn Eurer Fürsten nöthigen uns, von Neuem gegen sie aufzutreten. Französische Heere werden demnach durch Eure Länder heranziehen. Der gemessenste Befehl zur strengen Ordnung und Mannszucht, zur sorgfältigsten Schonung der Personen und des Eigenthums ist ihnen eingeschärft; auch werde ich mir möglichst angelegen sein lassen, die Greuel, welche der Krieg mitzuführen pflegt, abzuwenden. Ich fordere Euch deswegen auf, den zu Euch kommenden französischen Truppen mit Vertrauen und Freundschaft zu begegnen, Eure Wohnungen nicht zu verlassen und die gewohnten Geschäfte ruhig fortzusetzen. Der sie verläßt, wird als zum Feinde übergegangen behandelt und sein Eigenthum durch Brand und Plünderung verheert werden.“ u. s. w.

Am 29. Mai lag Kleber mit Lesèbvre und 11 andern Officieren im Posthause zu Langensfeld; die Generale Collaud und Lorge mit dem General-Adjutanten Mortier waren im Schweppe'schen Hause zu Opladen eingekehrt. Am Mittage des 30. Mai zog auch der Brigade-General Soult, der sich am 17. April mit einer Solingerin vermählt hatte, sammt dem Obersten Brunnet von Solingen herab. In der folgenden Nacht kündeten Lärm- schuß und Trommelwirbel den Aufbruch des Heeres an. Um 12 Uhr Mitternachts begann der Zug über die Wupper auf allen Furthen von Reuschenberg bis Leichlingen hinauf und trotz des Schonung und Mannszucht verkündenden Kleber'schen Aufrufs verbreiteten die Republikaner mit Raub und Mißhandlung den gewohnten Jammer umher. Wie Lager- und Truppenzüge nordwärts der Wupper die vielversprechenden Saaten zerknetet und vernichtet hatten, so thaten sie es auch diesseits. Die Wege waren zu schmal, die Büsche zu dicht, drum ging's gradhin durch die Korn- und Weizenfelder, durch Kappus und Tabak mit Wagen und Kanonen, mit Reitern und Fußvolk. Die Landleute, die ihre Mühe vernichtet, ihre Hoffnungen vereitelt sahen, rangen die Hände. Ueberdies wurden die Einwohner aller Dörfer von Rheindorf bis Leichlingen geplündert. Vom 28. bis 30. Mai währte dort der abscheulichste Unfug. In der Stadt Lemnep forderte gleichzeitig eine Reiterschaaer des Generals Ney 300 Carolinen, und als man ihnen das Geld nicht sogleich herschaffen konnte, so führten sie den Richter Schürmann als Geißel hinweg, der aber zu Born bei Wermelskirchen losgekauft wurde. Auch in Elberfeld und Ronsdorf gelang den Ney'schen Jägern mancherlei Erpressung, und am 1. Juni noch brandschatzten ihre Nachzügler die Orte Kemscheid, Wermelskirchen und Hüfkeswagen, die beiden ersteren Orte um 100, letztern aber um 43 Carolin.

Alle im Durchzugbereiche vorhandenen Pferde und Ochsen

wurden den Ackerleuten weggenommen, und Kühe und Ziegen, die man nicht in die Wälder geflüchtet hatte, wurden weggetrieben. Ueberdies mußte das Amt Mifelohé vom 1. Juni an 1100 Schanzarbeiter nach Bensberg stellen, und jedes der Nachbarrämter eine verhältnißmäßige Anzahl nach Porz. Es wurde dort ein befestigtes Lager im Rücken des Heeres gebaut, das die Nordarmee unter Beurnonville beziehen sollte. Bis nach Neckerath und Hadamar hinauf mußten die requirirten Lieferungen an Geld, Getreiden und Kühen geführt werden, und bei Düsseldorf währte die Befestigung als Landplage fort. Unterdessen zog das Heer unter Kleber am 31. Mai über Mülheim hinauf, und während die von Lesèbvre geführte Vorhut mit den kaiserlichen Vorposten auf der Wahnerhaide sich herum schlug, lagerte die Hauptmacht zwischen Porz und Bensberg. In der Morgenfrühe des 1. Juni geschah der Aufbruch nach der Sieg.

General Rienmayer vermochte mit der etwa 5000 Mann starken Vorhut, die aus den Tyroler Schützen, dem Regimente Odonnell und den Barco-Husaren bestand, nur kurzen Widerstand zu leisten, denn an 36,000 Franzosen rückten in zwei Heerhaufen an, der linke Flügel unter Lesèbvre gegen Lohmar und Troisdorf, und der rechte unter Collaud gegen Menden und Mondorf, wo sich Sieg und Agger bereits vereinigt haben.

Der Prinz von Württemberg, der, eh' er an die Vorbereitungen des Empfangs denken konnte, noch ein paar Bälle besuchen mußte, hatte leider den besten Augenblick verpaßt. Ehe er mit den Hülfsmannschaften ankam, war Lesèbvre bereits bis an's Siegesufer vorgedrungen, und Collaud hatte diesen Fluß schon bei Mondorf überschritten. Der Prinz von Württemberg schlug den Lesèbvre bei Busdorf zurück und wandte sich dann gegen Collaud. Doch während er mit letzterm kämpfte, durchschritt Lesèbvre, der seine Geschütze von den Wolsbergen krachen ließ, die Fuhrten der Sieg, und schnitt einen Theil der Kaiserlichen ab, so daß er 8 Geschütze erbeutete und einige hundert Mann zu Gefangenen machte. Die Folgen der Vernachlässigung bedrängten die Schaaren des Prinzen von Württemberg immer mehr. Zwar vertheidigten die Kaiserlichen sich heldenmüthig jenseits des Pleißbaches, und nahmen bei Neckerath eine feste Stellung; doch Kleber hob auch diesen Vortheil auf, indem er bei Hennef mit der unterdeß angerückten Division Bonnard lagerte, und die beiden andern Divisions-Generale die Stellung umgehen ließ. Lesèbvre zog deshalb über Happerschoß und Bödingen oberhalb Blankenberg über die Sieg, und Collaud drängte sich rechts den Pleißbach hinauf durch's Gebirge. Da zogen die Kaiserlichen bis Altentkirchen zurück, und Kleber lagerte wiederum zu Neckerath, und ließ seine beiden Divisions-Generale die Stellung der Kaiserlichen nochmals umgehen. Auf der Höhe von Altentkirchen durch Lesèbvre umgangen und

von allen Seiten angegriffen, wurden die schlechtgeführten Schaaren des Prinzen von Württemberg in Unordnung gebracht und ihre Reihen durchbrochen. Die Uebermacht der Franzosen errang dort einen vollständigen Sieg. Der Prinz von Württemberg hatte den Kopf verloren, und nur die Tapferkeit seiner Truppen wandte die gänzliche Niederlage ab. Besonders der tapfere Reiteranführer, General-Adjutant Richepanse, hatte sich in der Durchbrechung der kaiserlichen Linien heldenmässig ausgezeichnet. Kleber ernannte ihn deshalb sogleich zum Brigade-General. Dort auf der Höhe von Weyerbusch war's, als Richepanse im Eifer des Siegers mit nur wenigen Dragonern seiner ermüdeten Escadron voraussprengte, um den zurückgehenden Feind zu beobachten. Eine Abtheilung Husaren von Barko wandte sich gegen ihn. Sein Pferd, von einer Kugel getroffen, stürzte, und hielt ihn am Boden. Der Säbel eines Barko-Husaren schwebte schon geschwungen über seinem Haupte, da warf sich der Husaren-Officier dazwischen, wandte den tödtlichen Streich ab, und, während seine Husaren sich mit Elsässer Dragonern herumschlügen, half er dem Gestürzten unter dem Pferde weg und begrüßte ihn als Retter. Das Getümmel des Kampfes trennte die Führer sogleich wieder. Eine ganze französische Escadron sprengte geschlossen heran, und die Barko-Husaren, von Kugeln umzischt, schlugen sich rechtzeitig durch den Knäuel der vorausgerückten Sieger. Jener Husaren-Officier war Ferdinand Stücker, jetzt Lieutenant in der Schwadron des Rittmeisters Grisar. Dieser hatte jenes Treffen bei Much und die übrigen Waffenthaten des jungen Advokaten gemeldet, und diese Nachrichten waren an den Erzherzog gelangt, der in einem eigenhändigen Schreiben ihn unter dem Namen „des bergischen Helden“ dem Kaiser empfohlen hatte. Erzherzog Karl nannte ihn stets nur unter diesem Namen und sorgte für ihn auch später wie für seinen Sohn. Stücker wurde um Weihnachten nach Wien berufen, und empfing aus den Händen des Kaisers ein Lieutenantspatent und die vollständige Ausrüstung zum Geschenke. Dem Wunsch und Willen des Kaisers mochten die Eltern nicht widerstreben. Sie bewilligten dem Sohne die Wahl des Soldatenstandes, zu dessen Zierde er hinfort gereichte. So begannen sich die Berge und die Thäler nimmer, wohl aber die Menschen. Hätte Richepanse den Stücker beim Hohensberge am 18. November nicht gerettet, so wär' er ihm jetzt nicht als Retter erschienen. So waren sie beide jetzt quitt. Die auf Anerkennung des gegenseitigen Werthes gründende Freundschaft der beiden edelsten Heldenmenschen bildet einen erhebenden Glanzpunkt in dem sonst so wüsten Kriegswesen.

Uebrigens verdient es Erwähnung, daß das Regiment Barko nach den vielen Verlusten, die es erlitten, meistens durch deutsche Rekruten ergänzt wurde, und daß die Heldenthaten der Barko-

Husaren, welche jetzt noch im Volksmunde leben, nicht bloß den Ungarn, sondern den Deutschen zuzuschreiben sind. So z. B. trägt der Bericht der Augenzeugen über Stücker's Bravouren größtentheils deutsche Unterschriften. Derselbe schließt mit den Worten:

„Und hat sich obgedachter Rechtsgelehrter Ferdinand Stücker nicht bloß bei dieser feindlicher Vorfällenheit, sondern schon vorhero durch verschiedentliche mit seinen freiwilligen Bauern gegen die feindlichen Fouragirungen gemachten Attaquen, sowie durch vielbältige Vereitelung feindtlicher Bewegungen und an unsere Truppen erstattete rapporte um den Allerhöchsten Kaiserlichen Dienst sehr verdienstlich gemacht, welches Selbem zu seiner Ehre und unter Anempfehlung durch uns, seiner Tapferkeit und großen Bravour gewesenen Zeugen mit ahgener Handt und Pittschafft unterfertigt wirdt.

Signatum Homburg, 20. Novembris 1795.

L. v. Grisar, k. k. Rittmeister von Barkohusaren.

Mežaroš, Korporal von Barkohusaren.

Karl Strauß, Korporal von Barkohusaren.

Kaspar Klein, Gentrich Stründer, P. Joh. Nebus,
Josua Voswinkel, Gemeinen von Barkohusaren.“

Die überraschten Kaiserlichen hatten bei Altentkirchen und Weyerbusch 1800 Mann Gefangene und 12 Geschütze verloren. Sie zogen bis über die Lahn zurück, während die französischen Generale Olivier, Grenier, Ernouf und Bernadotte ihre Divisionen über den Rhein brachten. Am 11. Juni war die ganze Sambre- und Maas-Armee sammt ihrem Obergeneral Jourdan gegen die Lahn im Vorrücken. Doch auch der Erzherzog Karl setzte bei Mainz auf's rechte Rheinufer hinüber, und eilte mit 20,000 Mann dem General Wartensleben zur Hülfe, der den Prinzen von Württemberg im Befehle abgelöset hatte.

Am 14. Juni kam die Vorhut des Erzherzogs bei Wezlar an, drängte dort die Franzosen zurück, schlug am folgenden Tage den General Soult bei Greifenstein, d'rauf den Lesèobre bei Tiefenbach, und zwang dort das ganze Franzosenheer zum eiligen Rückzuge. Nachmittags 5 Uhr kam der Erzherzog selber an; ein allgemeiner Kampf hatte begonnen, es schwankte der Sieg; doch des Erzherzogs Feldherrntalent und die Begeisterung, welche seine Anwesenheit hervorbrachte, gab den Ausschlag. Die Franzosen wurden vollständig geschlagen. Die Schnelligkeit ihres Rückzuges wetteiferte jetzt mit der Hast der Verfolgung. Zum Plündern war's diesmal keine Zeit, wohl aber zum Wegwerfen der Waffen, um schneller laufen zu können. Eine große Anzahl Geschütze und 3000 Gefangene fielen in die Hände der Sieger. Jourdan eilte mit den Divisionen Bernadotte, Championnet und Grenier an den Rhein, zog schon am 18. Juni auf das linke Ufer zurück, und befahl Klebern, die übrigen Divisionen die Frankfurter Straße entlang nach Düsseldorf zurückzuführen. Schon am Abende des 17. Juni kam Kleber bei Ueckerath an und ließ seine Heerhaufen, noch etwa 26,000 Mann stark, auf dortiger

Haide lagern. Er glaubte hinreichenden Vorprung zur nothwendigen Raft gewonnen zu haben. Doch bei Tagesanbruch des 19. Juni kam General Kray mit 14,000 Mann in der Nähe von Neckerath an. Schon um 3 Uhr Morgens rausten sich die Vorkämpfer. Die kaiserlichen Reiter drangen bis in die Nähe des französischen Lagers. Kleber auf die Uebermacht und seine günstige Stellung vertrauend, ordnete seine Heerhaufen. Der Reiter-General Bastoul befehligte den rechten, Leval den linken Flügel, und Kleber selber lenkte das Mitteltreffen. Collaud befehligte das zweite Treffen, und Ney nebst Richempanse führten die Reiterei. Die kaiserliche Reiterei wurde bis Kircheip zurückgedrängt. Doch da stürmten vier kaiserliche Bataillone dem Feinde mit dem Bajonnette entgegen. Es kam zu einem furchtbaren Handgemenge. Beiderseitig wurde mit der größten Tapferkeit gefochten. Der Erzherzog selber sagte: die Kriegsgeschichte habe wenige Gefechte von solcher Dauer und Hartnäckigkeit aufzuweisen. Von Morgens 8 bis Nachmittags 3 Uhr währte das Handgemenge. Man schoß nicht mehr. Bajonnette und Kolben waren die Waffen und Fäuste und Zähne. Die Uebermacht der Franzosen mußte der deutschen Tapferkeit weichen. Sie wurden zurückgeschlagen und durch die kaiserliche Reiterei verfolgt. Die ganze Gegend von Kircheip bis Neckerath lag voller Todten und Verwundeten. In den Spitälern sah man viele Franzosen, die wirkliche Bißwunden erhalten hatten. Die Republikaner verloren 2500 Mann, worunter bloß 700 Mann und 11 Officiere gefangen. Die Kaiserlichen hatten einen Verlust von 400 Mann. Kleber bezog bei Neckerath eine vortheilhafte Stellung. Die Kaiserlichen rüsteten sich zum Angriffe. Doch beim Beginne der Nacht machten sich die Franzosen in aller Stille aus dem Staube. Die Räder der Geschütze und Wagen waren mit Stroh umwunden, lautlos ging der Zug, während täuschende Wachtfeuer hoch aufloberten.

Die Franzosen, denen es mit der Wahrheit nimmer genau hielt, schrieben sich auch hier den Sieg zu, wie man in den Berichten des Nationalconvents mit schönen Worten lesen konnte. Das Landvolk, welches Augenzeuge war, ist anderer Meinung. Es war dies die im Volke sogenannte Schlacht am Räsberge, wovon der bergische Prophet Spielbähn gewahrsagt haben soll. Auch in seiner Weissage wird den Deutschen der Sieg zugeschrieben. Der Spielbähn, auch Wickbähn genannt, war ein Leinweber aus Eschmar an der Sieg, der im Winter am Webstuhle saß, und den Sommer hindurch dem Landvolke zu Schwing- und Fitzabenden, zu Hochzeiten, Kirmessen und anderen Volksfesten mit seiner Geige aufspielte und mancherlei Schnurren vor machte. Der Bähn hatt's faustdicke hinter den Ohren, und wenn er ein Räufschlein hatte, so wahrsagt' er, wovon Vieles eingetroffen

sein soll, und das andere noch in Erfüllung gehen mag, wenn's Gottes Wille ist. Doch hatt' er auch dabei gesagt, wenn er etwas Graufiges prophezeihete: daß man es abbeten könne. Den Brand des Klosters Siegburg hat er mit Tag und Stunde vorhergesagt, und die Kosacken und die Wegholung des Erzbischofs Droste und die Märzerrungenschaften von 1848. Wenigstens stand dies Alles in dem Büchlein, was ein Schulmeister im Sommer 1848 zurecht gemacht hat. Aber was der Spielbähn von sich selber prophezeit hat, das stand nicht einmal in diesem Büchelchen. Er hatte nämlich als herumziehender Schnurrant von sich selber geweiffagt: daß er nicht daheim zu Eschmar sterben würde, und das ist auch eingetroffen. Denn als dieser Seher in dem Antoniterkloster zu Köln in der Schildergasse von einem Kapuziner-Mönche befragt wurde: „Was die Leute in der Hölle für Kleider trügen?“ da beschrieb er genau das Ordensgewand des Barfüßlers, und als die Antoniterherren diesen darüber auslachten und ihre Kurzweil damit hatten, so gab der Kapuziner, der kurz angebunden war, dem alten Manne einen Faustschlag, der dem Spaß ein Ende machte und den Wickbähn todt hinstreckte. Also war seine Prophezeihung in Erfüllung gegangen, wenn er mit der höllischen Uniform auch daneben gegriffen haben mag. Andere sagen, Bähn habe ein Bund Rüben auf den Opfertisch vor der Antoniusbüste gelegt, und über die Werthlosigkeit des Gegenstandes zur Rede gestellt, geäußert: „seien dem Antonius die Rüben zu schlecht, so seien sie doch gut für sein Schwein“ und darüber sei der Mönch so erboset, daß er den tödtlichen Schlag geführt habe. — Es mag wohl Beides vorgekommen und die Erbitterung dadurch gesteigert worden sein.

Unter den Prophezeihungen, die das Landvolk dem Spielbähn (Spiel-Bern, von Bernhard) in den Mund legt, ist auch die: „daß eine Zeit kommen werde, wann die Geistlichen so verhaßt seien, daß man sie alle todt schlage. Ja, wenn ein noch so hungriger Bauer bei Tisch einen Priester vorbeigehen sehe, so würde er den Löffel weglegen, erst den Geistlichen todt schlagen und dann sich zum Mahle niedersetzen.“ — Dies bezieht sich aber offenbar auf die Verfolgung der Priester in Frankreich, welche die Constitution nicht beschwören wollten. Bähn hatte gut prophezeihen das was er erlebt. Die wirkliche Vorhersagung des Brandes von Siegburg aber würde ihm heuer den Verdacht der Mitwissenschaft verabredeter Brandstiftung zugezogen haben. Alte Leute, die ihn und seinen Umgang mit den Gänglern (Vagabunden) kannten, haben wirklich solchen Verdacht ausgesprochen.

Gilfter Abschnitt.

Neue Flucht der Franzosen und neue Plünderung. Der Jägers-Hannes zu Schlebusch. Brandschakungen zu Elberfeld, Mettmann, Solingen, Remscheid etc. Die Johanniskirmes zu Leichlingen und das Schelmenvaterunser.

General Kleber und sein Heer machten vom Räsberge herab so schnelle Schritte, daß sie in zweien Tagen den Weg von Ueckerath bis Düsseldorf zurücklegten. Schon am 20. Juni streiften die Barkohusaren bis Deutz, und die Furcht vor einer Belagerung der Festung Düsseldorf war allgemein. Kleber sandte Gilboten an die Nord-Armee um Verstärkung, und um die Stadt her wurden die Hecken und Mauern der Gärten, und Obstbäume und Gebäude niedergeworfen.

Den Landbewohnern wurde unterdessen gar übel mitgespielt. Jeder Rückzug der Republikaner war überhaupt schlimmer, als ihr Vorrücken. Unter den zur Flucht aufgelösten Schaaren hörte alle Kriegszucht auf, und die Republikaner schienen ihre Niederlagen an den Landleuten rächen zu wollen, die dieses Leidens nicht Ursache waren. Selbst in jener Nacht, als Kleber von Ueckerath zog, wurden Höfe und Häuser erbrochen, die Einwohner mißhandelt und Vieh und Hausrath fortgeschleppt über die Sieg. Niederpleiß wurde vollständig geplündert, und zu Busdorf, wo man zwei Brücken über die Sieg geschlagen, wurde alles Vieh weggenommen. Darüber widersetzten sich die Einwohner anfangs mit Erfolg, doch als einer von ihnen erschossen wurde, nahmen die andern die Flucht, und ließen geschehen, was sie nicht verhindern konnten. Zerstörung war die Rache. Rauch und Flammen füllten das Thal. In Siegburg wurden viele Häuser ausgeplündert. Auch führte man mehrere Einwohner zum Erwerb eines Lösegeldes fort, und jenseits der Agger trieb man's noch schlimmer, wie im verlittenen Jahre. Aus Müllheim wurden die Bürger Andrea und Bertholdi als Geißel zu einer neuen Kriegssteuer fortgeschleppt, und kein Dorf des Rheinthal's blieb verschont. Am schlimmsten kam die Wuppergegend weg, denn Kleber stellte auf den Haiden bei Schlebusch seine Vorwachen auf, und ließ

die Brigade des Generals Vorge als Nachhut bei Dpladen zurück. Da durchstreiften wieder zahlreiche Raubschwärme die Gegend, und nichts blieb von ihnen verschont. Die meisten Einwohner waren wieder in die Wälder geflüchtet, und hatten Vieh und Habe auf die Seite gebracht. Wer den Republikanern aber in die Hände fiel, der war übel d'ran. Dies erfuhr der Richter Schall des Amtes Weiselo, der mit seiner Familie in dem Walde hinter der Pulvermühle zu Lützenkirchen von den Republikanern aufgespürt und nackt ausgezogen und überdies noch mißhandelt wurde. Viele Bewohner von Schlebusch, die zwei Tage hindurch im Waldverstecke gehungert hatten, und am Abende des 22. Juni in ihre Häuser schleichen wollten, kamen übel zurecht, indem die Räuber wider ihr bisheriges Verfahren auch in dieser Nacht in die Wohnungen eindrangen.

Viele Einwohner der Gemeinde Leichlingen und Burscheid waren mit dem erübrigten Vieh in eine Waldecke des großen Grünscheids geflüchtet, wo ihre Vorväter in den Jahren 1642, 1672, 1702 und 1705 eine ungestörte Zuflucht vor den Franzosen gefunden hatten. Diesmal gelangten die Plünderer in das Versteck. Der Jammer war unbeschreiblich. Da bestand Johannes Fink, vulgo Jägerhannes zu Schlebusch, einen blutigen Kampf. Wir haben den Mann gar wohl gekannt. Er war ein kräftig gebauter, baumstarker Geselle, dabei die Gutmüthigkeit selbst, fromm und brav. Aber die phlegmatischsten Leute sind grade die wüthendsten, wenn es gelingt, sie in Zorn zu setzen. Davon hatte der Jägerhannes am Frohnleichnamstage 1796 schon ein Probestück abgelegt, als er frommer Sitte gemäß nach Köln gegangen war, die Prozession zu sehen, die aber diesmal nicht gehalten wurde, weil man die Feiertage abgeschafft hatte, und sich mit dem öffentlichen Gottesdienst nicht mehr befassen durfte. Das hatte den guten Fink schon etwas auffällig gemacht gegen die Fremdlinge. Als ihm aber auf der Ehrenstraße ein Sergeant begegnete, der Wohlgefallen fand an seiner Taschenuhr, die er gar werth hielt, und als der Franzose diese ihm aus der Tasche riß, lief dem Fink die Galle über; er faßte den kraushaarigen Schelm beim Nacken und schleuderte ihn in seiner Riesenkraft durch den Glaskasten eines Bäckerladens, daß er durch Scheiben und Leisten flog, wie der Teufel am Blechshause zu Vollberg. Nun liefen die Franzosen zusammen und wollten das rächen; aber die Bürger, die ihre Freude daran gesehen, winkten dem Bauer und wiesen ihm den Weg zur Flucht durch Hinterhaus und Gärten, daß er gar wohl davon kam.

Dieser Johannes Fink, der von jener Begebenheit her die Franzosen Mann gegen Mann eben nicht hoch anschlug, schlich am Abende des 22. Juni mit seinem alten Vater aus dem Waldverstecke nach Hause, um etwas zu essen und zu ruhen,

denn man war an den Franzosen gewohnt, daß sie bei Nacht nicht umherzogen. Während der Sohn, um Gemüse zu holen im Garten beschäftigt war, hatte der alterstaube Vater, früher ein Amtsjäger, sich beim Scheine der Lampe über ein Gebetbuch gebückt, als ein Franzose, vom Lichtschimmer herbeigerufen, eintrat und Geld verlangte. Der betende Greis hörte ihn nicht. Dies erbitterte den Wüthrich, daß er mit dem Säbel nach ihm schlug, jedoch nur die Brille zertrümmerte. Da fuhr der Alte erschreckt empor, wich einem zweiten Hiebe, den die niedrige Zimmerdecke ablenkte, aus, und erwischte den Haarzopf des Störenfrieds, an den er sich mit der ganzen Schwere des Leibes hing, so daß der belastete Krieger sich weder seiner Waffe zu bedienen, noch sich loszurichten vermochte. Beide stießen während dieses seltsamen Ringens ein jämmerliches Hülfgeschrei aus, das beiderseitig Helfer herbeirief. Durch die Gartenthüre sprang der jugendkräftige Sohn mit dem scharfen Holzbeil; von der Straße her drängte die niedrige Stube voll Franzosen. Ueber die Mißhandlung des Vaters empört, hieb Hans Fink wüthend ein, während die Gegner in dem niedrigen matterhellten Raume sich der Waffe nicht bedienen konnten und die Thüre hinaus drängten, Johannes aber die Lampe hinschlug. Da ließ der Alte den Zopf des Gegners fahren und entkam durch die Gartenthüre. Die Franzosen aber, statt die Hausthüre im Dunkel zu finden, drängten in einen ausganglosen Raum, der zur Niederlage des Holzvorrathes bestimmt war, und hier schmetterte das Beil des aufgebrachten Sohnes so lange nieder, als noch etwas wimmerte und sich regte. Dann entkam er, der Stege kundig und von der Dunkelheit begünstigt, in den nahen Wald zu seinem Vater, während die Verfolger in Mistpfützen geriethen, wider die Obstbäume rannten und auf's Geradewohl ins Dunkel hinein schossen. Die Sternlein lächelten über ihre ohnmächtige Wuth. Sogar das Haus niederzubrennen gelang ihnen nicht einmal, da der Trompeter zum Abzuge blies.

Es waren dies Jäger von Ney, welcher die Wermelskircher Straße heraufzog und vom 20. bis 23. Juni im Hause des Johann Peter Niebus in Burscheid lag. Ueberall am Straßerhose, in Odenthal, Burscheid, Wixhelden, Wermelskirchen und bis nach Lenney und Wipperfürth hin streiften und raubten diese Reitjäger. General Vorge lag in jenen Tagen mit 8 Officieren bei Schweppe in Dpladen. Sein Fußvolk raubte und mißhandelte an der untern Wupper umher bis nach Solingen hinauf. Der Kaufmann Busch aus Leichlingen schrieb zu jener Zeit in sein Tagebuch:

„Dieser Rückzug der Republikaner kam uns theuer zu stehen, indem die Franzosen viele hundert Stück Rindvieh, alle Schweine, welche sie fanden, und viele Pferde mitnahmen. Hier im Dorfe wurden vom 21.

bis zum 23. alle Häuser ohne Unterschied, welche die Einwohner meistens verlassen hatten, von unten bis oben ausgeplündert. Auf dem Büscherhofe nahmen sie dem Halmann über 100 Malter Hafer mit, schütteten dort 8 Federbetten aus und raubten unter anderm daselbst noch alle Bettlaken und das Leinenzeug, sowie 6 Schweine. Das Rauben dauerte ohne Aufhören 3 Tage lang, ungeachtet daß außerdem Früchte und Lebensmittel geliefert werden mußten. Besonders auf der rechten Seite der Wupper wurde den Leuten Alles genommen, was sie nicht weggeschlüchtet hatten. Sie nahmen sogar schlechte Kleidungsstücke mit fort, die sie nachher, sowie die aufgerollten Stücke gebleichte Leinwand, im Lager verbrannten. Den Hausleuten war das Brod und alle Lebensmittel weggenommen, so daß sie mehrere Tage lang keine Nahrung für sich und ihre Kinder hatten. Das Elend ist größer als ich es beschreiben kann; Schuhe, Strümpfe, Westen, Tücher, Hemde wurden nicht allein in den Häusern geraubt, sondern auch den Leuten vom Leibe weggenommen, so daß bemittelte Personen den Bettlern ähnlich aussahen. Was sie aber von Mißhandlungen verübten, besonders an Frauenpersonen, das war noch das Allerschlimmste" u. s. w.

In jenen Tagen trugen die Plünderer Alles, was sie an alten Kleidungsstücken, Tuch, Leinwand und dergleichen in der Umgegend finden konnten, in das gleich oberhalb der Burg Forst am Lachsfrange stehende Haus, und brannten dies mit jenen Gegenständen nieder. So gesellten sich bei diesen Republikanern Schadenfreude und Verspottung der Armuth zu Raubgier, Blutdurst und Unzucht.

Am 23. Juni wurde für das Niederbergische eine neue Kriegsteuer unter dem Namen einer Zwangsanleihe ausgeschrieben, welche an den französischen Verpflegungsbeamten Duchateau in Düsseldorf in Frist von 24 Stunden eingezahlt werden sollte, wobei es denn wieder recht hübsche Gelder für Zahlungssäumigkeit abwarf. Der Beitrag eines jeden Amtsbezirks betrug 25,000 Livres. Nur gegen Geißel wurde ein dreitägiger Ausstand ertheilt. Solingen bezahlte erst am vierten Tage 28,500 Livres, mithin 3500 Livres Strafgeulder. Elberfeld mußte besonders noch 60,000 Livres zu dieser Contribution einzahlen, und wenige Tage darauf, am 27. Juni kamen 400 Ney'sche Jäger nach Elberfeld zur Beitreibung einer neuen Steuer von 150,000 Livres, von welchen jedoch jene 60,000 Livres einstweilen in Abzug gebracht wurden. Weil die Elberfelder soviel baares Geld auf der Stelle aufzubringen nicht vermochten, so nahmen die Reitjäger mehrere angesehenere Bürger als Geißel mit fort, und plünderten auf ihrem Rückwege noch am nämlichen Tage die Stadt Mettmann auf's Schändlichste. Der Verlust an Hab und Gut war noch das Geringsste, was die Einwohner erlitten, indem viehische Nothheit sich zur Raubsucht gesellte. Eine andere Schaar Jäger des Ney hatte zu Ronsdorf gleichzeitig 1000 Krthlr. und zu Lüttringhausen 500 Krthlr. gebrandschatzt. Die nämlichen erpreßten in Solingen 4950, zur Burg 1200, zu Remscheid 7475 und zu Gräfrath 1900 Livres und auf ähnliche Weise kamen alle erreichbare Orte

d'ran. Wo man nicht sogleich zahlte, dort wurde geplündert und mißhandelt.

Raum einige Tage waren die Quälgäste aus dem Dorfe Leichlingen abgezogen gewesen, und die Einwohner hatten sich, so gut sie vermochten, für ihre am 26. Juni beginnende Johanni-Kirmes eingerichtet, als die ungebetenen Quälgäste auch dieses Volksfest störten. Am Kirmessonntage, den 26. Juni nämlich, kam eine Schaar Reitzjäger von der bei Neusrath stehenden Feldwache über die Wupper und plünderten den bei der Kirche zu Leichlingen aufgestellten Markt. Die Freibeuter nahmen den Krämern nicht bloß ihre Waare weg, sondern beraubten sie auch sogar der Kleidung und fingen darauf an, die Häuser zu plündern und die Einwohner zu mißhandeln. Sie hatten es wieder recht d'rauf angelegt, jedes deutsche Gefühl zu verletzen mit Schamlosigkeiten und Gewaltthaten, die zu erzählen der Anstand verbietet, und mit Verspottung der Religion, da sie in den Kirchen und auf Kanzeln und Altären machten, was man auf Abtritten zu thun pflegt. Die bestürzten Einwohner flohen und flüchteten in Wald und Gebirge. Das große Grünscheid, eine damals noch öde von tiefen Schluchten durchschnittene Waldung zwischen Leichlingen, Burscheid und Witzhelden (jetzt aber seit mehreren Jahren größtentheils gerodet), war von Flüchtlingen bewohnt. Mehrere Tage hindurch hungerten Viele in ihren Berstecken. Nie war eine so elende Kirmes erlebt worden. Es war ein böser Reigen. Drei Tage hindurch währte die Plünderung, und der Verlust wurde bloß für das Unterkirspel Leichlingen auf 25,000 Reichsthaler angeschlagen. Im Oberkirspel und in den Nachbargemeinden gings nicht besser. Das Schlimmste aber, was die Bewohner erlitten, wenigstens die Weiber, das sagten sie nicht einmal.

Die Republikaner hatten durch immerwährende Uebung eine außerordentliche Fertigkeit in Auffindung versteckter Gegenstände erworben, so daß nicht selten unter den Landleuten Streitigkeiten ausbrachen in dem Argwohn das Versteck müßte den Räubern durch Nachbarn verrathen worden sein. Die schlauen Fremdlinge klopfen an Möbelstücken und Wänden umher, und wo es hohl klang, dort brachen sie ein. Wohin sie kamen zwangen sie die Hausbesitzer, Brunnen und Pfüzen auszuschöpfen, die Teiche auszulassen und durchforschten deren Boden. Auch wo an den Mauern oder draußen in Hof oder Garten das geringste Zeichen einer Veränderung, dort wurde gebrochen und gegraben. Aber auch die Landleute erlangten gleicherweise große Uebung im Verbergen, und Mancher hatte seine Sachen in einem Fuchsbau oder eine Kaninchenröhre so tief versteckt, daß er sie selber nicht mehr wieder fand. Viel Geld und Gut mag so in der Erde umher stecken geblieben sein. In der Bestürzung des Ueberalles vergaß man

den Ort des Verstecks und Mancher, der Sachen versteckt hatte, wurde umgebracht. Als die sicherste Weise des Versteckens bewährte sich das Eingraben in Bachbetten unter dem Kiese. Ein anderes Versteckmittel war das Vergraben in tiefen Gruben, die man aber zum Theile offen ließ und oben mit Stroh und Reifig bestreute, als ob eine vorherige Plündererschaar den Schatz entdeckt und ausgehoben hätte. An solchen Gruben gingen die Getäuschten vorüber. Besonders erfinderisch bewiesen sich die Frauen auf dem Lande, sich vor galanten Gewaltthätigkeiten zu schützen. Sie bekleideten sich mit den schmutzigsten Lumpen, befleckten sich mit ekelhaftesten Dingen und rieben Wolfsmilch (Euphorbium) und andere ätzende Pflanzensäfte in die geritzten Arme, Hände und ins Antlitz, um ein recht ekelhaftes Aussehen zu erhalten und die Krätze oder andere ansteckende Krankheiten vorzubilden. Wie sie sonst zu gefallen gestrebt hatten, so sannnen sie jetzt darauf abzuschrecken.

Wie manche ehemals vornehme Person durch jene Kriegsläufe im tiefsten Elende untergegangen, davon erzählte Nath Deycks zu Opladen aus jener Schauerzeit ein merkwürdiges Beispiel. Er war mit dem Richter Schall im Jahre 1797 nach Lützenkirchen gerufen worden, wo ein in einem Stalle in letzten Zügen liegendes von ekelhaftester Krankheit ergriffenes Frauenzimmer ihr Testament machte. Wie staunten da die Gerichtsherrn, als die in Lumpen gehüllte anscheinende Bettlerin über große Güterantheile verfügte und sie sich als eine hochgeborne Gräfin darstellte, die von einem französischen Officier entführt und nach dessen Tode in den tiefsten Pfuhl des Lasters hineingezogen worden. Scham hatte sie abgehalten, in das Haus ihres noch lebenden Vaters zurückzukehren und so starb sie als Bettlerin in einem Stalle.

Bernimmt man aber von den wiederholten Verlusten an Vieh, Hausrath und Geld, so mag man schließen, daß glückliche Zeiten vorhergegangen, und daß das Flüchten und Verbergen der Habe oft erfolgreich gewesen war, so daß auch noch spätere Plünderungen nicht ohne Beute blieben. Dies Alles aber erweckte in den Landleuten einen Franzosenhaß, der auch während der Napoleonischen Zeit keineswegs erlosch. Wir erinnern uns, noch im Jahre 1816 eine brave Bauernfrau, die den Verlust ihres bei Fleury gefallenen Sohnes beklagte, äußern gehört zu haben: „sie wolle noch lieber ihre drei übrigen Söhne geopfert wissen, als die Franzosen wieder ins Land kommen sehen.“ Sie sprach aus Erfahrung. Was den Franzosenhaß unter den Landleuten am meisten bekundet, ist das sogenannte „Schelmen-Baterumser“, das die Leute in den 1790er Jahren beteten. Dies die Zeit charakterisirende Nachwerk stammt aus der Gegend von Trier, wodann es in dem Jahre 1688 an den Rhein kam.

Aus dem Jahre 1702 und 1761 findet man am Niederrhein verschiedene Abschriften und Lesarten davon, und in den 90er Jahren wußten's die Kinder auswendig. Dasselbe lautet:

„Sobald Franzos zum Haus kommt ein,
Grüßt er den Bau'r mit falschem Schein: „Vater.“

Gleich sagt er: Bau'r all was ist Dein,
Das soll und muß nunmehr sein „Unser.“

So denkt der Bau'r in seinem Sinn:
Der Teufel führt Dich Schelm hierhin, „Der Du bist.“

Wir Bauern leiden große Noth,
Das klagen wir dem lieben Gott „Im Himmel.“

Und zweifeln, daß man Einen find,
Der unter diesem Kriegsgesind' „Geheiligt werde.“

Es ist kein Volk auf dieser Erd',
Woburch also gelästert werd' „Dein Name.“

Was in der Kirch' ist Dir geweiht
Steckt es im Sack und lacht und schreit: „Zukomme uns!“

Ach Herr! so Du nicht selbst thätst hindern,
So würden sie noch endlich plündern „Dein Reich.“

Wenn Du sie aber wollt'st todt'schlagen,
So würden sie mit Freuden sagen: „Dein Will' geschehe!“

Denn eh' uns plagte dieser Heid',
Da lebten wir in Seligkeit „Wie im Himmel.“

Gewiß dies Volk zur Höll gehört,
Im Himmel hält man es nicht werth „Also auch auf Erden.“

Sie rauben unser Gut und Hab'
Und stehlen uns vom Munde ab „Unser täglich Brod.“

Sie sagen: Bau'r schaff' alles frei:
Fressen, Saufen und Geld dabei „Gib uns heute.“

Kurfürst! wenn wir in diesem Jahr
Dir keine Steuern bringen dar, „Vergib uns!“

Inmassen wir in Pein und Qual
Genugsam zahlen allzumal „Unsere Schuld.“

Langmüthig siehst, o Gott! darein,
Doch endlich schlägst Du zornig d'rein, „Also auch wir.“

Denn daß sie rauben Frauenehr,
Das können wir doch nimmermehr „Bergeben.“

Kein rechter Mann läßt sich's gefallen,
Der Teufel hol' sie all' mit allen „Unsern Schuldigern.“

Ach, Herr! laß bald die Stunde schlagen,
Daß wir den Heid' von hinnen jagen „Und führe uns.“

Der Türk war nit viel schlimmer eben,
Sie schonen keines Menschen Leben „Nicht.“

O Gott, schick' deutschen Landsherren Muth
Und laß nicht sinken treues Blut „In Versuchung.“

Gib, daß wir treu beisammen bleiben,
Dies Heidenvolk vom Lande treiben, „Erlöse uns,“

Errett', o Gott! uns arme Leut,
Damit wir werden bald befreit „**Vom Uebel.**“

Nach lieber Gott! hilf uns geschwind
Nach Hause jagen das Schelmengesind „**Amen.**“

Während die Landleute dies „Schelmen-Vaterunser“ beteten, und von dem Vordringen des kaiserlichen Heeres Rettung erwarteten, bereiteten sich die Franzosen wieder zu neuem Angriffe vor. Nachdem General Kray die Franzosen bei Neckerath geschlagen hatte, kam Prinz Karl andern Tags dort an. Statt aber seine Siege am Niederrheine zu verfolgen, ließ er den General-Feldzeugmeister Grafen v. Wartensleben mit 25,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reitern zur Bewachung zwischen Sieg und Lahn zurück, und führte den übrigen Theil seines Heeres an den Neckar hinauf, wo der französische General Moreau das rechte Rheinufer bedrohte. Nur eine schwache Vorpostenkette blieb an der Sieg, und selten streiften die Kaiserlichen hinüber, wohingegen am 26. Juni 5000 französische Reiter bis Siegburg ritten, und zur Zahlung auferlegter Kriegssteuern überall Geißel wegschleppten. Darauf machten sich am folgenden Tage auch die Kaiserlichen auf und ritten bis an die Brücke zu Dpladen, die sie aber durch eine aus Karren und Baumstämmen gebildete Barrikade gesperrt fanden. Das Hauptheer der Franzosen stand damals zwischen Düsseldorf und Benrath, und seine Vorposten dehnten sich bis Langensfeld und Neusrath aus.

Als aber die Nachricht kam, daß der französische General Moreau am 24. Juni bei Straßburg auf das rechte Rheinufer hinübergesetzt habe, und auch den Franzosen günstige Nachrichten aus Italien einliefen, da hatte Jourdan gut thun, daß er wiederum gegen die Lahn vorrückte, denn außer dem sehr zerstreut stehenden Corps des Generals Wartensleben gab's am ganzen Niederrheine keine Truppen, die sich den Franzosen hätten entgegenstellen können. Auf Jourdans Befehl brach daher Kleber mit 42 Bataillonen Fußvolk und 60 Reiterescadronen unter Lesèvre und Collaud am 28. Juni von Benrath auf, und ließ vor der Wupper lagern. Ein heftiger Platzregen strömte während dieses Tages, wodurch die Beunruhigung der Landleute noch vermehrt wurde, denn die Krieger drangen in die Wohnungen, um dort unter Dach Schutz zu suchen vor dem Regen, oder um Alles hervorzu-suchen, womit sie sich im Lager vor der Kälte schützen konnten.

Am folgenden Tage bewegte sich der Heerzug über die Wupperbrücke zu Dpladen. General Richemanse und General-Adjutant Mortier führten die Vorhut. Die Division Collaud bezog ein Lager bei Porz, wohin auch die Divisionen Grenier, Bonneau und Bonnard über den Rhein hin einrückten. Mehrere Bataillone des Nordheeres zogen gleichzeitig dort ein. Der größte Theil der Nordarmee bewegte sich heran, theils zur Verstärkung

der Angriffskolonnen, theils zur Besetzung des Lagers und der Festung zu Düsseldorf, wo die Schanzarbeiten immerfort mit Eifer betrieben wurden. Die Division Lesèbvre, etwa 18,000 Mann, bewegte sich auf der Zeitstraße durch's Oberbergische nach Siegen hin, um die Kaiserlichen auf deren rechtem Flügel zu umgehen und ihre Vorwachen im Siegthale aufzuheben. Da ging's durch eine Landschaft, die bisher von den Heereszügen der Republikaner unberührt geblieben war und wo es noch etwas zu plündern gab. Ueber den ganzen Landstrich von Seelscheid bis Denkingen verbreiteten sich die Kolonnen und fast jede Gemeinde, jeder Weiler im Siegthale wurde heimgesucht. Besonders das Amt Windeck wurde hart mitgenommen. Sie lernten da die Rohheit und Gottlosigkeit der Republikaner, wovon sie so viel gehört hatten, aus eigener Anschauung kennen. Wie schnell auch der Durchzug ging, der dem Rückzuge der Kaiserlichen zuvorkommen sollte, so litt doch das Land unsäglich, weil der Einfall unvorbereitet kam und kaum Zeit zum Fliehen, jedoch nicht zum Flüchten war. Viele Pferde und Rinder wurden fortgetrieben und viele Häuser geplündert, die Bewohner, die nicht geflüchtet, mißhandelt. Wo irgend ein stattliches Gehöft Wohlhabenheit versprach, dort drangen die Plünderer ein und verdarben noch mehr als sie mitnahmen. Besonders die Landschaften, worin Raft gehalten wurde, wozu man die größern Dörfer wählte, kamen übel weg. Nahrungsmittel war das Geringste, was geraubt wurde. Alles was irgend werthvoll, wurde fortgeschleppt oder vernichtet. Da gings rechts und links von den Wegen durch's reisende Getreide mit Fußvolk, Reiterei und Geschützen. Je mehr die Republikaner zerkneten und verderben konnten, desto größer war ihre Freude. Sie gedachten nie wiederzukehren in diese Fluren. Sie wollten von Sieg zu Sieg eilen ins Oberland, bis nach Rom, wo der Papst noch wohnt, und wollten ihn und alle Fürsten der Erde vernichten. So war das ganze Bergerland von Franzosen überfluthet. Dies war am Peter- und Paultage, den 29. Juni 1796, welcher Tag in den Erinnerungen aus jener Schauerzeit von den Landeseinwohnern als der unheilvollste bezeichnet wird.

Zwölfter Abschnitt.

Der Peter- und Paultag 1796. Wie die welschen Volksbeglucker wieder über die Wupper zogen und plünderten. Johann Häck, der Franzosendrescher zu Odenthal.

Man hat zu Mittesommer gewisse schwüle Gewittertage, wann die Stechfliegen, Wespen und anderes Geschmeiß, das die Menschen plagt, am giftigsten stechen. Einen solchen Tag schienen die damaligen Landplager, die Franzosen, in dem Peter- und Paultage zu haben. Ihre ungeheure Anzahl, die das Land erfüllte, machte sie frech. Neben den Heerstraßen, die für sie zu schmal waren, zogen sie in unzählbaren Raubhorden durch's Land, von Dorf zu Dorf, von Gehöft zu Gehöft, und fanden ihre Freude d'ran, die Leute zu beschädigen, zu berauben und zu morden. Die Landeseinwohner hatten aber auch das Schlimmste vorgesehen, und durch manche Gemeinde von früh Morgens bis spät in die Nacht knallt' und kracht' es, wie in einer Neujahrsnacht. In den einzigen Peter- und Paultag 1796 drängte sich ein unbeschreibliches Elend zusammen, wiederholte sich zwischen Wupper und Sieg Alles, was die Bewohner während früherer Plünderung gelitten hatten. Die Franzosen, von prahlhansigen Aufrufen beschmeichelt, vermeinten nun von Sieg zu Sieg bis nach Rom zu dringen, und dachten an keine Wiederkehr an den Niederrhein. Drum wollten sie mitnehmen, was sie mitnehmen, was sie kriegen konnten und grad am Wege war und wollten verderben, soviel sie vermochten. Daran hatten sie ihre Freude. Als sie über die Wupper kamen, da waren sie schon bepackt genug. fanden sie aber etwas Besseres, so warfen sie das Alte fort, oder verbrannten es und nahmen das Neue mit.

Der General Lesèvbre, der die Soldaten gewöhnlich seine Kinder zu nennen pflegte, und dem der Herr von Wyhe auf Neuschenberg bei Opladen über die Raubsucht seiner Leute klagte, der lachte in seiner wälschen Freundlichkeit und sprach: „meine Soldaten sind wie die Kinder, was ihnen gefällt, das wollen sie auch haben.“ Was der Herr von Wyhe dem Papa Lesèvbre

darauf geantwortet hat, davon schweigt die Geschichte; aber gedacht hat er doch wohl: „der Apfel fällt nicht weit vom Baum.“

Bloß in der Gemeinde Leichlingen, die bis Tags vorher durchplündert worden war, wurden unter anderen Gegenständen wiederum 83 Stück Hornvieh, 44 Schweine und 5 Pferde weggenommen. Pferde, Kühe und Ochsen trieben die Soldaten vor sich her, die Schweine stachen sie todt und nahmen sie auf den Pferden mit, oder zwangen die Landleute, sie mit anderm Raube aufzupacken und fortzutragen. Auf die Einwohner wurde förmlich Jagd gemacht in den Wäldern, und in den verlassenen Wohnungen wurde noch mehr zerstört als fortgeschleppt. Der Kaufmann Wilhelm Busch aus Leichlingen schrieb von diesem Tage in sein Tagebuch:

„Trunken vor Leid schlichen wir durch das Dickicht des großen Grünscheids und beneideten das Wildpret, dessen Loose wir anheimgefallen, um die Schnelligkeit seiner Füße und die Vögel um ihre Flügel, nur um den Verfolgern schneller zu entkommen. Denn nach den entsetzlichen Mißhandlungen, die vor unsern Augen geschehen, war es nur die Flucht, um was sich alle unsre Gedanken dreheten. Statt einander Trost zu bringen, trug jeder Begegnende stumme Verzweiflung auf bleichem Antlitze entgegen. Wie Thiere verfolgt, wußten wir nicht mehr, daß wir Menschen waren, und mehr noch als der Belust unserer Habe, und mehr als Mangel und Hunger und Armuth ängstigte die Besorgniß, den Wüthrichen in die Hände zu fallen. Drei Tage und zwei Nächte habe ich nun wieder im Walde zugebracht. Gott weiß, wie das enden soll, denn bei der ersten Plünderung vermeint' ich, es könnte nicht schlimmer werden, aber wie oft sind wir seitdem von den Republikanern herumgetrieben worden, und immerfort ist's ärger geworden. Gestern Nacht habe ich mich in meine Wohnung gewagt, und ein halbes Brod geholt, das im Rauchwinkel versteckt lag. Sonst haben wir in drei Tagen noch nichts gegessen, als Walbbeeren. Von allen Seiten hört man, daß friedsame Leute erschlagen worden sind, und eben haben sie noch den Knaben Heinrich Sorg aus Neutkirchen, der durch das Getreide zu uns laufen wollte, erschossen.“ u. s. w.

Und an diesem nämlichen Tage verbreiteten die Volksbeglücker ellenlange Plakate mit schönen Redensarten von Frieden und Menschenrechten, und gelobten auf's Feierlichste Schutz der Personen und des Eigenthums. Ein großsprecherischer volksbeglückererischer Aufruf des Generals Jourdan lautet wörtlich:

Der général en chef der Sambre- und Maas-Armee an die Bewohner des rechten Rheinufers.

„Die vielfältigen Siege der Armeen der Republik, das Geschrei der vom Kriege erschöpften Völker, der für sie nichts als Ruin herbei führt, die rührende Stimme der Menschheit, die ohne Aufhören wiederholt, daß es Zeit ist, den Strömen Blut Einhalt zu thun, die Eure Felder überschwemmen, nichts kann das verhärtete Herz Eures Souverains rühren, nichts ist im Stande, ihn zu bewegen, einen Frieden zu verlangen, welcher die Ruhe und das Glück von ganz Europa bestimmen muß. Wohlan denn! Da noch Blut fließen, da man den Krieg unter ihre Augen bringen muß, um sie all' seine Schrecknisse sehen zu lassen, so werden die französischen Armeen in Deutschland einrücken. Mein täuscht Euch nicht, friedsame Bewohner dieser unglücklichen Gegenden! Ihr seid es nicht, auf die wir zielen; es sind nicht Eure Gesetze, nicht Eure Religion, die

wir zerstören wollen, wie man Euch fälschlich zu bereben sucht, bloß um Euch gegen uns zu bewaffnen. Ihr werdet ohne Zweifel von der Unwesenheit der Armeen, die immer unvermeidliche Uebel mit sich führen, zu leiden haben; aber Euer Eigenthum soll nicht verwüstet werden, Ihr werdet Euer Eigenthum nicht in Flammen aufgehen sehen. Bleibt daher an Eurer Heerde, nehmt keinen Antheil an dem Kriege, und Ihr könnt darauf rechnen, bei allen Befehlshabern der Armeen, die ich commandire, Schutz zu finden. Aber habt Ihr die Verwegenheit, Euch zu bewaffnen, so erwartet Euch die schwerste aller Strafen, und die auffallendsten Beispiele sollen dann Euer Eigenthum treffen. Ich habe es deshalb für dienlich erachtet, Euch durch diesen Aufruf davon zu benachrichtigen und die deshalb getroffene Anordnung bekannt zu machen.

- 1) Den Generalen, Ober- und Unterofficieren ist aufgetragen, die strengste Disciplin unter den Truppen zu handhaben. Sie werden nach der Strenge der Gesetze jedes Individuum richten, das sich erlaubt zu plündern, oder die Bewohner deutscher Länder zu mißhandeln.
- 2) Die Bewohner des Landes, durch welches die Armee ziehen wird, werden aufgefordert, friedsam in ihren Wohnungen zu bleiben. Alle die, welche mit Vieh und Habe fliehend ergriffen werden, sollen arretirt und Hab' und Vieh' zum Besten der Republik confiscirt werden.
- 3) Die Bewohner der Dörfer, Flecken und Städte, welche sich bewaffnet vereinigen würden, werden mit Gewalt zur Niederlegung ihrer Waffen gezwungen, auf der Stelle erschossen und ihre Häuser verbrannt werden.
- 4) Jeder Bewohner, der im Lande gefunden wird und ohne Erlaubniß eines Generals oder Oberofficiers Waffen trägt, soll auf der Stelle erschossen werden.
- 5) Die Bewohner der Länder, durch welche die Armee ziehen wird, sind gehalten, auf der Stelle ihre Waffen an die Orte niederzulegen, welche dazu von den Bürgermeistern und Vorstehern werden bezeichnet werden.
- 6) Die Vorsteher, Bürgermeister und andere Bürger sollen gegenwärtige Proclamation in ihren Bezirken bekannt machen.
- 7) Den Generalen der Armee ist die Ausföhrung aufgetragen.

Geschehen in meinem Hauptquartier, den 11. Messidor, im IV. Jahre der Republik.

Der général en chef:
Jourdan."

Die Landleute im Bergischen hatten nun schon leider so viel Französisch gelernt, daß sie diese Redensarten in's Deutsche übersetzen konnten, und deshalb floh und flüchtete, wer nur konnte, so schnell und so fern es anging, und wer nur irgend ein Stück Waffen hatte, der bewahrte es als Heiligthum. Wer unbewaffnet die fürchterlichsten Mißhandlungen erduldet hatte, der ließ es nicht wieder darauf ankommen. Die Ebene wurde verlassen von den Einwohnern und in den Bergen frevelten die Plünderer nicht ungestraft.

So kamen am frühen Morgen des 29. Juni 17 französische Grenadiere von Opladen nach Neufkirchen und plünderten die verlassenen Häuser, da die Einwohner sich theils auch in der Nähe der Häuser versteckt hielten. Heinrich Sorg, ein Knabe von 22 Jahren, der zu früh aus seinem Verstecke hervorkroch und im Anblicke der Plünderer waldwärts zu fliehen versuchte, wurde von zwei Kugeln durchbohrt todt hingestreckt. Darauf plünderten diese Raubmörder das Haus Grund und begegneten

dort dem Ackermann Peter Johann Henke von Pattscheid, einem starken und entschlossenen Manne, den sie umringten und ihm Uhr, Geld und Kleider abzunehmen anfangen. Doch dieser Mann unbewaffnet wie er war, faßt mit jeder Hand einen der Räuber beim Schopfe und stößt ihre Köpfe so kräftig zusammen, daß die Beiden betäubt hinstürzen. Dann läuft er, was er laufen konnte, davon, aber unvorsichtiger Weise nicht durch die Baumhöfe, sondern felbwärts, wo er den Schüssen bloßgegeben von zwei Kugeln getroffen wurde. Die eine Kugel streifte die Brust, die andere, schon ermattet, traf auf den Rücken. Doch einige Männer von Pattscheid, die sich am sogenannten Grunder Gäßchen im Walde bewaffnet aufgestellt hatten, hemmten die Verfolgung. Es wurden mehrere Schüsse gewechselt, doch die hinter Bäumen versteckten Landleute behielten den Sieg. Vierzehn Franzosen entkamen nach Azelnbach, wo sie auf's neu plünderten und dann sich nach Lützenkirchen wandten, wo sie an der Kirche und zu Klief auf die fliehenden Einwohner feuerten, bis sie zu Bruchhausen die Rache erteilte. Indem sie dort ein ausgeplündertes Haus verließen, wurden sie von 9 bewaffneten Bauern ereilt und verjagt. Der Unterofficier, ein riesenlanger Kerl, fiel auf der Stelle, zwei Andere fand man andern Tags, nicht weit davon verblutet liegen, vier blieben in der Driescherhecke, und bloß sechs kamen nach Schlebusch und wurden von begegnenden aus der Rheinebene flüchtenden Leuten erschossen.

Während diese 17 Mann auf kurzer Strecke umkamen, hatte ein einzelner Franzose die Berwegenheit, von Dpladen über Neutkirchen bis Grünscheid hinauf in allen Ortschaften zu plündern und die ihm begegnenden Leute zu mißhandeln. Den Männern nahm er die Schuhschnallen und Uhren ab, griff die Weiber auf garstige Weise an und schoß nach den Fliehenden. Einen gewissen Adolf Esser, der ein Schwein nach Pattscheid flüchten wollte, zwang er dies zu erstechen und dann vor ihm her zu tragen. Während aber dieser Holofernes in einem Hause zu Pattscheid eine Frau ausplünderte, floh der blutbefleckte Mann und rief die Rächer aus dem Walde. Nachdem der wilde Kriegsknecht dem Schöffen Heinrich Urbahn zu Kuckenberg 4 Kronthaler abgepreßt und auf Grünscheid nach einer Frau geschossen hatte, nahten die Rächer und legten ihn nieder.

Ihre Schüsse riefen eine Schaar Dragoner von etwa 20 Mann herbei, die aber auch bald durch Schüsse zersprengt wurden und hier und dort an einer Waldecke blutend vom Pferde stürzten. Einer dieser Reiter, ein blutjunger Mann, sprang vor Dierath, wo er den Wilhelm Massenstein im Felde beschäftigt sah, vom Pferde, warf die Waffen weg und bat den Bauer, ihm einige von seinen Kleidungsstücken zu verkaufen, auf daß er unerkannt seinen bösen Gefellen entfliehen könne. Er gab vor, daß er der

Sohn eines hingerichteten Edelmannes sei und nur gezwungen sich in einer Gesellschaft befinde, deren Frevelthaten ihm ein Greuel seien. Während aber der Bauer seinen Kittel auszog, waren mehrere Nachbarn durch den Wald herangeschlichen. Sie vermeinten, der Franzose habe ihren Nachbarn berauben wollen. Ein Schuß, und der bedauernswürdige Jüngling wälzte sich in seinem Blute. Vielleicht fiel mit ihm der letzte Sprosse eines edlen Geschlechts.

Abraham Everz aus Fürkelt, der von Leichlingen nach Hause gehen wollte, begegnete bei Schloß Nesselrath acht reitenden Jägern, denen er seitwärts ins Getreide entspringen wollte. Da versetzte ihm einer der Reiter einen Hieb in den Kopf, davon er nach wenigen Minuten starb. Gleichzeitig versuchten 5 Infantristen auf dem Bergerhose das Vieh wegzutreiben. Diese wurden aber von den Einwohnern verjagt, eingeholt, entwaffnet und jämmerlich durchgeprügelt, bis jene acht Reitjäger von Nesselrath her ihren Landsleuten zur Hülfe kamen und die Einwohner waldbwärts zurückweichen mußten, worauf ein alter Mann, Christian Bender mit Namen, der friedsam des Weges kam, aus Rache niedergehauen wurde. Als aber die Verfolgten den Busch erreicht hatten, schossen sie drei Jäger von ihren Pferden, so daß die übrigen von der Verfolgung abließen und das Wuppertal herunter ritten. Auf dem Schlosse Hackhausen wurde an jenem Tage schrecklich geplündert und mißhandelt. Ein Mann, der sich unter ein Bett verkrochen hatte, erhielt dort einen Pistolenschuß, der aber nicht tödtlich war. Da er aber liegen blieb und sich anließ, als ob er todt wäre, so kam er mit dem Leben davon.

Die Franzosen schossen jenes Tages auf jeden, der sich nur sehen ließ, gleichviel ob er ihnen friedsam oder mit Waffen begegnete. Ein Mann auf der Fettenhenne bei Schlebusch, Johann Herweg mit Namen, der, auf seine Sauvegarde vertrauend, im Hause blieb und die vorüberreitenden Reyschen Jäger durch's Fenster begrüßte, erhielt statt des Dankes einen Hieb in den Arm. Eine Frau, die seitwärts auf einem Feldwege ging, erhielt einen Kugelschuß durch die Schulter. Sieben reitende Jäger aber, die Morgens über Dierath zum Plündern nach Burscheid kamen, liefen übel an. Auf ein Glockenzeichen stürmten die Einwohner mit Heugabeln, Flinten und Sensen bewaffnet herbei, schossen einen der Räuber durch den Hals, verwundeten zwei Andere, und jagten sie alle nach Altenberg hinab, wo diese Scheusale die vom Kirchgange begegnenden Weiber viehisch mißhandelten, ihnen Tücher und Ringe abnahmen, und einige alte Männer ihrer Röcke und Schuhschnallen beraubten. Doch bewaffnete jüngere Männer ereilten diese Unholde, erschossen drei derselben vor der Altenberger Brücke, die übrigen tiefer hinab im Walde vor Mainrath. In keiner Gemeinde kamen die Frei-

beuter an jenem Tage schlimmer davon, als in der damaligen etwa 4500 Einwohner zählenden Herrschaft Odenthal, deren wellenförmiger, von Wald, Bächen und Schluchten vielfach durchschnitzener Boden sich vorzüglich zu einem Kleinkriege eignet. Als das kaiserliche Spital im Jahr 1794 zu Altenberg lag, hatten die Landleute diese Gelegenheit benutzt, sich ferntreffende Kugelbüchsen von den Tyroler Jägern zu verschaffen, welche Waffen noch jetzt den Enteln als werthvolle Reliquien überliefert sind.

An jenem Morgen war's, als sogleich mit Beendigung der Frühmesse die Nachricht in's Dorf kam, daß die Plünderer von Dpladen und vom Straßerhose her im Anrücken seien. In buntem Gewirre liefen die Kirchleute hierhin und dorthin. Die meisten eilten schnurstracks in die Waldverstecke, Andere liefen auf ihre Gehöfte, um das Vieh hinweg zu treiben und die Habe, so gut es anging zu verstecken, oder um die versteckten Waffen zu holen. Nur zwei Männer blieben zögernd auf dem Kirchwege stehen: Johann Häck, Zimmermann zur Haide in Odenthal, und dessen Nachbar Peter Theodor Berger, den Pastor erwartend, der eben mit dem Vikar aus der Kirche kam. Sie hörten, wie der Vikar den Pastor bereden wollte, in den Wald zu flüchten, wie er bei früheren Plünderungen gethan hatte. Doch der alte Herr, Johann Adolph Fischer mit Namen, der seit 1755 der Gemeinde als Pfarrer vorgestanden hatte, lehnte dies, als seine Amtspflichten verlegend, ab. „Ich habe, sprach er, nur wenige Tage meines Lebens zu verlieren und die stehen in Gottes Händen; ich fürchte die Räuber nicht, und will lieber sterben auf dem Wege meines Amtes, als ferner im Walde flüchtig umher getrieben zu werden, und wie das Wildpret mich zu vertriehen.“ Darauf floh der Vikar und der Pastor ging seinen gewöhnlichen Weg, um sich für den Gottesdienst vorzubereiten. — „Mir ist's auch ferner nicht am Sinn, im Busch herumzulaufen, sprach der Häck, so in Flucht, Angst und Sorgen wie ein Spitzbub' und Gaudieb umherzulaufen, steht mir nicht an, und lieber will auch ich sterben an meinem Heerde, als von Haus und Hof weglaufen. Ich bin mir keiner Schuld bewußt, d'rum will ich sehen, wer mir etwas thun wird. Ich geh' den wälschen Schelmen nicht aus dem Weg. Wenn unser alte Pastor die nicht fürchtet, so hab' ich noch weniger Ursach dazu. Es geht doch Alles wie Gott will, und ohne dessen Willen beugen sie kein Haar an mir.“

„Ich gehe mit, Gevatter, sagte der Berger, mag es gehen, wie es will, ich bin auch des Flüchtens müde. Was sollen wir uns viel um ein Leben placken, das doch so voller Elend und keinen Augenblick sicher ist unter den gottlosen Räubern. Was war der Frieden doch eine edle Sach', und was waren wir früher im Frieden für Narren, wenn wir über Steuern und Wildfraß und Herrenhafer klagten. Jetzt wollten wir's gern dreifältig

geben, wenn wir nur Frieden hätten. Ja, die Hälfte von Hab' und Gut möcht' Jeder gern hingeben, wenn er die andere Halbscheid nur in Frieden haben könnt."

"Das ist die Strafe Gottes für das ewige Murren!" versetzte im Heimwege der Häck. "Wir haben Jahrelang geklagt ohn' Ursach, nun sollen wir's erfahren, wie man Ursach dazu hat. Wer kein Leid hat, der macht sich eins. Das wird wohl so sein müssen; denn wenn's hier auf Erden in allen Dingen wär, wie es sein sollt', so möcht' den Leuten wenig am Himmelreich gelegen sein, und am wenigsten möcht' einer sterben, auf's Ungewisse hinein. Wir haben aber so viel erfahren, daß für uns das Leben keinen Werth mehr hat, und darum mag ich's auch nicht mehr retten vor dem Schelmenvolk."

Unter diesen und andern Gesprächen waren sie auf ihrem Weiler, auf der Hofstelle *H a i d e*, angekommen, welche oberhalb des Dorfs auf steil abfallender Berghöhe das schöne Dhünthal überschaut, und an welcher ein Fahrweg von der Wermelskircher Straße gen Odenthal vorbeiführt. Die beiden Nachbarn fanden alle Thüren geschlossen, die Ställe und Häuser leer, Weiber und Kinder waren schon in die Wälder geflüchtet. Da suchte Peter Theodor Berger eine im Heuschober versteckte einfache Jagdflinte hervor, Häck öffnete die Scheune und langte einen derben Dreschflegel herab, der im Nothfalle zur Vertheidigungswaffe dienen sollte. Dann setzten sich die Nachbarn in ihren Feiertagskleidern auf das Schwellbrett der offenen Scheune nieder, hörten ringsum und unten im Thale den Zuruf der Flüchtigen, das Gebrüll der Kinder, und hörten fernhin gen Neufkirchen und Schlebusch das Schießen, das fort und fort anhielt, als ob's Hubertusjagd oder Neujahrsnacht gewesen wär'. Darüber unterhielten sich die Nachbarn, sie sprachen von der Elenbigkeit des Lebens unter Feindeshand und gaben sich ihr Wort, nicht zu weichen von ihrem Eigenthum und sich zu wehren, es möchten so viele kommen, als da wollten.

Noch nicht lange hatten sie so geseffen, da vernahmen sie lärmende Stimmen und Huftritte vieler Rosse. Dreiundsechzig Besövrbrische Husaren hatten am Eichenplätzchen von der Heerstraße abgelenkt, hatten auf Blecher, Holz und Glöbusch geplündert und den alten Gerhard Porzberg, der von Glöbusch nach Kurstiefen den Weg auf Krücken forthumpelte, durch Säbelstiche getödtet, jedoch einer Frau, die rechtzeitig den Waldstreifen erreichte, vergeblich nachgesprengt. Glücklicherweise hatten sie kein Pulver und Blei, das im Lager bei Porz erst vertheilt werden sollte. — Als der Nachbar des Häck die Reiter heransprengen sah, da begann er kleinmüthig zu werden. Aengstlich zählte er die Husaren, und als er bis 63 gezählt hatte, da war seines Bleibens nicht. Von plötzlichem Schrecken ergriffen sprang er auf und lief auf

den Wald zu. Einer der Husaren bemerkte die Flucht und sprengte ihm nach. Statt sich der Flinte zu bedienen, warf er diese weg, entkam aber glücklich in den Wald.

Häck blieb seinem Worte getreu; er wankte nicht von der Stelle. Er war von ansehnlicher Leibeslänge, mehr schlank als kräftig gebaut, in einem Alter von 52 Jahren. Die Arbeiten seines Handwerks hatten seine Sehnen gestählt, und die Gelenkigkeit seiner Glieder rüstete ihn noch mehr als Körperkraft. In einem Alter von 80 Jahren behielt er noch eine Hurligkeit und Behendigkeit, die es manchem jungen Manne zuvorthat. Doch gegen die zahlreichen Feinde schien der Kampf nur tolle Verwegenheit. Zwei Umstände nur kamen dem Häck zustatten: die Husaren waren nur mit Säbeln bewaffnet, und Häck in offener Scheune stehend, hatte den Rücken gedeckt und links beim Eingange der Scheune verhinderte ein an einen stattlichen Birnbaum gelehnter Karren, daß mehrere Reiter zugleich dem Eingange nahen konnten. Unverzagt stand Häck, der wackre Drescher, in seiner ganzen Länge emporgerückt und hielt den Dreschflegel schlagbereit. Unter wälschen Flüchen die Säbel schwingend, polterten die Husaren heran. Da schwang der Häck in tausendem Kreise das gewichtige Holz und den vordersten Franzosen traf der Schlag auf die Kopfbedeckung, daß sie ihm über Nas' und Backen herabglitt, und der Nacken des Pferdes kriegt den Rest des Schlags, daß es sich hoch aufbäumte und den Reiter in der Nacht seines Hutes hinwarf. Den zweiten traf der Schlag auf die Stirne, daß er rücklings vom Rosse hinstürzte.

Alle, die ihre Kameraden zu rächen heransprengten, traf ein gleich berber Empfang. Mit jedem Schlag stürzte ein Husar, oder sein Pferd kriegt' eins auf die Nase, daß es ausriß, trotz Sporn und Zaum und Zügel. Schon verging den Angreifern die Neugierde, ihr Kampfmuth erlahmte, und schon ritten sie in einzelnen Kotten zusammen, und hielten Kriegsrath. Da brachte der eine Husar die geladene Flinte, welche Peter Theodor Berger bei seiner Flucht in den Wald weggeworfen hatte. Er zielte, drückte los und — der wackere Drescher stürzte zusammen. Schon wollten die Husaren über ihn herfallen und, ihrer Gewohnheit nach, die Leiche zerhacken. Aber der Schuß hatte nur den fleischigen Theil des Oberarmes gestreift, die Sehne war unverlezt geblieben. Hinter der Wolke des Pulverdampfs sprang Häck wieder auf die Beine so lang er gewachsen war, und schlug jetzt erst mit rechtem Wehreifer nieder auf Mann und Ros. Nicht lange hatte er die Angreifenden also gedroschen, da stuzten sie, wichen zurück, halfen den Gestürzten wieder auf die Sättel und versuchten manche Kriegslift. Doch der Häck ließ sich nicht verlocken aus seiner vortheilhaften Stellung. Er blieb immer mit einem Fuße in der Scheune, und sprengte noch einer zum Versuche heran, so reichte

der Flegel weiter, als der Säbel. Endlich sah Johannes Häck die Reiter den Hof verlassen. Schon sah er die Vordersten hinter den Häusern auf dem Felde. Da hörte er eine weibliche Stimme um Hülfe schreien. Er eilte hin und fand einen Franzosen, der sein Pferd an den Zaun angebunden und ein Haus durchsucht hatte, mit einer Frau ringen, die aus ihrem Verstecke vertrieben, entfliehen wollte. Ein Schlag mit dem Flegel und der Schelm lag am Boden. Die befreite Frau lief dem Walde zu, ihr Erretter aber suchte mit tausenden Schlägen auf den Gefallenen herab, den er aber, wie er sich auch bemühte, nicht zu treffen vermochte; alle Hiebe streiften rechts oder links vorbei und hatten nur die Wirkung, das Aufstehen des Feindes zu verhindern, der die Augen verdrehte und ganz erbärmlich schrie. Sein Geschrei rief die Kameraden zur Rückkehr, und Häck mußte eilen, seine Scheune wieder zu erreichen. Da erst gewahrte er, daß die Flegelstange durch Säbelhiebe angeschnitten war, was ihn keinen sichern Schlag mehr thun ließ, da die geschwungene Stange hin und her schwankte. Schnell warf er das beschädigte Werkzeug hin und ergriff einen zweiten Flegel, der noch schwerer als der erste. Zum drittenmale begann der Tanz von vorne. Mit blutiger Nase stürzte er noch mehrere von den Pferden, bis Allen der Muth vergangen war. Da hielten sie erst eine Zeitlang in scheuer Entfernung, als wenn ihnen der Gedanke gekommen, daß der Häck von höherer Hand beschirmt sei. Dann ritten sie hinweg. Häck zählte alle 63 noch in den Sätteln, zwar wankend, gebeugt und blutig viele von ihnen, aber noch in voller Zahl.

Raum waren sie weggeritten, als die Nachbarn, welche den Kampf aus Verstecken zugeesehen hatten, herzukamen. „Gott verläßt keinen Deutschen nicht!“ rief der Drescher ihnen entgegen, und Alle verwunderten sich höchlich über den glücklichen Ausgang und rühmten den Sieger. Auch der Peter Theodor Berger kam aus einem Kornfelde herangeschlichen und schämte sich über seine Feigheit, da seine weggeworfene Flinte die einzige Verletzung des Nachbarn herbeigeführt hatte. „Geht mir mit Euren Flinten! rief der Häck, was hätt’ mir solch ein Ding genützt vor all den Feinden! Einen hätt’ ich erlegt, und dann wär’ die Reih’ an mir gewesen. Da lob ich mir den Dreschflegel, der ist immer geladen, der brennt nicht von der Pfann’ und versagt nicht, so lange Gott mir Kraft und Muth erhält!“ — Das Gehöft Haid blieb an selbigem Tage von Franzosenbesuch forthin unbelästigt, und da erst, als die Gefahr vorüber, fing die Schußwunde zu schmerzen an. Doch der Schaden war bald geheilt und Häck erlebte als rüstiger Handwerker ein Alter von 83 Jahren, bis er am 24. Juli 1827 gestorben. Wir hörten jene Heldenthat erzählen von vielen Augenzeugen, die sie als Kinder aus ihren Verstecken gesehen. Der schlichte Häck selber machte kein Ruhm-

geredes von jener fast märchenhaften That, die ihn unter dem Namen des Franzosen-Dreschers noch lange im Angedenken der Odenthaler erhalten wird. Er war überhaupt ein Mann von Entschiedenheit und Beharrlichkeit, wovon die Anekdote zeugen mag, da er einst sich vorgenommen, ein Werkstück vor Mittag zu bereiten, an dem er in gebückter Stellung hacken mußte mit der Schwellart. Da traf aber ein furchtbares Hagelwetter ein. Nun band er sein Schurzfell ab, befestigte es auf den Rücken und arbeitete ruhig unter den Schlossen fort. Die Franzosen selber hatten alle Achtung vor dem wackern Streiter, und ein Sergeant aus jenen 63, der mehrere Jahre nachher in der Nachbarschaft einquartiert lag, schloß die Erzählung jenes Vorfalles: „sacre paysan und O!z an O!z, sie stakt wie die leidig Teuff!“

Die Odenthaler singen von ihrem Franzosendrescher ein Lied in der Prinz-Eugen-Weise:

„Peter Paultag sechsundneunzig
Hieb Johannes Häck alleinzig
Hin die dreiundsechszig Mann,
Dreiundsechszig Mann Franzosen
Von den Rossen unverdrossen
Drosch der wackre Zimmermann.

Seinen Säbel schwang ein Reiter —
Hei! der Häck er hieb viel weiter,
Tüchtig traf sein Flegelschlag;
Wie der Blitz aus Wolken wettetert
Ward der Wälsche hingeschmettert,
Längelang er niederlag.

Rasch heran die Andern tosen,
Doch es drischt der Häck Franzosen,
Schlag auf Schlag ein Räuber fällt;
Hin und her von hohen Pferden
Baumeln taumeln sie zur Erden,
Holz an Holz den Sieg behält.

Peter Paul! Euch soll man loben,
Daß Ihr deutsche Kraft erhoben
Hier im heitern Odenthal.
Lustig lauten unsre Lieder;
Rehrt der Räuber künftig wieder,
Wannen wir ihr auch einmal.“

Auch jenseits Owerath an der Gränze von Much geschah es, daß ein Drescher sich gegen mehrere Reitzäger zur Wehre setzte und zwei davon vom Pferde schlug. Doch ein dritter hieb ihm die rechte Hand weg und der arme Bauer entkam mit genauer Noth in den Wald. Wir haben ihn gefannt, wie er sich von Botenlohn und Fischtragen nach Köln ernährte.

Während jenes Kampfes, den Häck gegen 63 Husaren siegreich bestand, schlich ein Odenthaler Bauer, Gerhard Meschen mit Namen, jenseits der Wasserscheide des Ohimbachs am Scherferberge, eine Doppelflinte tragend. In der Nähe der Funkenmühle

hörte er den kreischenden Hülfsschrei eines Weibes, und dicht vor sich sah er drei Franzosen mit einer Frau ringen, die sie auf dem Kirchwege angefallen hatten. Meschen schlich, ohne im Dickicht bemerkt zu werden, bis auf 30 Schritte heran. Die Frau rang mit der letzten Kraft der Verzweiflung. Meschen, ein sicherer Schütze, zielte; doch zwiefache Gefahr machte ihn bedenklich, die Besorgniß die Frau zu verletzen, und die Zahl der Lebensbrüchigen Infanteristen. Hätte er auch zwei erlegt, so blieb der Dritte als Rächer, denn die Flinten der Soldaten lagen alle drei an einem halbdürren Grassaufen angelehnt. Doch Meschen benutzte den Augenblick, als zwei der Schandbuben hintereinander standen. Er drückte los, und traf den Einen durch die Brust, und den Andern, da er am Waldberge stand, in den Leib. Beide stürzten zum Nimmeraufstehen hin, und als der Dritte die Frau kaum losgelassen, eh' er eine Flinte ergriffen hatte, schmetterte ihn die zweite Kugel zu Boden. Der Schütze ersparte der Geretteten den Dank. Er, der sein Feueergewehr nie zuvor auf Menschen gerichtet, wurde von dem Grausen über dreifachen Todtschlag in das Dickicht des Waldes gedrängt, bis er seinem Pastor den Hergang reuig erzählte, der ihn aber belehrte, daß er in der Verhinderung garstiger Schandthat ein preiswürdiges Werk gethan habe, da er kein anderes Mittel gehabt, als die Vernichtung der Feinde. Das stattliche Haus Odenthal (Strauweiler), das den plünderungssüchtigen Fremdlingen in die Augen stach, hatte gegen Mittag eine Belagerung auszuhalten. Eine Schaar von etwa hundert Nachzügeln, theils Infanteristen, theils Reitzägern stiegen die Höhe hinan und begehrten Einlaß. Weil aber die Thore geschlossen und die Fenster durch Eisengitter geschützt waren, so versuchten einige ein Nebenthörchen mit ihren Gewehrkolben einzuschlagen, während Andere das Gebäude umgingen, einen Eingang zu suchen. Da aber begann ein lustiges Schießen von der waldbedeckten Höhe am sogenannten Burgwinkel, wo sich viele Schützen in dem Gebüsch versteckt aufgestellt hatten. Mehrere Räuber, welche die Thormauer zu erklettern versucht hatten, purzelten von den Kugeln getroffen herab und die vor dem Thore Stehenden zogen sich hinter die Stallgebäude zurück, wo sie gegen die Höhen hin durch Mauerwerk gedeckt waren. Doch als sie von hier aus die Schüsse zu erwidern begannen, kracht es auch von der Burg aus und die ganze Schaar stob auseinander mit Hinterlassung von 17 Todten und Schwerverwundeten, die man in einen aufgegebenen Brunnen warf.

Dreizehnter Abschnitt.

Der alte Pastor Fischer zu Odenthal am Peter- und Paulstage, Aey zu Altenberg, und wie die Volksbeglücke wieder über die Sieg und Agger zogen.

Pastor Johann Adolf Fischer zu Odenthal erfuhr an jenem Morgen die ganze Rohheit der wälschen Wüthriche. Kaum hatte er sich in seinem Pfarrhause zum Gebete niedergelassen, da traten drei Reitjäger herein und riefen in Räuberweise nach Geld. Der aufgeschreckte Pastor reichte ihnen seine ganze Baarschaft, die in wenigen Stübern und Kupfermünzen bestand. Da aber drangen die rohen Kriegsknechte frecher auf ihn ein und droheten ihn zu verstümmeln und zu tödten, wenn er ihnen nicht offenbare, wo er seine Schätze versteckt habe. Er erbot sich alle Räume des Hauses zu öffnen und zeigte auf die Trümmer der noch vor 9 Tagen zer Schlagenen Kisten und Schränke, welche die Republikaner geleert und zerstört hatten. Doch die Unmenschen traten unter gotteslästernden Flüchen den altersschwachen ehrwürdigen Priester, stießen ihm mit den Säbeln tiefe Wunden, zerzten ihn an den Haaren durch die Räume des Hauses, dann unter fortwährenden Drohungen und Mißhandlungen die Stiegen hinauf, und stürzten ihn endlich die Treppe hinunter, daß er bestimmungslos auf den Steinplatten der Hausflur für todt liegen blieb. Dort schritten die Freiheitsbringer und Prediger der Menschenrechte über den blutenden Leib und hacten zum Abschiede noch mit den Sporen in das bleiche Antlitz des Greises. Männer, die auf dem gegenüberliegenden Waldberge die in der Mitte des schmalen Odenthalles liegende Pfarrwohnung nicht außer Augen gelassen, hatten die Reiter in das Pfarrhaus einkehren sehen. Der damalige Schuster, spätere Polizeidiener Wilhelm Eck, war um seinen Pastor bekümmert und schlich durch's hohe Getreide, durch's Feld, um nachzusehen. Er fand den Pastor von Blut und Wunden entstellt ohne Lebenszeichen auf der Hausflur. Schon wollte er sich, den Todten beklagend, entfernen, als ein tiefer Athemzug des Greises ihm Leben verrieth. Da nahm er den

ihm theuren Mann auf seine Schulter und trug ihn über das Feld auf die Waldhöhe, wo ein ehemaliger von Regensfluth ausgeschwemmter Fuhrweg zum Verstecke diente. Dort auf der sogenannten Fuchskaula legte er seine Bürde nieder und eilte dann zum Wundarzte Theodor Pichler, dessen Waldversteck ihm bekannt war. Sie fanden beim Zurückkehren den Verwundeten wieder aufrecht sitzend; der Sturz hatte ihn für eine Zeitlang betäubt und der Besinnung beraubt; die Wunden, wie bedeutend sie auch waren, bildeten keine lebensgefährlichen Verletzungen. Nur fühlte sich der Pastor, der seit dem vorigen Tage nichts genossen hatte, von Durst und Hunger unsäglich gequält. Der getreue Eck wagte sich nochmals für seinen Pfarrer ins Thal hinab, um Labung zu holen. Da er gerade keine Plünderer gewahrte, schlich er in mehrere Wohnungen des Dorfes und in den Herzogenhof; doch alles was er gefunden, bestand in einer Kanne Milch, einem Stück Brode und einem hölzernen Löffel. So sorgfältig waren die Republikaner bei ihrer Plünderung zu Werke gegangen. Kaum war Eck ins Getreidefeld gelangt, als neue Plündererschaaren das Dorf überschwemmten. Von rechter Treue gelobt und vom Wundarzte Pichler so gut es anging verbunden, wurde der Pfarrer erst drei Tage nachher, als Nachricht kam, daß alle Republikaner an die Sieg hinaufgezogen seien, in seine ausgeplünderte Wohnung gebracht. Erst nach mehreren Wochen waren die Wunden seines Antlitzes und die Säbelstiche soweit wieder geheilt, daß er den Dienst seines Amtes zu verrichten und auszugehen vermochte. Doch ein Bruchschaden, den er durch den Fußtritt eines der Volksbeglucker erhalten hatte, blieb bis an sein Ende die Quelle vieler Leiden. Er starb am 2. September 1806, in einem Alter von 61 Jahren, nachdem er sein bedeutendes Vermögen milden Stiftungen in der Gemeinde zugewandt hatte.

Ehe aber der getreue Eck seinen Pfarrer in den Wald geholt hatte, als dessen Mißhandler gegen das Dorf hinabritten, trafen sie dort auf eine Schaar von etwa 30 Kameraden, die das Dorf bereits durchplündert hatten. Diese Raubgesellen vereinigten sich, in die Kirche einzudringen. Sie holten aus einem am Küsterhause liegenden Bauholzhaufen einen langen Eichenbalken und rannten mit demselben die Kirchthüre auf, hieben dann mit einer aufgefundenen Holzart die Gerkammerthüre in Stücke, verstümmelten die Bilder, beschmutzten den Altar auf die niedrigste Weise, und trugen die Kelche, die übrigen geweihten Gefäße, die Kirchenleinwand und Alles, was sie fortzutragen vermochten, auf ihre Pferde. Die Hostien verschütteten sie und schritten mit den Füßen darüber hinweg. Einer der Buben hatte den Einfall, mit einem Priestergewande bekleidet, den Uebrigen voranzureiten. Ein gewisser Menrath, der im Getreidefelde versteckt, den Aufzug sah, schlich, als die Kirchenräuber das Herzogsfeld herabritten, bis hinter

die Kirchhofmauer und schoß nach der Priesterlarve, traf aber das Pferd des Hintermannes in den Kopf, daß es sogleich todt dahin stürzte. Der Wundarzt Pichler, der über dem Herzogsfelde am Weiersberge in einem Graben versteckt lag, sah die Kirchenräuber den jenseits des Dhünbachs steil steigenden Trappenberg hinaufreiten und nahm das nämliche Ziel auf's Korn seiner vortrefflichen Tyroler Kugelbüchse. Bei der großen Entfernung aber senkte sich die Kugel und traf an den Hals des Pferdes, das, sich auf die Hinterfüße stellend, hintenüberschlug und rücklings den steilen Berg hinab rollte, so daß der Reiter im Priestergewande das Genick brach. Dies geschah im nämlichen Augenblicke, als der getreue Eck den Wundarzt zu dem verwundeten Pfarrer berief, woher Eck noch ein Zeuge war des ferntreffenden Schusses.

Zur nämlichen Zeit verübten zwei Reittjäger an einer Frau, die aus der Frühmesse nach ihrer oberhalb Altenberg liegenden Wohnung gehen wollte, eine Gewaltthat, die auf grausame Weise gerächt wurde. Die mißhandelte Frau klagt ihrem Gatten P. Passrath und dessen Bruder, die mit geladenen Doppelflinten zu ihrem Schutze entgegen gekommen waren, daß der eine Reiter ihr mit Silber beschlagenes Gebetbuch und den Trauring, der andere aber ihr Brusttuch geraubt und hübischen Muthwillen verübt habe. Bald hatten die Rächer jene Kannibalen im Waldwege bei Erberich ereilt. Der eine erhielt sogleich eine Kugel durch die Brust; dem andern, welcher das Brusttuch gleichsam als Opferzeichen der Rache zur Schau trug, wurde das Pferd getödtet. Ehe er aufzustehen vermochte, hatten ihn die aus dem Dickicht hervorspringenden Männer gepackt und entwaffnet. Die vorgehaltenen Flinten zwangen den eben noch übermüthigen Buben zu Allem, was die rachedürstenden Brüder heischten. Er mußte niederknien, die Hände falten und die Mündung der Flinte küssen. Nie hat man Jemanden jämmerlicher um sein Leben flehen gehört. Aber die Erinnerung an die Schandthaten der unlieben Gäste ersticte alles Mitleiden. Hatten die Volksbeglucker doch sogar wehrlose Weiber und Kinder ermordet, und jüngst noch eine Verwandte der beiden Rächer, eine Bäuerin zu Bistershausen, die sich den Händen jener Buben entriß und fliehen wollte, erschossen, und an der Leiche noch schändlichen Muthwillen verübt.

Während dies in Unterodenthal vorging und zum Schutze des Klosters Altenberg bewaffnete Bauern die Höhen besetzten, blieb auch jenseits des Dhünbachs nicht manches Gehöfte von Plünderung verschont. Drei Brüder: Heinrich, Peter und Anton Häuser, Ackerleute auf der Ortschaft Dhünn, alle drei kräftige, junge Männer, waren nach Bechem zur Kirche gegangen. Weil sie aber Pfarrer und Gemeinde geflüchtet fanden, kehrten sie auf ihren Weiler zurück. Schon von fern hörten sie den Jammer

ihrer Nachbarn und Angehörigen, denn 15 Grenadiere waren in die Wohnungen eingedrungen, hatten die durch Mißhandlungen vertriebenen Männer ihrer silbernen Schuhschnallen und Taschenuhren beraubt, und die jammernden Weiber auf gewohnte Weise überfallen. Doch die drei rüstigen Burschen bewaffneten sich mit dort zu Brennholz aufgeschichteten Birkenstämmen, griffen die Volksbeglucker, die ihre Flinten in einem Vorhause niedergelegt hatten, herzlich an, und schlugen sie nicht nur Alle nieder, sondern warfen dieselben auch zur Abwechslung in den Mistpfuhl des Hofes und trieben sie vor sich her, dem Thale zu. Die erbeuteten 15 Flinten vertheilten die Sieger unter ihre Nachbarn. Es waren dies die nämlichen Brüder, die späterhin mit ihrem Vetter Engelbert Hoffstadt an der Kirche zu Gärten 50 Franzosen in die Flucht schlugen. Es war damals ländliche Sitte, daß an gewissen Tagen die Kirchgänger ihren Frauen mit Anisbranntwein in der Schenke aufwarteten, welches jetzt fast verschollene Volksfest unter dem Namen „Aufleiten“ bekannt war. Etwa 50 oder mehr Franzosen, die in Gärten einquartiert lagen, hatten eine solche Gelegenheit zu abscheulichem Unfuge benutzt, hatten die Männer aus dem Hause vertrieben und sich den Weibern beigelegt, welche vergeblich um Hülfe schriegen gegen die Abscheulichen. Die vier genannten Burschen aber hatten, der eine ein Brecheisen, der andere ein Schürrohr, die beiden übrigen aber jeder einen derben Holzbrand am Heerdfeuer des Nachbarhauses angezündet und fuhren, wie jener rächende Kriegengel, mit sprühenden Flammenschwertern über die Fremdlinge her. Da setz' es Schläge, daß die Funken stoben, und manches Brandmal sich zur Wunde des Schlages gesellte. Die Franzosen nahmen die Flucht und wurden sengend verfolgt, bis ihr Befehlshaber, der im Pfarrhause lag, die schmachliche Niederlage gewahrend, mit der Doppelflinte des Pastors dem Siegeslaufe ein Ziel setzte. Die vier Burschen wurden von den wieder ermutigten Flüchtlingen ergriffen, entwaffnet und nach Lindlar gebracht, wo der Stab des Regiments unter Richepanse lag, der noch am nämlichen Abende das Urtheil sprach, daß die vier in Waffen ergriffenen Bauern zur Abschreckung von solchen Widersetzlichkeiten andern Tages erschossen werden sollten. Doch die Gärtenner Ehemänner blieben der Ketter ihrer Frauen eingedenk. Sie eilten mit vollen Händen nach Lindlar und wagten ein gut Stück Geld zur Erlösung der Armsünder. Mit Gelde vermochte man damals Alles. Es ging noch über die Republik. Das zeigte sich auch in der Stadt Elberfeld, wo die auf der Haspeler Brücke stehende Schildwache vom Corps des Ney einen hinüberfahrenden Fuhrmann muthwillig erschossen hatte. Dies veranlaßte einen Aufruhr. Die Bleicher und Handwerker, alle Nachbarn liefen zusammen, schlugen den Wachtposten halbtodt und

ersäuften ihn dann vollständig in der Wupper. Da tobten auch die Befehlshaber und sprachen davon, diese Meuterei, wie sie es nannten, zu rächen auf ganz barbarische Art und Weise. Als aber die Kaufleute etliche Goldstücke klimpern ließen, da fragte keiner mehr nach dem umgebrachten Republikaner. Kein Hahn krächte darnach und es wuchs dichtes Gras über die ganze Begebenheit.

Ein Schloffer aus Oberodenthal, Jakob Feinhals mit Namen, der aus dem Kloster Altenberg gesendet, früh Morgens von Mülheim nach Hause gehen wollte, und zu Dünwald die Frühmesse besucht hatte, wurde von einem republikanischen Reitzjäger eingeholt, der ihm aufgab, den Weg nach Altenberg zu zeigen, wovon er gehört hatte, daß dies ein sehr reiches Kloster sei. Dort wollte er früh Morgens, ehe andere Kameraden dort hin gelangten, die beste Beute bei den furchtsamen Mönchen vorweg nehmen. So ließ er sich aus bei dem gezwungenen Wegweiser, und dem kam's gerade zurecht, da er den nämlichen Weg machen mußte. Schon zu Dsenau, an den ersten Häusern des Odenthals, wo noch jüngst der harmlose Ackerer Heinrich Geuß während der Scheunenarbeit von einem Volksbeglucker mit dem Pistol erschossen worden war, vermochte der Reitzjäger, der eine große dreifarbigte Kokarde auf seinem Hute hatte, das Diebesgelüst nicht länger zu zügeln. Er gab dem Boten sein Pferd zu halten und ging in die verlassenen Häuser, um dort nach nützlichen und angenehmen Gegenständen zu suchen.

Während aber der Reiter drinnen Hausfuchung hielt, kam ein Grenadier draußen zu dem Boten, hielt ihm mit der einen Hand eine republikanisirte Fleischgabel unter das Kinn und mit der andern eine Pistole auf die Brust, Geld heischend. Der arme Schlucker kehrte vor den Augen des Wälschen sämmtliche Taschen um, aber dieser hielt unter Flüchen die Fleischgabel immer höher, so daß Feinhals in dieser peinlichen Stellung auf die Fußspitzen zu stehen kam, bis der Reiter mit einer Zinnschüssel und einer alten Wanduhr aus dem Hause hervortrat und ein paar Worte mit dem Füzler wechselte, worauf dieser dem Boten mit einem Schlage ins Gesicht Aße sagte.

Der Schlag war so gewaltig nicht, aber der Stein der Pistole hatte in die Wange geschnitten, und dennoch besaß der Infanterist die Unverschämtheit, den blutenden Mann nach der Wohnung reicher Leute zu fragen. Dieser, dem die Schmach des Schlages mehr als der Schmerz zu nahe ging, wies den ungestüm Fragenden nach Strauweiler, wo es Flinten und dergleichen gab, und wo ein einzelner Räuber seines Wissens immer gut aufgehoben war. Weil der Reiter noch mehrere Hausfuchungen vornahm, so hatte der Füzler bald einigen Vorsprung gewonnen; doch bemerkte der Bote, als er zu Farzenich mit

Wanduhr und Zinnschüssel ankam, daß jenem das Thor zu Strauweiler geöffnet wurde. Ein paar Augenblicke darauf fiel dort ein Schuß. Da hörte die Wunde des Geschlagenen zu schmerzen auf, denn er wußte nun, daß er dem kraushaarigen Schelmen den Weg in die Löwenhöhle gezeigt hatte. Auch die Ahnung des Boten, daß er seinen Gewaltherrn nicht bis in's Kloster begleiten werde, bestätigte sich schon im Eingange des Waldes bei Mainrath. Ein Schuß aus dem Dickicht machte den Sattel leer, und der befreite Wegweiser lief jenseits des Dhünbachs den Waldweg nach Altenberg, wo unterdessen ein lebhaftes Schießen begonnen hatte.

Auf der die Klosterpforte beherrschenden Höhe hatte sich eine Schaar bewaffnete Landleute gelagert, und diese hatten den Kellner der Abtei, Couioni, wissen lassen, daß sie das Gotteshaus gegen jeden Raubangriff vertheidigen würden. Der Pater Kellner hatte den Landleuten aber aufgegeben, nicht eher zu schießen, bis er einen Wink dazu geben werde. Da kam eine kleine Abtheilung französischer Husaren mit einem höhern Offiziere von Vermelskirchen das Eischenthal herabgeritten. Der Kellner ließ die Pforte öffnen, empfing die Angekommenen freundlich, bewirthete sie, und fand in dem Befehlshaber einen anständigen Mann, der nichts weniger als Plünderung beabsichtigte. In gegenseitiger Zufriedenheit stiegen die Husaren zu Pferde und wollten das Thal hinabreiten. Jedoch kaum waren die Vordersten auf die Dhünbrücke gekommen, als die Landleute auch ohne den Wink des Kellners zu schießen begannen. Weil die hintersten Reiter aber noch im Thore waren, so sprengten die andern hinter die Mauern zurück. Nur ein Wachtmeister und das Pferd eines Husaren wurden von den Schüssen getödtet, den andern bloß hier und dort die Kleider etwas von Kugeln zerrissen. Dem Kellner gelang es bald, dem Schießen Einhalt zu thun, und die Reiter nahmen die Entschuldigungen über den Unfall anscheinend gläubig entgegen. Der Befehlshaber aber ließ sich für das getödtete Pferd 36 Carolin vom Kloster zahlen; für den Wachtmeister wollt er aber nichts haben, indem er sagte, daß dieser ein Saufnickel und keinen Heller werth gewesen wäre. So kam dieser Morgenbesuch dem Kloster theuer genug zu stehen, was wohlfeiler abgemacht worden wäre, wenn der Pater Kellner dem Schießen seinen Lauf gelassen hätte. Doch dann wäre die Laufbahn eines der gefeiertsten Helden des neufränkischen Kaiserreichs vorzeitig geschlossen gewesen, denn der Befehlshaber war kein anderer als Ney, der an jenem Morgen von Vermelskirchen geritten kam, und am folgenden Tage die Reserve-Reiterei von Deuz gegen die Sieg führte.

Kaum aber waren die Reiter fürder unangefochten weggeritten, als die bewaffneten Landleute neue Arbeit erhielten. Etwa

20 Chasseurs ritten heran und verlangten Einlaß. Der Kellner unterhandelte durch das Thorgitter mit ihnen, daß er zwei von ihnen einlassen wolle, die übrigen aber sollten zurückbleiben. Ein Pistolenschuß war die Antwort, und dieser weckte das Gewehrfeuer vom Berge her aus dem dichten Gebüsch, das vor Flintenblitzen zu brennen schien. Da hatten die Reiter keine Zeit zum längern Nachfragen und jagten das Thal herab, einige stürzten sogleich, andere unter Wegs noch von den Pferden. Die aber nicht fielen, sahen sich auch nicht einmal um. So kracht es ringsum im Odenthal, das damals noch aller Heerwege entbehrte und deshalb bloß von vereinzelt Raubhorden besucht wurde.

Die oben erzählten Thatsachen sind nur beispielsweise erzählt, um eine Andeutung davon zu geben, wie es überhaupt zugegangen. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, die Kriegsvorfälle auch nur des einen 29. Juni aus der einzelnen Gemeinde erschöpfend zu erzählen. Und wie im Odenthal, so ging es in allen Gemeinden, die von Wald und Gebirgen durchschnitten den Landleuten die Vertheidigung ihres Heerdes möglich machten. Doch die Rache der Franzosen hierfür war furchtbar. Die Ortschaft an der Dünen bei Osenau in Odenthal wurde gänzlich niedergebrannt, und an verschiedenen Stellen einzelne Häuser und Scheunen angezündet. Auf einem kleinen Weiler in Unterodenthal sind an jenem 29. Juni 3 Mädchen unter 15 Jahren zu Tode mißhandelt worden. Nach einem Berichte des Wundarztes Theodor Pichler vom 1. October 1796 waren in der Gemeinde Odenthal bis dahin 16 Kinder an den Folgen viehischer Entwürdigung durch die Volksbeglucker gestorben. Nach einem späteren Berichte dieses Wundarztes an das Oberamt zu Bensberg vom 9. November 1798 belief sich die Zahl dieserartigen Opfer bloß in der Gemeinde Odenthal auf 47. An andern Orten erging es nicht besser, und dies war eine Hauptursache der Wuth des Landvolks gegen die Fremdlinge, dies die Ursache des Flüchtens der Weiber und Kinder über die Landesgränze und in den Wald. Selbst Knaben wurden auf die entsetzlichste Weise mißhandelt und dann erschlagen, oder sie starben an den Folgen der entwürdigenden Mißhandlung.

Bei Burgwinkel in Odenthal ergriffen zwei Brüder aus Blecher einen Infanteristen, banden ihm Hände und Füße und begruben ihn lebendig. Auch an der Scheiderhöhe, wie an andern Orten, kam solche Rache vor, und dies ist der deutlichste Beweis, wie dem sonst so gutmüthigen Volke mitgespielt worden.

Vom Morgen des 29. Juni an blieben die Einwohner von Odenthal und der Umgegend bis an die Agger hinauf wieder mehrere Tage in ihren Waldverstecken, bis die Nachzügler des Heeres vorüber waren. In Schlebusch und Dünwald erging's fast noch schlimmer. Die Leute lebten in den Gebirgsschluchten

damals von Waldbeeren und Kräutern. Nur des Nachts wagten sie sich in die Wohnungen, wo sie noch etwa ein von der Plünderung erübrigtes Brod fanden. Viele sahen dann aber auch ihre Wohnhäuser in Asche liegen. Im Odenthal brannten an jenem Tage 5 Wohnhäuser und 7 Scheunen nieder. Die Nacht auf den 30. Juni war ringsher vom Brande erhellet. Die Leichen der Gestorbenen wurden Mitternachts ohne Sang und Priestersegen auf die Kirchhöfe getragen, oder im Walde verscharrt. Besonders verfolgten die Republikaner die Ausübung religiöser Gebräuche und grade das, was den Leuten am heiligsten und tröstlichsten war. Fast alle Kirchen wurden erbrochen und beraubt, was besonders darum reiche Beute brachte, weil an dem Hauptfeiertage der Katholiken die besten Gefäße und gottesdienstlichen Geräthe in den Kirchen waren und der Ueberfall so plötzlich kam, daß nicht überall geflüchtet werden konnte. So ergings unter Andern auch in der Kirche zu Herkenrath, wo die Spuren der Verstümmelung noch bis heute sichtbar blieben.

Der Schaden der Landleute in ihren Wohnungen und an den Feldfrüchten war unermeslich. Der Marschcommissar Kühlwetter, welcher seines Amtes wegen die Züge bis über die Sieg begleiten mußte und ein Augenzeuge des Jammers war, schrieb von Müllheim aus unterm 3. Juli 1796 an den Oberschultheiß Daniels zu Bensberg:

„Unsere Aussichten in die Zukunft sind fürchterlich. Es ist diesmal allgemein so gehaust worden, daß es Schauder erregt, und wenn noch eine Retirade der Franzosen erfolgen sollte, so ist die hiesige ganze Gegend für immer zu Grunde gerichtet. Noch dauert, trotz allen Widerstandes, das Plündern der einzelnen Trupps fort. Viele Plünderer, wie ich höre, heißen dafür auch ins Gras. Gott gebe uns baldigen Frieden, denn sonst ist Alles verloren! Der große Artillerie-Parc ist hier schon angelangt, welcher über 600 Pferde bei sich hat. Denken Sie sich jetzt selbst, woher dafür Fourage nehmen, da alle Scheunen und Heuställe, alle Speicher und Schober ausgeleert sind. Die Pferde werden in die Getreidefelder getrieben und mit Muthwillen wird dort mehr zerstampft und verdorben, als verbraucht. Ich bitte Euer Hochedelgeboren recht sehr, mir doch den Rückstand sobald als möglich hierher zu besorgen, ich werde die Execution gegen die Ihnen untergebenen Botämter so lange wie möglich zurückhalten.“ u. s. w.

Es gelang dies dem braven Beamten in vielen Fällen, wie vorliegende Briefe verschiedener Amtsverwalter bezeugen und auch viele Gutsbesitzer, unter andern die Brüder Rolshoven zu Schönrath und Landwehr zu Willeforst bezeugten, für die er sich mit Erfolge bei den französischen Generalen verwandte. Der unermüdlche Mann verdient den Namen eines getreuen Eckhart des bergischen Landes.

Auch das Oberbergische, das Siegerland und das ganze Gebirge bis zur Lahn hinaus litt diesmal unter der Plünderung. Am 30. Juni brachen die Divisionen Grenier, Bonnard, Bonneau und Collaud unter Klebers Oberbefehl aus ihrem Lager bei

Mülheim gegen die Sieg auf, während General Lesèbvre wie erwähnt mit seiner Division in einer Stärke von 18,000 Mann über die Zeitstraße durchs Oberbergische auf Siegen rückte. An der Sieg waren die wenigen kaiserlichen Compagnieen bald zurückgedrängt. General-Adjutant Ney setzte mit 400 Reitern durch den Fluß und beschäftigte die Schwarzenberger Ulanen und Bartohusaren, bis mehrere Regimenter Fußvolf und Keiterei den Uebergang bewerkstelligt hatten. Die wenigen Kaiserlichen hatten aber nicht die Zahl der Feinde, sondern nur den Befehl, sie aufzuhalten, vor Augen. Sie kämpften heldenmüthig, aber bei der ungeheuren Uebermacht zwecklos. Die Franzosen lagerten dann in der schönen Ebene zwischen Busdorf und Niederpleiß, wo sie auch am 1. Juli Kashtag hielten, um dem General Lesèbvre Zeit zu lassen, durch's Amt Windeck hinauf nach Siegen zu gelangen.

Am 2. Juli erhielten die kaiserlichen Vorwachen Verstärkung an Keiterei. Statt aber die Gebirgseingänge zu besetzen, hielten sie sich in die Ebene von Hennef, was ihren Führern wenig Ehre macht, damals aber als schöne Verrätherei ausgelegt wurde. Die Franzosen sandten eine Streitmacht die Schlucht des Pleißbachs hinauf durchs Gebirge über Geistingen in die linke Flanke der Kaiserlichen, so daß diese Gefahr liefen, umzingelt zu werden. Als die Kaiserlichen im Zurückweichen bis zur Brücke von Hennef gelangt waren, sahen sie sich abgeschnitten und schon von feindlichen Geschützen umstellt. Dies Alles augenscheinlich nicht ohne Verrath. Doch sie schlugen sich heldenmüthig durch, von den Franzosen bis Neckerath verfolgt, wo diese lagerten. Lesèbvre's Zug über Siegen und das Anrücken der Divisionen Boncet, Bernadotte und Championnet über Neuwied zwang die Oesterreicher über die Lahn zurück zu gehen. Am 9. Juli wurden die Kaiserlichen unter Kray und Wartensleben von der gesammten französischen Macht bei Friedberg angegriffen und zurückgedrängt. Zwei Tage darauf wichen sie auch über den Main und besetzten zur Deckung des weiteren Rückzuges die Stadt Frankfurt. Schon am 12. Juli lagerten die Franzosen vor dieser Stadt und begannen dieselbe zu beschießen, so daß am 13. bloß in der Judengasse 142 Häuser niederbrannten und viele Waarenlager untergingen, so wie viele Bürger ihr Leben verloren. Um die Stadt vor gänzlicher Einäscherung zu retten, räumten die Kaiserlichen dieselbe am 15. Juli. Die Franzosen zogen mit großem Siegesgepränge ein und ließen den Bürgern das verheißene Glück der Freiheit kosten. Der Stadt wurde zum ersten Willkommen eine Kriegssteuer auferlegt von sechs Millionen Livres in baarem Gelde und vier Millionen an Kleidungsstücken; Verpflegungsgegenstände noch extra. Ueberhaupt wurde diese Stadt sowie die ganze Gegend, welche die Vorkämpfer der Freiheit durchzogen,

auf's sorgfältigste ausgebeutet. Gemäß einer vom Präsidenten Carnot unterzeichneten Weisung der französischen Nationalversammlung vom 20. Juli 1796 war es dem Obergeneral Jourdan aufgegeben, die Stadt Frankfurt mit einer Brandschatzung von 10 Millionen Livres heimzusuchen und sich auf Kosten der Bürgerschaft mit Leder, Tuch, Lebensmitteln zc. auf möglichst lange Zeit zu versehen, das baare Geld aber und Alles, was das Heer nicht selbst hochnöthig bedurfte, sofort ins Innere von Frankreich bringen zu lassen. Ueberdies erhielt Jourdan den Spitzbubenauftrag: die Gemäldesammlungen, Naturalienkabinette, die Reichsleinodien, welche in Frankfurt aufbewahrt wurden, sowie auch die Urschrift der goldenen Bulle, überhaupt alle dortigen Gegenstände, welche durch innern Werth oder geschichtliche Bedeutung Aufmerksamkeit verdienten, sofort für Eigenthum der Republik zu erklären und nach Paris bringen zu lassen. Dies sollte sowohl in Frankfurt wie in allen andern Orten geschehen, die das Heer durchziehe. Vor Allem gab die Nationalversammlung dem Heerführer auf, in allen Ländern, die er durchziehen würde, so viele Kriegssteuern auszuschreiben, als nur immer möglich, und Geld und Pferde und andere angenehme und nützliche Gegenstände nach Frankreich zu senden. Den Herren von Frankfurt, die sich 1866 so sehr beklagten, thät es wohl, sich ihrer republikanischen Freunde von 1796 zu erinnern, denen sie Nichts zu Leide gethan hatten.

Da die Nationalversammlung selbst solche Plünderungen und Schlechtigkeiten gebot, schlägt die Ausschweifung des rohen Haufen auf sie zurück. Ihre Räuberei wurde pünktlich ausgeführt, aber wie die scheußlichen Erpressungen den Namen der Republik in den ausgefogenen Ländern in Verruf brachten, so erweckte die Art der Verwendung des Raubes den Unwillen der französischen Soldaten. Denn diese erhielten von den baar erhobenen Kriegssteuern nichts, und empfangen ihren Sold in werthlosen Assignaten. Sie sahen ihre Befehlshaber und Verpflegungsbeamten durch Brandschatzung bereichert, wo sie durch Plünderung auch etwas zu erwerben gehofft hatten. Schon in Frankfurt wurde das Murren der französischen Truppen laut, und es machte den Feldherren große Mühe, die Unzufriedenen zu beschwichtigen. Diese hatten neben den Sendungen für die Kriegskasse nach Paris auch ihre Privatkisten in die Gewölbe der Banquiers tragen lassen. Tagelang wurde dort das den Bürgern und Bauern für Tafelgelber und Sauegarden abgepreßte Gold und Silber gezählt und in Sicherheit gebracht. Dies geschah so offenbar, daß es die Soldaten gewahrten und öffentlich über Schurkerei schriean. Der spätere Rentmeister Hein zu Strauweiler, der damals als Fourier im Regimente Esterhazy in Bürgerkleidung einen Auftrag des kaiserl. Generals v. Wylus bei einem Frank-

furter Bankhause auszurichten hatte, war Augenzeuge und erzählte oft, wie die Geldkisten des Generals Lesévre dort eingezahlt worden. Da lagen Dukaten und Kronenthaler, Silber und Gold in den Kisten durcheinander, wie das Geld für Schutzwachen, Zwangdouceurs und Gott weiß wie eingenommen war, und es gab eine lange lange Zählerei.

Unterdessen war General Moreau mit dem Rhein- und Moselheere in Schwaben vorgeedrungen. Der Erzherzog Karl stellte sich ihm entgegen; doch mußte er am 9. Juli bei Rastatt und am 21. Juli bei Eßlingen mit großem Verluste der Uebermacht weichen. Moreau drang gegen Baiern vor. Dorthin rückte auch Jourdan und kam am 25. Juli schon bei Würzburg an. Die beiden Hauptheere der Republik näherten sich einander und schon schien ihre beabsichtigte Vereinigung nahe und unaufhaltbar zu sein. Jourdan drängte den General Wartensleben zu Anfang August bis Bamberg zurück, und die Franzosen drangen bis zur Raab vor. Zwar schlug Erzherzog Karl den General Moreau am 11. August bei Nördlingen; doch seine schwachen Streitkräfte gestatteten nicht, diesen Sieg zu verfolgen, und er ging wieder bis über die Donau zurück. Die Republikaner folgten ihm auf das linke Ufer. Ganz Frankreich klang voll Siegesgeschrei. Die von den Volksbeglückern unterjochten Länder aber seufzten unter schwerer Heimsuchung. Die Generale der Republik schrieben Brandschatzungen aus, die geringeren Officiere machten es ihnen nach, die Gemeinen plünderten, raubten und mißhandelten, wo sich nur Gelegenheit fand. Nie und nirgend haben Despoten mit größerer Willkür geschaltet, als diese Helden der Freiheit. So geschah es in Franken, so in Schwaben. Der Herzog von Württemberg mußte sogleich 4 Millionen Livres, 4000 Pferde, 100,000 Centner Weizen, 50,000 Centner Hafer, 50,000 Paar Schuhe u. s. w. liefern; der Markgraf von Baden 2 Millionen Livres, 1000 Pferde, 2500 Ochsen, dann Getreide, Heu u. s. w.; die Stände des schwäbischen Kreises 8 Millionen baares Geld, der fränkische Kreis ebensoviel und beide noch für viele Millionen Lebensmittel, Zug- und Schlachtvieh und andern Heeresbedarf. In Nürnberg, Bamberg und andern Städten und sogar auf den Dörfern wurden die Schuster und Schneider zusammengetrieben und mit Bekleidung der Soldaten beschäftigt, wozu die Bürgerschaft die Stoffe liefern mußte. Ueberdies wurden die Gemäldeksammlungen weggenommen und alle Gegenstände der Kunst aus Rathhäusern, Kirchen und Klöstern und aus den Wohnungen der Bürger eingepackt und nach Paris in die große Räuberhöhle geschickt. Das Schlimmste aber blieb die Mißhandlung des Volkes durch die übermüthigen gottlosen Kriegsknechte, die es überall machten, wie sie am Niederrheine gethan hatten.

Nachdem aber Jourdans Heer gleich einem verderbenden Heuschreckenschwarme über die Donauländer verbreitet war, blieb auch der Niederrhein von Kriegslasten nicht verschont. Die Lieferungen von Geld und Lebensmitteln, von Leder, Tuch, Holz Eisen u. s. w. währten fort. In jedem Amtsorte, in jeder Stadt und jedem Dorfe lagen kleine Abtheilungen aus der eingerückten Nordarmee, um, wie es hieß, die Gemeinden vor Räubern zu sichern und die Expressungen des abgezogenen Heeres fortzusetzen. Schon am 30. Juni wurde eine neue Brandschatzung ausgeschrieben zur Verpflegung der Schaaren aus der Nordarmee, welche in das vom Jourdan'schen Heere verlassene Lager einrückten. Die Brigade des Generals Daendels, aus Holländern bestehend, rückte in Düsseldorf ein, und sandte Abtheilungen durchs ganze Bergische. Diese niederländischen Truppen waren viel menschlicher und genügsamer, als die Stockfranzosen. Sie verkehrten mit den Einwohnern als Freunde. Sie hatten Mitleiden mit dem ausgezogenen Lande, halfen den armen Leuten, wo sie nur konnten, und betrugten sich bei den ihnen aufgetragenen Executionen menschlich. Nur die aus Stockfranzosen bestehende Abtheilung eines Artillerie-Parks, der zu Mülheim a. Rh. lagerte, und die schwarze Legion Morney, die aus der Vendee ins Bergische zog, erneuerten die unerträglichen Quälereien, bis diese unlieben Gäste zu Ende Juli abzogen. Da athmeten die Einwohner wieder frei auf, und sie freuten sich, die republikanischen Heere so weit an Neckar und Donau zu wissen. Doch da, zu Mitte des Monats September, schreckte die Nachricht von einem neuen Rückzuge der Sambre- und Maas-Armee. Sie schien nur darum so weit hinaufgezogen zu sein, um desto weiter zurücklaufen zu können, und schien nur deshalb so übermüthig im Siegesrausche geprunkt zu haben, um desto schmähhchere Niederlagen zu erleiden.

Vierzehnter Abschnitt.

Wie Prinz Karl die Franzosen schlug, die Bauern dahinter kamen und zu Freudenberg die Kriegskasse eroberten. Beurnonville und das Lager bei Mülheim.

Jourdan, Moreau und Bonaparte, die drei republikanischen Oberfeldherren, sandten einander Glückwunschsreiben über ihre Siege zu, schon bestimmten die Herrgötter des französischen Volkes, die Nationalversammlung, nicht bloß Art und Weise, sondern auch Ort und Tag und Stunde, wo und wann die drei ungeheuren Heere, die Deutschland und Italien überschwemmt hatten, sich vereinigen sollten. Die österreichischen Erbstaaten waren von unbezwingbar scheinendem Feinde bedroht, Deutschland den unerbittlichen Siegern preisgegeben. Die süddeutschen Fürsten naheten den fremden Gewalthabern mit schmachvoller Unterwerfung und erkauften Thron und Ruhe durch Aufopferung des Eigenthums ihrer seufzenden Unterthanen. Das ganze deutsche Vaterland schien verloren. Verrath und ungeheure Heeresmacht der Feinde drängten alle Erlösungs-Hoffnungen darnieder. Doch Gott verläßt die Deutschen nicht. Er sandte, als die Noth am größten war, den jugendlichen Retter.

Erzherzog Karl schlug am 21. August den General Moreau bei Nördlingen und wich dann, um seinen kühnen Rettungsplan zu verbergen, wieder über die Donau zurück. Moreau folgte ihm. Doch während Karl den General Latour diesem Feinde gegenüberließ und Moreau fortwährend mit Karlen zu kämpfen wähnte, wandte sich dieser mit 20,000 Mann erlesenen deutschen Kriegern gegen die rechte Flanke des in lauter Siegesjubil be rauschten Jourdan'schen Heeres. Er ging bei Ingolstadt über die Donau, dann in Gilmärschen die Altmühl hinauf und stieß am 22. Juni bei Teining auf den von Bernadotte befehligten rechten Flügel des Franzosenheeres. Das traf wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Das geschlagene Heer Bernadottes gerieth über der Flucht in solche Unordnung, daß es sich größtentheils auf-

lösete und nur wenige Bataillone geschlossen beim Hauptheere ankamen, das unter Jourdan bei Amberg stand.

Karl mit Wartensleben vereinigt, schlug am 24. August auch dies Hauptheer bei Amberg. Die deutsche Reiterei hieb viele Tausende der Fliehenden nieder und erbeutete 31 Kanonen. Da aber erhob sich ein Feind der Republikaner, der diesen verderblicher wurde, als selbst die siegreichen kaiserlichen Waffen. Das Landvolf, durch die wältschen Erpressungen und Mißhandlungen auf's Aeußerste erbittert, erhob sich wie Ein Mann gegen die Flüchtlinge. Der ganze fränkische Kreis war im Aufstande. Wie sie auch am Niederrheine gethan, fingen die Franzosen, da sie Klöße gekriegt hatten, erst recht wild zu werden an und wollten durch Plünderung wehrloser Dörfer die Schmach ihrer Niederlage rächen. „Wältsch Blut, keinem Deutschen gut.“ Die Gemeinden aber bewaffneten sich mit Sensen, Beilen und anderem Schneidgeräthe; aber auch mit Flinten, welche die in eiliger Flucht zerstreuten schnellfüßigen Feinde fortgeworfen hatten. Da beförderten die Bauern das Fortkommen der Fremdlinge. Sie nahmen ganze Frachten von Kriegsbedarf weg, schlugen viele zerstreute Feinde nieder und beschirmtten ihr Eigenthum vor gewohnter Plünderungssucht. Besonders die Divisionen des Kleber, des Collaud und Lesèbvre versuchten auf ihrem Rückzuge durchs Bambergische in einzelnen Schaaren die Dörfer zu durchmausen. Doch die Bauern zogen die Brandglocken, vertrieben die Räuber und erbeuteten Waffen und Gepäck. Viel des ihnen Abgezwaekten gewannen sie wieder. Der Aufstand folgte der Flucht gegen Fulda hinaus.

Die große Nation führte ein großartiges Lauffpiel auf. Jourdan setzte sich zwar mehrmals in die Nähe, aber immer gab's Risse. Alle kleinen Treffen schlugen zum Vortheil der Deutschen aus. Da zog Jourdan seine ganze Macht bei Würzburg zusammen. Er leistete einen zweitägigen verzweifelten Widerstand gegen die Verfolger. Doch als der Erzherzog Karl mit seinen Kerntruppen ihn erreicht hatte, da stoben die Franzosen auf's neu auseinander und es war forthin kein Halten mehr an ihnen. Hinab ging's über Frankfurt und Wezlar, immerfort begleitet vom Aufstande der Bauern. Besonders im Speffart rächten die Gebirgsbewohner jüngst erlittene Unbilde. Was nicht in geschlossenen Reihen einherzog, wurde erschlagen, Kriegsbeamte und Couriere getödtet, Gepäcke und Geldwagen erbeutet. Was die Franzosen in Oberfranken geraubt hatten, wurde ihnen auf dem Speffart abgenommen. An mehreren Orten fanden die Landleute sich zu Tausenden zusammen und hatten Anführer und geordnete Kriegspläne, so daß es sich bekundete, daß der Aufstand früher schon vorbereitet gewesen war. Die Republikaner verloren durch diesen Bauernaufstand mehr als in den Schlachten und

Treffen. Ohne Raft, ohne Lebensmittel wurden sie hinweggetrieben und also für ihren unsinnigen Uebermuth gestraft. Schon am 8. September verließen sie Frankfurt, wo sie bereits 18 Millionen durch Brandschatzung erpreßt hatten. Hinab ging's von dort über die Lahn, von der kaiserlichen Vorhut unter Etsnik und Riechtenstein verfolgt und vom Bauernaufstande bis ins Bergische hinab empfangen und begleitet.

Schon am nämlichen Tage, als die letzten Franzosen Frankfurt verließen, am 8. September 1796, näherten sich schnellfüßige Republikaner sowie auch verschiedene Frachten dem Oberbergischen. Ein von Dillenburg versprengter Geldtransport, der die aus Oberfranken zusammengebrachten Brandschatzgelber gen Düsseldorf in Sicherheit bringen sollte, aus zweien Wagen und acht Karren bestehend, und von einer schwachen Bedeckung gefolgt, wurde jenseits Siegen, unweit der Gränze des Herzogthums Berg, in dem Städtchen Freudenberg, von den aus dem Bergischen und dem Siegen'schen zusammengeströmten bewaffneten Landleuten überfallen. Die Bauern wußten nicht, welche werthvolle Fracht die Fuhrwerke belastete; und nachdem sie die Schädel der Franzosen und die Böden einiger Fässer eingeschlagen hatten, waren sie nicht wenig überrascht, einen Reichthum von mehr als zwei Millionen Franken auf einmal erbeutet zu haben. Mancher arme Schlucker wurde davon mit einem Male zum steinreichen Manne. Wer da aufpaßte und bei der Hand war, der konnte sich für all' sein Leben von Nahrungsorgen los und ledig machen, denn zwei Millionen ist erschrecklich viel Geld, und in Silber macht es schon manches Unterkraß voll. Es war in dem Städtlein Freudenberg an einem Hügel, wo der Ueberfall geschah. Als dort die Bauern ein schweres Faß nach dem andern von den Wagen warfen, da rollt eine Viertel-Dhm-Tonne den Berg hinab auf ein unten stehendes Häuschen eines armen Tagelöhners, schlägt die Hausthüre ein, rollte wider die Kellertüre, durchbricht vermöge seiner Schwere auch diese, und poltert die Kellertreppe hinab. Der Hauseigenthümer, ein alter Mann, der sein Haus sorgfältig verschlossen hatte, wurde gar zornig über diese Störung und trat in die zerschlagene Thür und schimpfwortete den Berg hinan. Als er aber hernach in den Keller kam und das Faß einschlug und den Schatz an Gold und Silber erblickte, da macht' er ein anderes Gesicht, und wußte sich vor Freuden nicht zu lassen. Wohl war Freude damals in Freudenberg und in der ganzen Umgegend. Die faulsten Bärenhäuter waren da fleißig im Wegtragen und beschwerten sich nicht über die größere Last. Aber nur wenige arme Leute, die so plötzlich reich geworden waren, wußten das Geld zu verwahren. Die meisten trugen es ins Wirthshaus und sofften sich zu todt; sonst sittliche Leute geriethen in Lüderlichkeit und vergingen wie Schaum. Die Wirth

und Krämer aber schafften kostbare Sachen, Flitterfram und Schnurrpfeifereien an, bauten Regalbahnen, richteten allerlei Spielwerk ein mit Karten, Würfel und Lotto, und zogen auf diese Weise das Geld allesammt an sich. In kurzer Zeit war der ganze Reichthum in andern Händen, und gerade die Leute, welche das Meiste errastt hatten, waren hernach die Aermsten. Dies gab im Kleinen ein Bild davon, was es fruchten würde, wenn man Hab' und Gut des Landes, wie den Communisten bedünkt, gleichtheilen wollte. Solche Gleichheit in Hab' und Gut würde wohl währen von der Vesper bis zur Abendzeit.

Der Gelbraub wurde aber alsbald kund uuter den fliehenden Franzosen, und kaum hatten die Bauern ihre erbeuteten Schätze verscharrt und vergraben, als die erbitterten Rächer heranzogen. Die Rache der Unmenschen war furchtbar und traf, wie gewöhnlich, meistens Unschuldige. Der Gastwirth Stahl zu Kömershagen, der bei der Sache nicht im mindesten betheiligt war, dessen Eigenthum man aber gern confisciren mochte, wurde zum s. g. Warnexempel von den Kannibalen an ein vor seinem Hause stehendes Kreuzifix mit ausgebreiteten Armen gebunden und diente so zur Zielscheibe der Flintenschüsse der Karmagnolen. Dies Mordbeispiel möge zur Charakterisirung genügen. Mehrere Dörfer wurden niedergebrannt und die darin ergriffenen Einwohner erschossen oder gebunden in die Flammen geworfen, ohne Untersuchung und Urtheil.

Erzherzog Karl eroberte inzwischen in einem Siegessturme von zwanzig Tagen alle deutschen Länder von der Donau bis an den Niederrhein, welche die Franzosen nur Schritt vor Schritt binnen drei Monaten gegen eine vielfach schwächere Mannzahl der Bertheidiger eingenommen hatten. Von Juni bis End' August war sehr Vieles anders geworden. Es war ein sehr absteckender Aufzug, in welchem die Franzosen an der Bahn wieder ankamen, wo sie im Frühlinge mit ihrer Unüberwindlichkeit geprahlhanset hatten. Fast ohne Gepäcke, mit einem Verluste von 200 Geschützen und 20,000 Mann an Verwundeten und Gefangenen abgerissen und scheu und flüchtig wie die Krametsvögel zogen sie heran. Ueberall frugen sie nach: ob auch bewaffnete Bauern in der Nähe seien. Diese wurden ihnen verderblicher als die Kaiserlichen, denen sie es im Laufen zuvorthaten und einen tüchtigen Vorsprung abgewonnen hatten. Den Ruhm muß man ihnen lassen. Auch verfuhr der kaiserliche Soldat nach Kriegsbrauch und gab Pardon, wenn's Zeit war. Die Bauern aber kannten weder Kriegsrecht noch Mitleiden gegen die Räuber und schlugen darauf, so lange sich etwas regte. Von allen Seiten traten sie den Flüchtlingen vernichtend entgegen und verschwanden vor geschlossenen Haufen in den Wäldern und Schluchten.

An der Bahn wollte Jourdan wieder etwas Athem schöpfen; aber die Kaiserlichen blieben doch nicht weit hinter, ereilten die Franzosen wiederum und schlugen sie am 13. September bei Wezlar, am 15. bei Gießen und am 16. bei Limburg. Da fiel dem Divisions-General Poncet, der das Belagerungsheer vor Ehrenbreitstein befehligte, das Herz in die Hosentasche und er floh am 19. September mit seinen Quälgesten über den Rhein. Noch hielt sich der tapfere Divisions-General Marceau, um den Rückzug zu decken. Doch von der kaiserlichen Vorhut unter Kray lebhaft angegriffen, traf den jugendlichen Helden, der eines bessern Looses würdig, bei Höchstgenbach am 19. September die Kugel eines Tyroler Schützen. Marceau wurde gefangen und mit ihm starb am 21. September einer der bravsten Männer Frankreichs, welches um so mehr zu beklagen, weil tugendhafte Feldherren in der französischen Armee so selten waren. Erzherzog Karl, der auch im Feinde die Tugend ehrte, besuchte, tröstete den gefangenen Sterbenden und ließ seine Leiche unter allen kriegerischen Ehrenbezeugungen dem Feinde ausliefern. Als Marceau gefallen, war Flucht und Verfolgung ohne Halt. Schon am 19. September liefen große Schwärme durch die Sieg.

Am 19. September waren Championnet bei Weyerbusch und Grenier bei Birnbach gelagert. Andern Morgens zogen sie über Sieg und Ugger und stellten sich von Mondorf bis nach Troisdorf auf. Die Reiterei unter Bonnard sammelte sich hinter dieser Stellung. Die Divisionen von Lesèbvre und Bernadotte und die übrigen aufgelösten Banden des Jourdan'schen Heeres, zogen am 20. September von Neckerath ins untere Siegethal herab, während die kaiserlichen Vorwachen über Wallrode und Hachenburg anrückten. Um den Rückzug der Franzosen zu beschleunigen, ließ der Erzherzog eine Reiterabtheilung über Ruppichteröth in die linke Flanke des Feindes rücken, während dessen der Feldmarschall Kray nach der andern Seite über Hangelar bis an die Sieg streifte. Am folgenden Tage, den 21. September, verließen die Franzosen die Siegufer und lagerten in dem breiteren Rheinthale vor Mülheim am Rhein, so daß ihr rechter Flügel sich bei Porz, die Mitte bei Gil stand, und der linke Flügel sich bis Bensberg erstreckte, welche Höhe, die den Ausgang des Gebirges gegen die Ugger hin beherrscht, stark besetzt wurde. Die aus den leichten Truppen gebildete Vorwache unter Ney, der auf der Burg zu Rath lag, stand von der Bahn hinaus. Diese Stellung, rechts vom Rheine und links von dem Niedergebirge, das damals noch aller Heerwege entbehrte, und stellweise auch durch stattliche Sümpfe gedeckt, war um so günstiger für das Franzosenheer, als die dortige Breite des Rheinthales gerade soviel Raum darbietet, als zur Entwicklung von drei bis vier Divisionen erforderlich ist. Zu diesen Vortheilen gesellten sich die hier früher

errichteten Verschanzungen, welche sofort erweitert und verstärkt wurden.

Schon am 21. September rückte die kaiserliche Vorhut in die Stadt Siegburg ein; das Hauptheer aber blieb auch am folgenden Tage in Neckerath. Wie er auch vordem gethan, verfolgte der Erzherzog seine Siege über das Jourdan'sche Heer nicht weiter, er begnügte sich, die beabsichtigte Vereinigung der drei republikanischen Armeen vereitelt zu haben. Zur Befreiung von Deutschland mußte auch das Rhein- und Moselheer, das sich in Baiern immer mehr entfaltete, vertrieben werden. Der Erzherzog ließ daher am Niederrheine ein Beobachtungscorps unter dem Generale Werneck zurück und stand schon zu Ende September dem Heere Moreau's gegenüber, zwang ihn zum Rückzuge und schlug ihn am 19. October bei Emmendingen und fünf Tage später bei Schliengen, so daß Moreau noch mit aller Noth bei Hünningen über den Rhein entschlüpfte. Da war Deutschland gerettet, das rechte Rheinufer bis hinab nach Mülheim vom Feinde befreit. In sechs Hauptschlachten hat Karl mit deutscher Kraft die Macht des für unbezwingbar gehaltenen Feindes zertrümmert. Der gepriesene Feldherr Moreau brachte von seinen 100,000 Streitern kaum 40,000 über den Rhein zurück, und dem General Jourdan war das Kriegswerk dermaßen verleidet, daß er, Kränklichkeit vorschützend, um Entlassung von der Feldherrnstelle bat, wie er auch im vorigen Jahre gethan hatte, als ihn der alte Clairfait von Wezlar bis Düsseldorf gejagt hatte. Diesmal ging's ihm aber so hart zu nahe, daß seines Verbleibens nicht länger war. Er aß und trank gern etwas recht Gutes, liebte viele Gedecke und viel Flaschen auf der Tafel und saß gern lang zu Tische. Das ging wohl bei Siegen an, jedoch nimmer bei so eiligen Rückzügen, und er war ohnedies reich genug, daß er nichts mehr zu republikanisiren brauchte. Drum wollte er auch seine Ruh haben und in Muße genießen, was ihm die Republik bescheert hatte. Schon am 22. September 1796 nahm Jourdan unter feierlicher Proklamation zu Mülheim seinen Abschied vom Heere und trat den Oberbefehl dem General Beurnonville ab, der sein Hauptquartier auch in Mülheim behielt. Beurnonville erhielt den Befehl, die Nordarmee an sich zu ziehen und dann sofort zur Verbindung mit Moreau wieder ins Oberbergische zu rücken. Wirklich kamen auch am 23. und 24. September 18,000 Mann von der Nordarmee über die Rur zu Düsseldorf an und rückten in das dortige Lager; jedoch Beurnonville fand das Heer nicht in der Verfassung, zu neuem Angriff schreiten zu können. Es fehlte an Kriegsbedarf und an Muth. Die Unzufriedenheit der Soldaten war auf's höchste gestiegen. Jourdan hatte trotz aller erbeuteten Schätze den Sold nur mit Assignaten auszahlen lassen. Dies war ein Hauptgrund

der Beschwerden. Drum ließ jetzt Beurnonville das noch vorhandene Geld unter die Officiere vertheilen. Doch reichte er damit nicht weit. Sogar die Officiere verwünschten den Krieg und die Republik und verlangten nach Frieden. So kam es im Lager bei Mülheim zu vielen blutigen Auftritten, wobei sogar mehrere ihr Leben verloren. Beurnonville war eben der Mann nicht, der durch rasche Thaten die Schmach vergessen zu machen und die Unzufriedenheit zu bannen vermocht hätte. Er ließ die Heldenthaten in seinen Proclamationen drucken und gab sich übrigens redliche Mühe, die vergessene Ordnung im Heere wieder einzuführen. Er war überhaupt ein achtungswerther Mann, aber ein Unglücksvogel im Felde. In der Stube, beim Schreib- und Speisetische machte er sich vortrefflich. Seine Proclamationen sind ausgezeichnet. Er schlug der französischen Regierung vor, über den Rhein zurückzugehen und das Heer dort in schlagfertigen Zustand zu setzen. Doch die Regierung wollte davon nichts wissen und befahl ihm, nicht zurück, sondern vorwärts zu schreiten. Der Aufruf, welchen Beurnonville bei der Uebnahme des Heeres zu Mülheim erließ, sagt unter Anderem:

„Ihr könnt es Euch nicht verhehlen, daß uns Eure Plünderung Mangel zugezogen hat, und daß der Mangel zum Ungehorsam verleitet und dieser den Sieg verscheucht. Tapfere Krieger! achtet die Einwohner des rechten Rheinufers und ihr Eigenthum, gehorcht Euren Obern! Wir haben eine Wüste bis an den Main zu durchlaufen; laßt uns mutthig hindurch eilen und zum Siege fliegen, und bald wird Euch nichts mehr mangeln. Aber fern von Euch müssen die Greuel sein, die von Räubern begangen wurden. Eure Brüder der Nordarmee sind angelangt; sie brennen vor Begierde, an Eurer Seite zu sechten. Kein Streit darf unter Euch entstehen als um die Ehre, daß Eure verdoppelten Schläge die Feinde zugleich treffen. Es sind ja die Feinde, die Ihr so oft besieget; Ihr werdet sie abermals vor Euch fliehen sehen. Laßt uns zu neuen Siegen uns bereiten und rechnet auf meine Sorgfalt u. s. w.“

Für das Herzogthum Berg aber, mindestens für das Rheinthäl zwischen Wupper und Agger begann mit jener Lagerung des französischen Heeres bei Mülheim der unheilvollste Zeitraum jener Kriegsjahre. Schon am 9. September hatten schnellfüßige Ausreißer die Nachricht von dem Rückzuge der Franzosen über die Sieg getragen. Da verbargen die erschreckten Einwohner des Rheinthales ihr Gut in Gruben und Kellern, trieben das Vieh ins Gebirge und flüchteten und flohen, so weit sie vermochten. Am 18. September schon langte der Artilleriepark und das Gepäck bei Mülheim an und wurden über Dpladen gen Düsseldorf gebracht. Am 22. September zog auch die Reserve-Artillerie von Mülheim auf Düsseldorf. An jenem Tage lag der Brigade-General Ney zu Dpladen, Soult in Düsseldorf, und es hieß, daß das rechte Rheinufer geräumt werde. Am 24. aber zog das Heer bei Mülheim näher zusammen. Ein großer Wagenzug ging von Düsseldorf dorthin ab und mehrere Reiter-Generale

von der Nordarmee rückten in Mülheim ein. Die Kaiserlichen streiften unterdessen bis Bensberg, und es fielen mehrere Reitergefechte in der Nähe des Lagers vor, die aber ohne Bedeutung blieben, so z. B. am 27. September an der Sülze, oberhalb Rösrath und andern Tages bei Urbach. Am 29. aber streiften die Kaiserlichen unter Haddick und Kienmayer mit etwa 6000 Mann bis Wahn, bei welcher Gelegenheit sie den General Championnet, der sich mit seinem Generalstabe zu Zündorf eben zur Mittagstafel niedergelassen hatte, beinahe aufgehoben hätten. Er entkam durch die Schnelligkeit seines Pferdes mit genauer Noth nach Deutz, und einige Compagnieen Grenadiere schifften zur Rettung auf das andere Rheinufer hinüber.

Den ganzen Herbst hindurch fielen keine Gefechte in großen Massen vor. Bloß Truppenzüge zwischen Mülheim und Düsseldorf und kleine Scharmügel bei dem Fouragiren, sowie Vorpostengefechte waren die einzigen Bewegungen. Ein Versuch der Kaiserlichen, die Stellung der Franzosen zwischen Porz und Bensberg auf dem linken Flügel zu umgehen und das Lager im Rücken anzugreifen, wurde durch Verrätherei vereitelt. Der früher bereits oft erwähnte Ferdinand Stücker aus Bensberg, jetzt Husaren-Offizier im Regimente Barco, hatte jenen Plan mit vieler Umsicht und Ortskenntniß entworfen und dem tapfern Reiter-General Elsnitz mitgetheilt, der ihn dem Erzherzoge vorlegte. Dieser genehmigte den Plan und befahl die Ausführung auf den 1. Oktober.

Die Franzosen hatten nämlich bloß die Rheinebene eingenommen und nach ihrer linken Flanke hin den Ausgang ins obere Aggerthal bei Bensberg bewacht. Ein anderer bequemerer Durchgang des Gebirges von Wipperfürth und Lennep aus über Schlebusch und Neufkirchen im Rücken des Lagers war unbesezt geblieben, und leicht konnte es den Kaiserlichen, welche auf den Höhen von Much, Marialinden und Engelskirchen standen, gelingen, ohne bemerkt zu werden, auf diesem Wege in den Rücken des Lagers hervorzubrechen, das Hauptquartier in Mülheim aufzuheben und den Feind über den Rhein zu verjagen, wobei es schlimmsten Falles den Kaiserlichen ausführbar blieb, durch Besetzung der Straßen den Rückzug zu decken. In heller Mondscheinnacht sollte der Ueberfall beginnen. Alles war vorbereitet. Das bei Neckerath stehende Fußvolk und die Geschütze bewegten sich nach der Stirne des Lagers hin, und die Reiterei, von dem ortskundigen Stücker geführt, zog durchs Aggerthal gegen Lindlar hinauf. Doch zeigte sich bald, daß der ganze Plan verrathen war. Der Brigade-General Ney erhielt den Befehl, mit 6000 Mann über Opladen und Solingen sich der Wermelskircher Straße zu versichern und durch ein bei Hückeswagen zu bildendes Lager den linken Flügel des Heeres auch für die Folge

zu decken. Zugleich hielten sich einige Reiterregimenter unter dem Befehle der Generale Bastoul und Richempanse bereit, durch's Nggenthal hinaufzurücken und den vom vereitelten Zuge heimkehrenden Kaiserlichen den Rückzug abzuschneiden. Also vorbereitet, den Schlag auf die Deutschen zurückzulenkten, sollte ein glänzendes Fest im Schlosse zu Bensberg die etwaigen kaiserlichen Kundschafter über die Bewegung im französischen Lager täuschen. Ein Ball war auf den Abend des vorbereiteten Ueberfalles angeordnet, wozu auch Bürger und Damen aus der Umgegend, besonders aber die Stücker'sche Familie auf Bensberg eingeladen waren. Die Franzosen wußten gar wohl, daß der Plan von Ferdinand Stücker ausging, und wollten sich deshalb seiner Familie besonders versichern. Jedoch weder Drohungen noch freundliche Vorstellungen, selbst nicht einmal die höflichen Bitten des Generals Soult vermochten die Eltern zu bewegen, die gegen französischen Leichtsinne mit deutscher Beharrlichkeit versteckt gehaltenen Töchter zu jenem Balle zu bringen. So ängstlich strenge hielten damals fromme deutsche Eltern auf Zucht und Sitte, daß sie lieber Alles verloren hätten, als ihren Töchtern den Besuch von Nachtsbällen zu gestatten, und den Schmeichelworten der höfischen Fremdlinge blos zu stellen. Zudem wurden die Nachtsbälle damals auch noch für unsittlich gehalten. Erst im 7jährigen Kriege hatten die Franzosen am Niederrheine Nachtsbälle veranstaltet, und vollständig eingeführt wurden dieselben erst unter der Fremdherrschaft. Einer züchtigen Jungfrau ziemt es nach alter Sitte, beim Niedergange der Sonne sich von dem Tanzsaale zu entfernen. Auf dem Lande wurde diese Sitte so strenge gehandhabt, daß sich die Frauenzimmer, welche sich nach Sonnenuntergang noch auf Tanzböden sehen ließen, auf die größte Weise beleidigt wurden und sogar für anrücklich galten. Diese Sitten haben sich seit fünfzig Jahren auffallend geändert.

Glücklicher Weise erhielten die Kaiserlichen frühe genug Kundschaft, daß ihr beabsichtigter Ueberfall verrathen sei. Die Reiterschwadronen, die schon bis in die Nähe von Wipperfürth vorgerückt waren, kehrten ungefährdet zurück und die Sache blieb beiderseitig ohne Folgen. Es wurde nachher offenbar, daß es wiederum die französischen Emigranten im kaiserlichen Heere gewesen, die ihren Landsleuten Alles haarklein verrathen hatten. Diese Verräther und der Hofkriegsrath in Wien (worin auch französische Späher saßen) waren den Deutschen verderblicher, als alle wälsche Kriegskunst und Tapferkeit.

Fünftehnter Abschnitt.

Lagerbedürfnisse und Fouragierungen um Mülheim und Hückeswagen.
Mäuse und anderes Ungeziefer. Welsche Windbentelei
und deutsche Heldenthaten.

Fast drei Monate blieben die Franzosen bei Mülheim gelagert und die Kaiserlichen in ihrer beobachtenden Stellung an der Sieg und Agger und seitwärts im Gebirge. Ohne Borräthe und ohne Zufuhr lebte das lagernde Franzosenheer nur vom Raube, den es von den Feldern, aus den Scheunen, Häusern und Viehställen der Landleute zusammenschleppte. Diese planmäßig unterhaltenen Räubereien nannte man Fouragierung. Wie nun die nächste Umgebung des Lagers immer mehr ausgebeutet wurde, daß dort nichts mehr zu holen war, dehnte man diese Raubzüge in immer weiteren Kreisen aus. Je weiter aber die Franzosen ausgingen, desto näher kamen sie den Kaiserlichen, und in desto größerer Anzahl zogen sie. Da lauerten die Tyroler Schützen hinter den Hecken der Gehöfte, und die Husaren von Barfo und Blankenstein hielten hinter Busch und Bergen versteckt die Hinterhalte, um die Räuber zu überraschen und aufzuheben, wobei ihnen die Landleute, die gegen die Franzosen immer erbitterter wurden, treue Dienste thaten.

Vorwärts geneigt, fast auf dem Halse des Pferdes liegend, den Säbel zwischen den Zähnen, die Pistolen oder Karabiner in der Hand, jagten die härtigen Krieger auf den vortrefflichen Rossen aus dem Hinterhalte hervor; wie der zerschmetternde Blitz fuhren sie in die zum Plündern aufgelöseten Franzosenschwärme. Noch erhalten sich viele Erzählungen im Volksmunde von der erstaunenswürdigen Verwegenheit und der Gewandtheit jener kaiserlichen Reiter, die weder die Schwierigkeiten des Bodens noch die Zahl der Feinde von dem Handstreiche zurückschreckte. Selten mißlang den Husaren der Räuberfang. Täglich drangen ihre Streifschaaaren, ja oft einzelne Reiter ans ihren Kantonnirungen von Much, Wahlscheidt oder Neunkirchen aus über die

Agger und Sülz. Selten kehrten sie in geringerer Zahl zurück, und brachten gewöhnlich Beute und Gefangene mit. So begegneten am 28. September fünf Barco-Husaren mit ihrem Wachtmeister, der den Befehl hatte sich in kein Gefecht einzulassen, sechs französischen Lanzenreitern unweit Wahn, an der sogenannten Schillingsseiche. Vergeblich bemüht, vom Wachtmeister den Befehl zum Angriff zu erhalten, wandte einer der Husaren sein Roß auf die Feinde. Sein erster Hieb zerriß die Zügel in Händen des feindlichen Führers, der zweite spaltete dessen Schädel. Auch einen zweiten Franzosen hieb er vom Pferde und vertheidigte sich gegen die vier übrigen so gewandt, daß er nach viertelstündigem Kampfe die beiden Pferde der Erschlagenen zum Regimente brachte. Auf den Bericht des Wachtmeisters erließ der Oberst einen ächt ungar'schen Richterspruch. Der Sieger erhielt 25 Kaisergulden zur Belohnung seiner Tapferkeit und 25 Stockhiebe zur Bestrafung des unbefugten Angriffs. Seine Kameraden aber wurden mit 50 Stockhieben bestraft, weil sie dem von der Uebermacht Bedrängten nicht beigestanden hatten.

Einige Tage darauf zechte ein Unterofficier vom Regimente Blankenstein, ein Deutscher, im Wirthshause zu Altenbrücken. Er hatte seine zehn Untergebenen, welche einige gefangene französische Infanteristen fortführten, bereits wegreiten lassen gen Overath, hatte sein Pferd vor der Hausthüre angebunden und labte sich unterdessen nach gelungenem Fange an einem frischen Trunke. Da wurde er benachrichtigt, daß eine ganze Compagnie französisches Fußvolk über die Sülzbrücke heranziehe. Da er noch immer sitzen blieb, drangen die treuen Landleute in ihn, daß er sich rette durch eilige Flucht. Als er sich aber nach den Feinden umsah, da gewahrte er, daß sie die Gewehre zusammengesetzt und sich durch die Obsthöfe zerstreut hatten, um die reifen Aepfel und Birnen von den Bäumen zu pflücken und zu schütteln. Ein Schwarm von etwa 50 Mann nahm die Richtung nach dem Obsthofe jenes Wirthshauses. Die Einwohner waren erfreut, als der Blankensteiner sich zu Pferde setzte; aber zu ihrem Erstaunen ritt er nicht den Weg der Flucht, sondern trabte tiefer in den Hof, hinter die Scheune, wo ihn die ankommenden Infanteristen nicht bemerken konnten. Diese hatten sich durch das Gehölze zerstreut, einige waren auf die Bäume geklettert, andere forderten vom Wirth eine Fuhre nach dem Lager hin — da brach der Blankensteiner mit geschwungenem Säbel hinter der Scheune hervor und sprengte fuchtelnd in die Mitte des Gesindels, das von betäubendem Schrecken ergriffen den Säbel vergaß, hin und her rannte und die lächerlichsten Gruppen bildete. Die auf den Bäumen purzelten herunter und riefen kniefällig um Gnade. Doch der Blankensteiner, der sein hinreichendes Ergötzen an der Verlegenheit der Feinde genoß, verletzete Niemanden, weil er es

für schwachvoll hielt, einen Unbewaffneten zu mekeln; er trieb sie sämmtlich aus dem Hofe, und ehe sie bei ihren Flinten waren, sprengte er den vorausgeeilten Kameraden nach.

Ein anderer Blankensteiner Husar, der in jenen Tagen von Hohnrath nach Wahlscheidt über die Agger reiten wollte, ist noch wegen eines kühnen Reitersprunges im Andenken der Landleute. Von einer Schaar reitender Jäger verfolgt, wollte er die Agger hinabreiten, um die Furth am Aggerhofe zu gewinnen. Oberhalb der dortigen Mühle aber ist das rechte Aggerufer sehr hoch und steil; der Weg führt über einen Felsen, der sich in fast senkrechter Richtung wohl 80 Fuß über dem Flusse erhebt, der hier durch den niederwärts angelegten Mühlendam m zu bedeutender Tiefe aufgestaut wird. Oft umlenkend und den vorausgesprengten einzelnen Verfolger niederhauend, im Vertrauen auf sein vortreffliches Pferd gleichsam spielend mit den Verfolgern, war der Blankensteiner auf die steile Fels höhe gelangt, als er in der anderen Richtung des Weges eine Schaar feindlicher Grenadiere gerade entgegen kommen sah. An ein Ausbiegen war nicht zu denken. Links im tiefen Abgrunde der Fluß, rechts eine für das Roß unersteigbare Höhe, und vor sich und hinter sich die nahenden Feinde, schien er unrettbar verloren. Da hielt er auf der dem Reiter gefahr vollen Höhe, das Pferd rechts gegen den Berg gewandt, steckte den Säbel ein, langte die Pistolen hervor und lud. Unterdessen waren die feindlichen Reiter bis auf zehn Schritte ihm genah t und zielten mit ihren Karabinern. Doch der Blankensteiner hatte zuerst losgedrückt, und dann sein Roß umlenkend setzte er, ein anderer Harras, mit kühnem Sprunge von der Felswand hinab in die Tiefe. Hoch bäumte das Roß vor dem tiefen, jäh en Abgrunde; jedoch dem wackern Reiter zu gehorchen gewohnt, trug es ihn in kräftigem Absprunge ohne den Felsen zu berühren in den Fluß, wo Roß und Reiter in der Fluth verschwanden. Rings im Thale und auf den Vorhügeln hatten die Landleute, mit der Kartoffelernte beschäftigt und durch die Schüsse aufmerksam gemacht, dem Hergange zugeschaut. Mit unmächtigen Bedauern hatten sie den tapfern Husaren auf der Höhe von Feinden umringt, mit Entsetzen hatten sie ihn von der Felswand in die Fluth stürzen und verschwinden gesehen. Aber Roß und Reiter zappelten wieder empor. Die Tiefe des Flusses hatte die Rettung ermöglicht; er schwamm wohlbehalten an's andere Ufer. Der Officier, der die auf dem Felswege begegnenden Grenadiere führte, befahl die nach dem Schwimmer gezielten Feuerwaffen zurück zu nehmen und rief: „Bravo!“ So ehrt der Franzose jede kühne Kriegerthat. Die Stelle aber, wo jener Sprung geschah, wird heute noch von den Landleuten gezeigt und jene Begebenheit mit mancher andern Erzählung von der Beweglichkeit der kaiserlichen Reiter begleitet.

Die lagernden Franzosen, durch den neulichen Ueberfallplan aufmerksam geworden, fanden ihre Stellung zwischen Porz und Bensberg zu ausgedehnt, und wegen der Durchgänge des Niedergebirges einem Ueberfalle zu leichtfertig ausgesetzt. Am 5. Oktober zog deshalb das ganze Heer bis in die Nähe von Mülheim zurück, so daß sich der linke Flügel bis Thurn, der rechte aber bis Dünwald erstreckte. Die Vorposten standen bis Ostheim und Merheim hinauf. Die Reiterei lagerte rückwärts dieser Stellung bei Flittard und Schönrath, die leichten Geschütze aber zu Schlebusch.

Zur Befestigung dieses Lagers wurden aus den zunächst liegenden Dörfern und Aemtern alle Landleute zu Schanzarbeiten aufgefordert und schaarenweise mit Gewalt herbeigetrieben. Diese zwangsweisen Lagerarbeiten der Landleute währten den ganzen Monat Oktober hindurch. Die Hütten und Baracken des Lagers aber bauten die Krieger selber und verwüsteten zum Holzbedarfe nicht allein die umliegenden Wäldungen, sondern hieben auch die Obstbäume nieder und brachen Gebäude ab, um Bau- und Brennholz zu erhalten. Ueberdies holten die Republikaner alles Hausgeräthe, Betten, Küchengeschirre, und überhaupt was nur nieth- und nagellos war aus der ganzen Gegend in das Lager, und richteten sich in dieser Räuberhöhle so bequem ein als möglich.

Auf ähnliche Weise verfuhrn auch die Truppen des Generals Ney, welche die Vorhut des linken Flügels bildeten und etwa 6000 Mann stark zwischen Born und Hückeswagen gelagert blieben. Zur Verbindung mit dem Hauptlager hatte Ney, der auf dem Schlosse zu Hückeswagen lag, eine gleichfalls lagernde etwa 200 Mann starke Feldwache bei Hilgen an der Landstraße oberhalb Burscheid aufgestellt, und von Mülheim aus bis dorthin und auch bis Düsseldorf hinab hielten Reiterwachen die Verbindung mit dem Hauptheere und unterstützten die Fouragirungen und Brandschakungen, mit welchen Räubereien die Landleute täglich geplagt blieben. Wie die kaiserlichen Reiter aber täglich die fouragirenden Republikaner bei Mülheim belästigten, so durchkreiseten sie auch von Lindlar aus über die Hartegasse das Raubrevier des Ney'schen Lagers, und täglich gab es dort im Gebirge Plänklergefechte, bei denen die Landleute natürlich gegen die Franzosen Partei nahmen. Diese waren durch Erfahrung so klug geworden, daß sie wenigstens ihr Nest rein hielten, und so fingen sie an freundlich zu thun, in den Orten ihrer Hauptquartiere: Mülheim, Bensberg und Hückeswagen, wo von dem Raube, der dort aus aller Umgegend zusammengeschleppt wurde, für die Ortseinaohner etwas mit abfiel. Besonders Soult zu Bensberg und Ney zu Hückeswagen, machten sich sehr freundlich und sahen im Orte selbst auf gute Mannszucht, wogegen sie sich um das Elend entfernterer Ortschaften nicht kümmerten.

Dafür wäre Ney, als er gegen die Hartegasse hin zum Recognosciren geritten war, beinahe schlecht weggekommen, denn einige kaiserliche Husaren und bewaffnete Bauern begrüßten ihn so, daß seine Begleiter größtentheils fielen und Ney selbst rettete sich nur durch die Flucht über einen Steinbruch, wo ihm die Verfolger doch nicht folgen mochten. Auch die Tyroler Schützen, die jeden Morgen von Much und Marialinden aus über die Agger kamen, lauerten den Plündererschaaren auf und lichteteten ihre Reihen.

Als am Morgen des 6. Oktobers etliche tausend Mann kaiserliche Reiter zu einem Streifzuge über die Sieg kamen und bis in die Nähe von Merheim streiften, wähten die Franzosen, das ganze kaiserliche Heer nahe zum Angriffe. Das ganze Lager trat unter die Waffen und stellte sich in Schlachtordnung. Viele Republikaner flohen, um sich dem Vaterlande zu erhalten. Alles aber blieb bei blindem Lärmen. Die Kaiserlichen zogen mit einer Anzahl Gefangenen zurück, ohne nur die Absicht gehabt zu haben, das Lager zu stürmen.

Am 7. Oktober (16 Vendemiaire an 5) erließ der französische Ober-General Beurnonville aus seinem Hauptquartier Mülheim ein Schreiben an die Regierung zu Düsseldorf, in welchem er derselben seine Stellung bekannt machte und zugleich mittheilte, daß außer ihm noch ein Ober-General des linken Flügels (Macdonald nämlich, der in Düsseldorf lag), sodann ein Divisions-General beim Generalstabe, drei Divisions-Generale der Armee und zehn Brigade-Generale im bergischen Rheinthale befehligten und von dem Lande verpflegt werden mußten. Dabei bestimmte er, daß für die Tafel eines Ober-Generals 30 Gedecke, für einen Flügel-General 20, für jeden Divisions-General 10, und für jeden Brigade-General 6 Gedecke geschafft werden mußten, jedes Gedecke in Gelde zu drei Livres angeschlagen. Damit sollten diese Befehlshaber ihre tägliche Verpflegung erhalten. Ferner schrieb Beurnonville: er habe den Soldaten verboten, etwas zu rauben oder zu entwenden und lasse jeden, der darüber betroffen werde, sogleich erschießen. Daher forderte er die Landes-Regierung auf, die geflüchteten Landleute in ihre Wohnungen und an ihre friedlichen Geschäfte aus den Waldgebirgen zurück zu rufen, damit jene Art von Krieg, welcher zwischen denselben und den Truppen geführt werde, aufhören möchte. Er erwähnte dabei, daß er selber noch vor wenigen Tagen viele Leichname französischer Krieger, die durch Landleute ermordet worden seien, im Felde liegen gesehen habe, und daß sogar einer seiner Ordnonanz-Officiere auf seinem Botenritte bei Schlebusch erschossen worden sei. Er stellte in Abrede, daß die Landleute irgend einen Grund hätten, die französischen Truppen feindlich anzufallen, indem diese die Sache des Volks und der Freiheit vertheidigten und gekommen wären Menschenrechte und Glück und Frieden zu bringen zc.

Das war Sonnenschein im Wetter-Almanach, wenn's draußen schneestürmt. Der Herr General wollte nicht wissen, daß die armen Landleute nur um den eignen Heerd und das eigne Leben zu schützen, sich bewaffnen mußten.

Am 15. Oktober zogen die Kaiserlichen ihre Vorposten über die Sieg zurück, weil sie wegen des in plötzlicher Regensfluth aufgeschwellten Flusses abgeschnitten zu werden fürchteten. Doch am 17. Oktober schon kehrten die Vorposten wieder über die Sieg zurück und wiederholten von Lindlar und Overath aus ihre kühnen Streifzüge, so daß die französischen Vorwachen immerfort beunruhigt blieben. Besonders zeichnete sich Ferdinand Stücker mit seiner Husarenschwadron bei diesen Streifzügen aus; es ging kein Bericht ab, worin seiner Thaten nicht rühmliche Erwähnung geschah. Ortskenntniß und Bekanntschaft mit den Einwohnern machten ihn zum gefährlichsten Gegner der Welschen.

Das französische Lager zählte damals 30,000 Streiter, welche Zahl aber zu Ende Oktober noch durch mehrere Brigaden von der Nordarmee, sowie durch Geschütze und Train verstärkt wurde.

Unterm 21. Oktober (30. Windmonat) erließ Beurnonville nochmals einen gar liebreichen Aufruf an die bergischen Landleute, in welchem er auch von baldigem Vorrücken des Heeres sprach. Am 24. Oktober und am 27. und 28. Oktober zogen immer mehr Truppen über den Rhein. Beurnonville hatte von der Nationalversammlung, der damaligen Vorsehung des französischen Volkes, den Befehl erhalten, über die Lahn vorzurücken und seine Winterlager bei Frankfurt am Main aufzuschlagen. Obgleich jene Volksvertretung weder im Himmel noch auf Erden eine Macht über sich erkannt, so gerieth es ihr doch nicht, was sie befohl. Zu Anfang November machte Beurnonville zwar einige Spiegel- fechtbewegungen gegen die Sieg hin und erließ einen überaus französischen Aufruf, worin es unter Andern heißt: „Nicht länger geizt Euch Raft oder schüchterne Bertheidigung; Angriff und Bajonnet ist die wahre Rolle des Franzosen! Zwar haben wir bis an den Main eine Wüste vor uns; jedoch laßt sie uns durch- eilen! Laßt uns zum Siege fliegen; und dann wird's Euch an nichts mehr gebrechen“ u. dergl. Aber — Aber! der redselige Held hatte, wie er selber zu gestehen ehrlich genug war, den Muth nicht, durch die von seinem Vorläufer Jourdan geschaffene Wüste vorzudringen, denn nicht bloß gab's dort schlechte Herbergen, sondern auch kaiserliche Husaren und bewaffnete Bauern. Vor diesen Bauern, welche das abscheuliche Betragen Jourdans und seines Heeres zur Rache entflammt hatte, fürchtete sich Beurnonville mit Recht mehr als vor den kaiserlichen Truppen. Denn die Landleute fochten für Heerd und Habe und flohen nur zurück, um an der andern Ecke des Waldes verderblicher wiederzukehren.

Als das Direktorium ihm wiederholt aufgab, ohne Verzug über die Lahn zu rücken, so ergoß er sich in Klagen über jene Wüste. „Geben Sie, — schrieb er, — den Auftrag einem Andern, der keine Scheu davor hat, sich schlagen zu lassen. Sie bringen mich um, wenn Sie durchaus die schwere Pilgerschaft mir auflegen wollen“ u. s. w. So blieb's denn bei wohlklingenden Redensarten. Das Direktorium gab endlich nach und vertagte das Borrücken bis zum nächsten Frühjahr. Weil in der Umgebung des Lagers die Lebensmittel ausgingen, so zogen schon am 13. November große Heerhaufen aufs linke Rheinufer zurück. Unter andern auch die 18,000 Mann starke Division Lefèbvre, deren Schreckensname im Volksmunde am Niederrheine fortlebt, wie der Mannsfeld'sche nach dem 30jährigen Krieg. Für seine eigne wohlbeleibte Person war Lefèbvre weder grausam noch ungefällig. Er war vielleicht einer der zugänglichsten aller jener Bürger-Generale, und sein frischrothes freundliches Gesicht lächelte manchem Bedrängten Trost zu. Doch unter seinen Leuten waren die schlimmsten Kerle, und unter seinen Officieren die schlimmsten Herren Kerle, die je ehrlicher Leute Kind geplagt haben. Geldsucht ließ die Herren Befehlshaber blind für die Ausschweifungen ihrer Untergebenen, und Lefèbvre galt für einen der Nachsichtigsten. Als er mit seinen Leuten über den Rhein gezogen, waren die schlimmsten Quälgäste entfernt.

Beurnonville selber verlegte sein Hauptquartier von Mülheim nach Coblenz, in dessen Nähe die Divisionen Bernadotte und Boncet gerückt waren. Nur kleine Vorpostenraufereien fielen hinfort an den Ufern der Sieg und Agger vor. In der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember aber drangen die Kaiserlichen, von bewaffneten Landleuten geführt und verstärkt, über die Sülze und über Bensberg hinaus bis dicht an's Lager, hoben die Franzosen in den von ihnen eingenommenen Häusern auf, tödteten viele und nahmen viele gefangen. Die kaiserlichen Reiter hatten große Noth, die Gefangenen lebend hinweg zu bringen, denn der Haß der Landleute gegen die Fremdlinge war durch deren sinnlose Ausschweifungen, besonders aber durch ihre Verspottung der Religion und viehische Mißhandlung der Weiber und sogar der Knaben ins Unglaubliche gesteigert. So wiederholte sich z. B. das Lebendigbegraben der Gefangenen. In einem Dorfe zwischen Sieg und Agger wurden die gefangenen Plünderer von der Volkswuth buchstäblich in Stücke gerissen, in einem andern Dorfe aber mit Schmiedehämmern erschlagen.

Die im Lager bei Hückeswagen stehenden Franzosen versuchten auch wohl ihre Diebsgelüste über die Demarkationslinie zu tragen. Doch blieben ihrer manche dort hinter. Wenn man aus Hückeswagen kommend vor den Höhen bei Karrnstein, Hombrechen oder Steffenshagen in die von der vielgekrümmten

Wupper gebildeten Schluchten oberhalb der Mündung des Dörverbaches in die Tiefe hinabschaut, wo die Burg Hammerstein mit gleichnamigem Weiler liegt, so vermag auch der Ortskundige bei den vielen Schlangenwindungen des Flusses kaum zu bestimmen, welcher Weiler auf dem linken oder rechten Wupperufer gelegen. Kein Wunder, daß die welschen Fremdlinge, die sich dorthin wagten, in die Irre geriethen und das Schloß Hammerstein vermieden, weil sie wähten, es läge auf dem rechten Wupperufer. Dagegen hatten sie andre wirklich hinter der Friedenslinie liegende Häuser geplündert, wurden aber nicht selten von den bewaffneten Einwohnern aufgehoben und erschlagen. Die preußischen rothen Husaren des Regiments Blücher, das die Demarkationslinie bewachte, gab sich oft vergebliche Mühe, die von den tapfern Bauern überwältigten Republikaner zu retten. Bei Hombrechen wurde damals eine zahlreiche Schaar, die in der Dörpe geplündert hatte, aufgehoben und vernichtet. Ein gewisser Berghof, der im siebenjährigen Kriege unter Preußen gedient hatte, war der Führer der Bauern, die sich so wacker hielten, daß die Welschen sich nicht mehr auf diese Berge wieder wagten. Merkwürdig, daß in die dem Lager nahegelegene Ortschaft Purb nie ein Franzose gekommen. Die dahin führende Waldschlucht schien ihnen nicht geheuer.

Auch in der Richtung von Bensberg her wurden die Plünderer von den bewaffneten Bauern und von kaiserlichen Streifzügen aufgehoben. Um diesen verwegenen Zügen ein Ziel zu setzen und das Landvolk im Schach zu halten, hatte General Rey vor der linken Flanke seines Lagers, an der alten Wipperfürther Landstraße zu Herweg bei Bechen eine Feldwache von 200 Infanteristen und einigen Reitjägern ausgestellt, welche die Umgegend sehr belästigten und sich die schamlosesten Mißhandlungen der Einwohner erlaubten. Der kaiserliche Husarenlieutenant Stücker aus Bensberg hob diese Feldwache in der Nacht vom 7. bis 8. Dezember auf und nahm die ganze Schaar gefangen. Die nähere Veranlassung zu dieser ritterlichen Heldenthat brachte ein Liebesverhältniß. Die schöne Tochter eines wohlhabenden Gutsbesizers aus der Gegend von Bensberg, die im Jahre vorher nach Königsal geflüchtet, war später bewogen worden, auf dem Kramerhofe, der in tiefem Thalleffel zwischen Odenthal und Bechen versteckt liegt, der Heimat näher bei Verwandten ein Obdach zu suchen. Dorthin waren die Plünderer noch nie gelangt und man hatte sich für sicher gehalten, bis jene Feldwache ausgestellt worden. Der Bräutigam der Jungfrau, ein gewisser Hamm von Lindlar, ein Freund Stückers, war am 7. Dezember auf dem Kramerhofe, um das Mädchen nach Königsal zurückzuleiten. Da hatten die Franzosen, die Tags vorher auf dem Hofe gewesen, das Versteck der Jungfrau erspähet, diese

ergriffen und unter dem Vorwande der Geißelschaft ins Lager fortgeführt. Hamm, der sich widersetzte, wurde überwältigt, gefesselt, an den Schweif eines Pferdes gebunden und mußte dem Raub zusehen. Während nun die Braut von Infanteristen fortgeführt wurde, banden die Reiter, welche den Gefesselten fortbrachten, vor einem Wirthshause ihre Pferde an.

Zwei Freunde des Hamm, der Bruder und Better seiner Braut, Müller mit Namen, die von Odenthal heraufgekommen waren, die Uebersiedelung nach Königsal ausführen zu helfen, hatten, ohne helfen zu können, den Raub gesehen. Sie waren den Reitern nachgeschlichen und nahmen die Gelegenheit wahr, ihren Freund zu befreien. Der eine, Müller von Klauberg, hieb den Schweif, woran der Gefesselte befestigt, an der Wurzel ab und lösete dessen Bande, während sein Begleiter die Sattelsgurten beider Pferde durchschnitt. Alle drei entkamen glücklich in den Wald, während die Reiter, die aufsitzen wollten, mit den losen Sätteln von ihren verstümmelten Pferden purzelten. Die Freunde eilten zu Stücker, der mit zwölf Barokhusaren und fünfzig Rothmännlern in der Nähe hielt und beschworen ihn zu retten. Nachdem Berathungen gepflogen und Dmmerborn mit etwa dreißig bewaffneten Landleuten herangezogen, war es Nacht geworden. Gegen Mitternacht erreichten sie den Herweg und begannen sofort den Angriff auf das Haus an der Schnappe, wo sich die französische Hauptwache befand. Die ausgestellten Posten wurden niedergehauen. Jedoch der Lärm hatte die Franzosen ins Gewehr gerufen und sie schossen ins Dunkel hinein. Da stoben die Rothmännler, kroatisches Gesindel, hinweg. Die Deutschen aber, zumal Herr Dmmerborn und Stücker hieben so wacker auf die Feinde ein, daß sie, von größerer Streitmacht sich umzingelt wähnend, auf Stücker's Aufforderung das Gewehr streckten und sich ergaben. Nachdem das Feuer aufhörte, kamen die Rothmännler auch wieder herzu und thaten gute Dienste in Fortschaffung der Waffen und Gefangenen. Die Franzosen, die nicht verwundet, wurden paarweise gefesselt fortgeführt. Aber wie schämten sich die Gefangenen, als es Tag wurde und sie sich von so wenigen Siegern fortgeführt sahen, wie sie von den Landleuten zu Engelskirchen verspottet gen Much in die Vorwachen der Kaiserlichen gebracht wurden. Der die Wache befehligende Hauptmann war gefallen, zwei Offiziere aber theilten die Gefangenschaft. Keiner entrann. Hamm hatte die Freude, seine Braut zu retten und trachte mit ihr davon. Jedoch das arme Kind, durch Schrecken und entwürdigende Mißhandlung der Räuber geknickt, starb nach wenigen Tagen.

Die Franzosen im Lager zu Mülheim wurden aber zu Anfang des Christmonats von einer absonderlichen Rächerschaar überfallen. Es war dies eine Menge Mäuse und Ratten, die

im ganzen Lande nichts zu nagen fanden und sich dorthin versammelten, wo aller Vorrath zusammengeschleppt war. Der benachbarte Mäusepfad bewährte damals wirklich seinen Namen, der ihm aus Hatto's Zeiten angefabelt wurde. Die schwarze Rächerschaar fiel mit der Raubgier Lesébrev'scher Freibeuter über die Vorräthe hin, verzehrte und verunreinigte die Speisen und zernagte sogar das Lederzeug und die Betten. Am Tage barg sich dies Ungeziefer in dem Boden, der wie ein Sieb durchlöchert war. Bei Anbruch der Dunkelheit aber raschelt's heraus, stürte und verdarb. Die Schläfer hatten keine Ruh auf den Lagerstätten, und griffen sie in der Dunkelheit zu den Waffen gegen diesen winzigen Feind, so beschädigten sie sich einander oder ihr Geräthe mehr als die Mäuse. Um sie zu vertilgen wurde wirklich eine Kriegslieferung von 700 Katzen auf das Land ausgeschrieben. Doch ehe diese sonderbare Requisition zur Ausführung gelangte, am 8. des Christmonats, kam zwischen den Ober-Generalen Kray und Beurnonville ein Waffenstillstand unter dreitägiger Aufkündigungsfrist zu Stande. Schon am folgenden Tage fing man aus dem Mülheimer Lager gen Düsseldorf aufzubrechen an, und am 14. Dezember war schon das ganze Lager geräumt. Auch der Heerhaufen des Generals Ney, welcher von Hüfeszwagen aus die Umgegend belästigt und gebrandschatzt hatte, verließ das Lager auf der Wiehager Höhe und zog in die Stadt Elberfeld und deren Umgebung zur Winterherberge ein. Da gabs frohe Leute in der Gegend, die sie verließen, aber traurige Herzen, wohin sie kamen.

Wie im vorherigen Winter blieb der Landstrich zwischen Agger und Wupper frei von Einquartierung, und in die Stadt Mülheim am Rhein kam wiederum ein sogenanntes Neutralitäts-Commando aus Franzosen und Kaiserlichen zusammengesetzt, welches dafür wachen sollte, daß beide Flüsse, Agger und Wupper, von keiner Seite überschritten würden.

Dies die Kriegsgeschichte des Mülheimer Franzosenlagers und die Kämpfe und Heldenthaten der Krieger. Wie es den Bürgern und Bauern darüber erging, soll im folgenden Abschnitte erzählt werden. — Auch von den Landleuten ist noch manche Heldenthat aus jener Schauerzeit zu berichten. Doch diesmal bleibt's bei den Männern nicht, sondern wir kommen auch zu den Weibern, worunter sich manche heldenhafte Judith fand.

Sechszehnter Abschnitt.

Das Lager auf der Churnerhaide. Heldenthaten bergischer Weiber.
Französische Proklamationen und deutsche Antwort.

Bwischen Sieg und Wupper blieb die Landschaft vom 22. September bis 14. Dezember 1796, beinahe ein Vierteljahr hindurch von den lagernden Franzosen belästigt. Beispiellos sind die Rohheiten und Mißhandlungen, welche die Landeseinwohner durch das gemeine Kriegsvolk, und beispiellos die Erpressungen, welche sie durch die Kriegsobersten und Verpflegungsbeamten erduldeten. Leider werden die Erzählungen alter Landleute über jene schauderhaften Zustände, deren Schilderung man so gern als übertrieben annehmen möchte, durch die glaubwürdigsten Aktenstücke bestätigt. Das Elend der Einwohner, sowie die Quälsucht und Rohheit der Fremdlinge waren größer, als sich schildern läßt. Nur als Andeutungen mögen einzelne Beispiele gelten. Im weiten Umkreise um das Lager waren alle Wohnungen verlassen. Nur einzelne wohlhabendere Höfe oder Häuser hielten Schutzwachen, und bezahlten die Herren Bürger-Generale dafür, wovon sie so wohlfeil proklamirten, für Schutz des Eigenthums und der Personen. Trotz aller republikanischen Menschenrechte bestand die aus Frankreich mitgebrachte Freiheit einzig darin, daß sie die Einwohner vogelfrei machten.

Dörfer und Weiler standen leer, die Aecker lagen wüst und ungebaut. Viele bemittelte Einwohner waren über die Friedenslinie hinaus auf schwarzenbergisches oder märkisches Gebiet geflüchtet und hatten ihr Vieh und die werthvollste Habe mitgeführt. Die zurückgebliebenen Einwohner lebten am Tage in entlegenen Schluchten und Dickichten der Bergwälder. Nur bei Nacht, wenn die Republikaner sich ins Lager zurückgezogen hatten, wagten sie sich in ihre Dörfer und Wohnungen, wo sie von versteckten Speisevorräthen holten, oder einige Stunden der Ruhe und Schutz gegen Witterung unter Dache genossen. Noch heute zeigen alte Landleute ihren Enkeln die Waldstellen, wo

sie mit Weib und Kind während 13 Wochen die geängstigsten Tage zugebracht haben. Von diesem Waldleben in rauher Spätherbstzeit und den ungewohnten unzubereiteten Nahrungsmitteln rissen Krankheiten, besonders die Ruhr ein, und vermehrten das Elend. Bei allem Ueberflusse eines gesegneten Herbstes mußten die Besteller der Felder im Walde hungern, und ihr Leben fristen mit Beeren oder ungekochten Gemüsen und Wurzeln, die sie in der Morgendämmerung auf den Feldern ausgegraben hatten. So groß war der Mangel, daß in letzter Lagerzeit sich Landleute sogar bettelnd ins Lager wagten um einen Bissen des Ueberflusses, den man ihnen geraubt hatte. Erst als die Division Lesèvbre abgezogen war und die Truppen der Nordarmee, größtentheils Holländer, die Besatzung bildeten, ließ die Verfolgung der Landeseinwohner nach, und sie durften sich wieder in ihren Wohnstätten niederlassen. Da sah man recht, wie theuer dem Landmanne die Heimath ist. Denn obgleich manche Familie jenseits der Friedenslinie in Sicherheit hätte leben können, zog sie doch das Ungemach des Waldlebens vor, um nur sich nicht zu trennen von der theuern Heimath. Nicht bloß Vieh, Lebensmittel, Hausrath, Bettung und Vorräthe wurden den Einwohnern geraubt, sondern sogar viele Wohnungen wurden abgebrochen und die Obstbäume gefällt, um Holz zum Barackenbau des Lagers zu erhalten. Zur Fortsetzung des Landbaues fehlte es an Vieh und Saatkörnern. Der Mangel an Zugvieh belästigte die Einwohner aber auch deshalb, weil man sie zwang, alle Lagerbedürfnisse, gleich Lastthieren in's Lager zu schleppen. Das Uebermaß der Mißhandlung trieb aber nicht selten zur Wehre, und selbst Weiber beschämten die Männer durch heldenhafte Vertheidigung. So wurde einmal eine Frau in Rös Rath, die Frau eines Ackerers Namens Höck, als sie im Felde mit Ausgraben von Kartoffeln beschäftigt war, von einem französischen Infanteristen angefallen, den sie mit ihrem Karst zu Boden schlug. Da lief und rief der rachdürstige Kriegsknecht um Hülfe gegen das schwache Weib, und fünfzehn seiner Kameraden kamen nach und nach heran. Jedoch die kleine wackere Frau Höck hieb, von Feinden umringt, mit dem Karste drauf los unter dem Rufe: „Es leben die Kaiserlichen!“ Sie hatte manche tiefe Wunde und ergab sich nicht eher, bis sie blutend hinstürzte. Die rechte Hand war ihr fast abgehauen, und am Kopfe und an beiden Schultern hatte sie bedeutende Verletzungen. Als die Republikaner sie für todt liegen gelassen, kamen die Nachbarn hinzu, die den Kampf von dem Waldhügel aus gesehen hatten. Sie trugen die Schwerverwundete nach dem Hause Benauen, wo dazumal ein Arzt wohnte, und unter dessen Pflege wurde sie wieder geheilt. Vor nicht vielen Jahren starb sie in hohem Alter zu Scharrenbroich bei Rös Rath.

Mit gleichem Heldenmuth vertheidigte eine Frau zu Steinknippen bei Körsrath ihre Kühe gegen sieben französische Infanteristen, die, um beim Raube nicht damit belästigt zu sein, ihre Musketen bei einigen wachstehenden Kameraden vor der Ortschaft zusammengesetzt hatten. Die tapfere Magdalena Kalmus, Ehefrau des Ackerers Johann Becker, schlug mit einem Misthaken so wacker auf die Fremdlinge, daß sie ihren Raub fahren ließen und davon liefen, bis ein achter mit seiner Flinte den sieben zur Hülfe kam. Er stieß mit seinem Bajonnete der Feindin in die Brust, verwundete zwar nur das Wamms, jedoch stürzte die Frau nieder. Da hieben sie auf die Wehrlose ein, und ließen sie von neun Wunden zerfleischt und von einem Kolbenschlage betäubt im Blute liegen. Als sie wieder zu sich gekommen, schleppte sie sich in ihre Wohnung, und da man sie dort nicht für sicher hielt, trugen ihre Angehörigen sie nach Eulenbroich, dessen Bewohner eine Schutzwache vom Jäger-Regimente Biancour erhalten hatten. Der untere Theil ihrer Nase hing nur mit der Oberlippe zusammen. Stirne, Schulter und Brust waren mit tiefen Wunden bedeckt. Doch wurde sie geheilt und trug die Beweise ihrer Tapferkeit an starken Narben, bis sie vor etwa 25 Jahren zu Hasbach als geachtete fleißige Ackerfrau gestorben.

Einer andern dortigen Frau gelang es mittelst eines Kartoffelkarstes zwei Franzosen, die ihre einzige Milchkuh fortreiben wollten, zu Boden zu schlagen und unverletzt zu entkommen. Eine Frau im obern Kirspel Bensberg, die von einem Republikaner in den Keller verfolgt wurde, erschlug ihn mit einem eisernen Schürrohr. Eine Frau am Herweg bei Bensberg, die, während sie mit Reinigen des Gemüses beschäftigt war, von einem Franzosen angefallen wurde, griff eine Hand voll Asche aus dem Ofen, warf diese dem Feinde in's Gesicht und stieß dem also Geblendeten ein Messer in die Brust. — So begab es sich auch, daß eine Frau in der Eschbach von einem Reitjäger, der sein Pferd vor der Thüre angebunden hatte, bis auf den Söller ihrer Wohnung verfolgt wurde, und als die verbarrikadirte Thüre den Fußtritten des Verfolgers nicht länger widerstand, so sprang sie wohlbehalten herunter ins Freie und lief durch eine sumpfige Wiese dem Walde zu. Der Franzose, der ihr nicht nachspringen mochte, lief die Treppe herab, band sein Pferd los und wollte ihr den Vorsprung wieder abgewinnen. Doch die Hufen des Pferdes sanken tief ein in den Sumpfboden der Wiese, und erst im Walde gelang es ihm die Flüchtige einzuholen. Wie es diesem Holofernes im Walde ergangen, bewies der blutige Säbel, den die Frau mit der Nachricht zurück brachte, daß sie das ledige Pferd im Waldbrande angebunden habe. Dort sah man noch im Jahre 1836 den Schädel jenes Franzosen grün übermooset auf einem Kopfbuchenstamme stehen, wo ihn Nachbarn, nachdem

die nur leicht verscharrte Leiche zu Tage gekommen war, zum Gedenkmal aufgestellt hatten.

Die Frau des Schreiners und Uhrmachers Jungbluth auf'm Platz zu Paffrath war eben mit einem Söhnlein niedergekommen, als die Schreckensnachricht ins Dorf drang: die Franzosen seien vom Lager her im Anrücken. Da liefen Alle hinweg, Gatte und Nachbarweiber, und überließen die Aermste ihrem Geschicke. Doch die raffte sich auf, nahm den Säugling auf den Arm und sprang, während die Franzosen in's Haus drangen, an der Hofseite zum Söllersfenster hinaus und kam glücklich davon in den Wald. Die Mutter verließ ihren Säugling nicht, wie sie von ihren Angehörigen verlassen wurde, und der ist seitdem recht groß gewachsen, hat viele Jahre der Gemeinde als Schöffe gedient und lebt noch als geachteter Mann. Die Frau Landwehr am Förstchen zu Dünwald veranlaßte durch ihre Tapferkeit eine höchst komische Scene. Sie war beschäftigt, auf dem Ofen der Wohnstube Fett auszusieden, als zwei durchnäßte Chasseurs, die im Spätherbste dort mit Andern quartiert waren, ihre sämmtlichen Kleider zum Trocknen an den Ofen hängten und in rohester Weise den Anstand verletzten. Da ergriff die entrüstete Frau den Mehlbesen, tauchte ihn in das siedende Fett und bediente sich dieses Weibswedels, die nackten Kerle zu bespritzen, daß sie heulend vor Schmerz umhertanzten. Mit der linken Hand hob die tapfere Frau den Ofenkessel ab und sicherte so, immerfort schlenkernd, ihren Rückzug, gelangte glücklich in das nahe Klostergebäude, wo sie sich versteckt hielt, bis die Reitjäger am andern Morgen abgezogen waren, die von der Frau Landwehr eingesprengten über die ganze Haut wohl so bunt getipelt wie Forellen. — In Dürscheid aber wurde die Frau des Johann Eschbach, die sich mit gefällter Mistgabel dem Wegholen ihrer Küche widersetzen wollte, von einem französischen Infanteristen durch die Brust geschossen und fiel todt vor der vertheidigten Stallthüre nieder.

Von der so viel gepriesenen Humanität der Wälschen und ihrer Galanterie gegen das schwächere Geschlecht konnte man damals wenig spüren. War doch selbst die Mutter des Ferdinand Stücker zu Bensberg im Herbste vorher in Gefahr, von einem französischen Reiter erschlagen zu werden. Als der General-Adjutant Richepanse dort im Quartier lag und sie in der Küche beschäftigt war, kam ein Unteroffizier in die Küche und störte die beschäftigten Mägde. Die wackere Frau aber übte Hausrecht und schlug den Kriegsknecht mit dem Kochlöffel gradhin aufs Maul, daß ihm die Lippen bluteten. Der zog seinen Säbel und hieb nach der Frau und würde sie erschlagen haben, wenn nicht der edle Richepanse gerade hinzugekommen wäre und sie gerettet hätte. Ueberhaupt machte es jenen Republikanern große Freude, wehrlose Landbewohner zu morden, wie sie am 1. Oktober

1796 in Odenthal einen Mann, der eine Bürde Holz nach Hause tragen wollte, bei Wingenstiefen durch Säbelstiche tödteten. Bei der Schreff in Odenthal wurde eine Frau am 9. Oktober in ihrer Hausthüre erschossen, und nämlichen Tages der Knabe Johann Wingardt aus Unterodenthal mit Kolbenschlägen getödtet. In Nefrath, wo die Unholde die schon betagten Jungfern Siegen von Steinbreche zur Verübung schändlichen Muthwillens trotz der theuer bezahlten Sauegarde ins Thurner Lager geschleppt hatten, wurde sogar, wie der Schöffe Heyberg zu Lusthaide als Augenzeuge berichtet, ein Säugling auf dem Arme der Mutter mit einem Bajonnette gespießt. Leider kamen solcher teuflischen Unthaten an Kindern viele vor in entlegenen Dörfern bei armen Leuten, was denn den republikanischen Wahlspruch „Krieg den Palästen und Friede den Hütten“ Lügen strafte.

In jeder Nachbargemeinde sah man ähnliche Beispiele, und deshalb war's kein Wunder, daß Unbewaffnete vor den Fremdlingen flohen, und daß wer eine Flinte hatte, sie niederschloß wo er sie nur auf's Korn nehmen konnte. Die Furcht der Leute vor den Wälschen war so groß, daß sie ihre Todten in den Wäldern begruben, wie die Todtenverzeichnisse der Kirchengemeinden bezeugen, oder um Mitternacht verstohlener Weise auf den Kirchhof trugen, ohne Sang und Segen, schon zufrieden, daß die Leiche auf geweihtem Boden liege. So geschah dies in Odenthal unter Andern mit dem Johann Wingardt, mit Peter Porzberg und der Gertraud Kley zu Heidberg 2c. Nur vor Tagesanbruch wagten die Geistlichen Messe zu lesen und — dann flüchtete Alles wieder in den Wald vor dem modernen Heidenvolke.

Mit diesen Erlebnissen muß man die Proklamationen vergleichen, welche die französischen Befehlshaber damals an die Einwohner richteten. Dran kann man französisch lernen. Ein Muster von hohlem Wortprunk und Entstellung, ein Meisterwerk der Prahlerei ist die Proklamation des Oberfeldherrn Beurnonville aus dem Hauptquartier Mülheim vom 21. Oktober 1796 (30 Vendemaire), die auf Landeskosten durch den Druck in allen Dörfern verbreitet wurde. Dieselbe lautet wörtlich:

Im Hauptquartier zu Mülheim den 30sten Weinlesemonath im 5ten Jahre der einzigen und unzertheilbaren französischen Republik.

Der kommandirende General der Nord-, wie auch einstweilen der Sambre- und Maas-Armee

An die jenseitigen Rheinbewohner.

Deutsche Völker!

Nicht ohne den größten Mismuth habe ich die Ausschweifungen ansehen können, die ihr gegen die französischen Truppen auf ihrem Rückzuge begienget. Seit wannhe haben die Landbewohner sich das Recht zugemaßt, sich in kriegerischen Operationen einmischen, und an den Streitigkeiten der Fürsten Theil nehmen zu dürfen? Kennt ihr den nicht die

Gesetze des Krieges, und wisset ihr nicht, welches Schicksal denen vorbehalten ist, die sich gleich euch, um entweder die Fortschritte der Sieger zu hemmen, oder die Beute der Besiegten zu theilen, bewaffnen? Wißt ihr nicht, daß jeder Bürger, jeder Bauer, jeder andere Einwohner, der mit bewaffneter Hand ertappt wird, und von dem man also nichts anders, als meineidige und straffällige Vorhaben argwohnen kann, unter die Zahl der Straßenräuber gerechnet, und auch als solcher bestraft werden muß? Er kann weder auf den Schutz der Gesetze, noch auf die Großmuth des Siegers Anspruch machen. Nur eine entehrende Strafe kann sein Loos sein.

Rehret also in eure Wohnungen zurück, friedliche Landbewohner aller Gattung! verlasset die Wälder, und die Gebirge; die gewöhnlichen Schlupfwinkel der Mordelöhner und der wilden Thiere! Greifet auf's neue zu eurer Arbeit! leget eure Waffen nieder! bebauet eure Acker! bringet eure Erzeugnisse ins Lager! sie sollen euch bezahlt werden! hingestellte Wachen sollen euch beschützen! und die Gegenwart der französischen Kriegsheere, weit entfernt, euch in Armuth zu stürzen, wird euch vielmehr bereichern! Der Soldat wird euer Bruder sehn! Er wird euch in seinen müßigen Augenblicken helfen eure Häuser wieder herzustellen, sobald er siehet, daß die Besitzer derselben sie wieder beziehen, und die Wälder verlassen, um nicht mehr zu morden. Rechnet fest auf den Schutz und das Ehrenwort eines Generals der stolz darauf ist, selbiges nie verletzt zu haben. Dreh Jahre, die ich in der Gefangenschaft in Deutschland zubrachte, lehrten mich die Sache des deutschen Volkes von der Sache ruhmstüchtiger Fürsten unterscheiden, welche selbiges seinem Untergange entgegen führen, welche es nur entkräften, um es desto leichter unter ihre Füße zu bringen, und die nur gegen die Freiheit kämpfen, um ungehindert über Sklaven herrschen zu können. Ich weiß, welche Hochachtung ich wackern und edelmüthigen Feinden, welche Theilnahme ich dem unterwürfigen und seinem Vaterlande getreuen Acker- und Handelsmann zollen muß, und ich weiß auch, was ich der Ehre des französischen Namens und dem Ruhme der Armee, der ich zu befehlen die Ehre habe, schuldig bin.

Das französische Gouvernement fordert Gerechtigkeit über alle Feigherzige und Blinderer, die durch ihr unedles Betragen die Lorbeerkränze dieser tapfern Armee entehrten; und meine erste Sorge war, ihm zu gehorchen. Auf den Märschen sowohl als in den Schlachten werde ich überall und zu jeder Zeit auf alle Seiten ein strenges Augenmerk richten; ich werde eure Klagen anhören, und die Armee von jener Menschen Brut zu säubern wissen, die nicht werth sind, den edlen französischen Namen zu führen. Ihre Missethaten sollen eben so strenge, wie jene der empörten Unterthanen bestraft, und ihr Andenken dem Fluche ihrer Mitbrüder preis gegeben werden.

Wenn die Bedürfnisse der Armee einige Hilfe in Lebensmitteln oder andern Gegenständen erfordern, so werde ich sie euch mit Zutrauen und auf eine gesetzmäßige Art abfordern lassen. Die Gattung und Maß davon sollen durch eure Vorsteher bestimmt, und in den eroberten Ländern allzeit auf Abschlag der Kontributionen des Landes selbst auf jedem andern Plage aber genau bezahlt werden. Auf diese Weise gedente ich das gute Einverständniß wieder herzustellen, das zwischen euch und der französischen Armee herrschen muß. Rehret also in eure Wohnungen zurück! Ihr werdet Sicherheit und Schutz in denselben finden, und darin so behandelt werden, wie ihr es nach den Gesetzen der Billigkeit, Menschenliebe, und des Völkerrechts erwarten könnt. Widrigens aber werde ich die ganze Schwere dieses verheerenden Krieges auf euch zurückfallen lassen, dessen Ursache und sichere Opfer ihr alsdann selbst sehn würdet. Schutz und Sicherheit allen friedliebenden Einwohnern, und ihrem Eigenthum; Rache hingegen den bewaffneten Straßenräubern, und den zuchtlosen französischen

Soldaten! Dieses sind die Gesinnungen, die ich öffentlich und die ich durch gegenwärtigen Ausruf euch urkundlich an Tag habe legen wollen.

Und ihr, tapfere Waffenbrüder, der Nord- und Sambre- und Maas-Armeen! duldet nicht, daß der französische Name durch Memmen entehret werde, die ihr selbst zur Strafe ziehen, und mir anzeigen sollt; behauptet den Ruhm der Armeen, den ihr unablässig durch eure Heldenthaten befördert habt. Getreu eurer Ehre und eurer Pflicht, stolz auf das Zutrauen und die Achtung eures Vaterlandes, dessen eifrige Vertheidiger ihr seyd, werdet ihr eure Fahnen von der Schmach reinigen, welche ihnen zugefügt worden. Die Plünderer und die Feigherzigen sind geflohen, allein die Rechtschaffenen und Tapfern sind auf den Ehrenfeldern geblieben. Die Einwohner des neutralen und feindlichen Gebietes rechnen auf euer Ehrengesühl; betrüget sie nicht in ihrer Erwartung; ihr werdet mich immer an eurer Spitze, Theil an euren Gefahren nehmen, und für eure Bedürfnisse sorgen sehen, meine Sorgfalt wird sehn, wie jene eines wahren Freundes, eines zärtlichen Vaters; aber dagegen fordere ich auch von euch jene Geduld und jenes Zutrauen, welche getreue Freunde, und unterwürfige Kinder haben müssen.

Der kommandirende General
Beurnonville.

Einige Tage darauf las man folgende, an den Kirchthüren angeklebte und in öffentlichen Blättern mitgetheilte

Antwort der Bewohner des rechten Rheinufers an den General
Beurnonville auf seine Ansprache.

„General!

Wir haben Euren Ausruf sowie ehemals die Proclamation Eures Vorgängers Jourdan gelesen. Wir trauten damals den Worten der französischen Nation und — wir waren betrogen. Das Glück der Waffen übergab uns der Willkür der französischen Heere. Wir waren gewohnt, in unserm Feinde Soldaten zu sehen und erwarteten ruhig unser Loos. Wie schrecklich war unsere Bestürzung, als eine Horde Mordelster und Straßenräuber in unsere Hütten einbrach, unser Eigenthum raubte, unsere Weiber und Kinder ihren Begierden preis gab, und die blühendsten Gegenden unseres Vaterlandes verheerte, indem die Einwohner nun arm und obdachlos unter Schutt und Trümmern vergeblich ihre Wohnung suchen. Und doch könnt ihr fragen, General! warum wir zu den Waffen griffen? Die Thränen unserer Kinder, die Räubereien Eurer Commissaire, durch Gesetze geschützt, die Plünderungen Eurer Truppen schreckten uns aus unserer Ruhe und riefen uns zu den Waffen. Seht umher, General! überall drängt sich Euch das Bild der Zerstörung auf, und dieß Bild mag Eure Frage beantworten.

General! Ihr versprecht uns Sicherheit der Personen und des Eigenthums. In dem nämlichen Augenblicke plündern und verwüsten die französischen Soldaten die unglücklichen Provinzen Deutschlands, die Eure Heere noch besetzt halten. Können wir einem Versprechen trauen, das Jourdan schon gab und brach? das Eure Untergebenen in diesem Augenblicke, da Ihr es gebt, so schrecklich verletzen? Ihr habt in Eurem Vaterlande die großprahlenden Versprechungen und Proklamationen des französischen Gouvernements aufbewahrt; Deutschland ist ein schreckliches Verzeichniß der Greuelthaten Eurer Armeen. Haltet beide gegeneinander, General! was soll man alsdann von Eurem niegebrochenen Versprechen sagen?

Unser Vorsatz steht fest. Wir werden fortfahren unser Leben und Eigenthum und die Ehre unserer Weiber und Töchter zu vertheidigen oder zu rächen. Auch der deutsche Geist erwacht. Die Nothwendigkeit befiehlt uns, die Waffen zu ergreifen, und Verzweiflung lehrt uns kämpfen

Ihr habt fortan eine Nation zu bekriegen, die ihre entehrten Weiber, ihre ermordeten Söhne, oder ihre zerstörten Wohnungen zu rächen sucht, und dereinst rächen wird."

Solche handgreifliche Wahrheiten spornten die Wälfchen zu immer unverschämterer Lüge und Entstellung. So z. B. wurde zu Ende Oktober ein ellenlanges Plakat unter dem Titel: "Antwort eines friedlich unbewaffneten Landmannes auf die aufrührerische Proklamation der bewaffneten Bauern des rechten Rheinufers," und mehrere dergleichen Dinge, gar zierlich gedruckt, und alle Gemeinden gezwungen, eine Menge dieser mit demokratischer Salbaderei gefüllten Flugblätter anzukaufen und zu verbreiten. Es war darin die Großmuth, die Menschlichkeit und Liebenswürdigkeit der Franzosen mit zucker süßen Worten geschildert, die deutschen Fürsten aber als der Abschaum des Lasters und als Wütheriche, ihr Sturz als ein verdienstliches Werk dargestellt. Als ein Verbrechen gegen die Natur wurde ausgeschrien, daß das Haus Oesterreich den Rhein nicht als Frankreichs Gränze wolle gelten lassen, und "Tyrannen, Fürstenknechte, feile Slavenbrut &c." waren die Würz- und Schlagwörter neben "rosiger Freiheit, Volkssouveranität und Menschenrechten, Gleichheit und Brüderlichkeit." "Wartet, — so hieß es z. B. — wartet, meine lieben Landsleute, mit Vertrauen die heilsamen Maßregeln der französischen Regierung ab, die nichts will, als Euch beglücken. Laßt uns hüten, durch frevelhaften Aufstand und Zusammenrottirungen, durch niederträchtige Ermordungen und andere Laster die Rache des Volkes, das wir als unbezwinglich kennen gelernt haben, zu reizen. Horcht auf den Wiederhall des Siegesjubels, der von den Bergen die Großmuth des französischen Volkes verkündet. Laßt uns darum von der Greuelthat ablassen, die geheiligten Werkzeuge des Ackerbaues mit dem Blute des Volkes zu besflecken, das uns von unsern Despoten befreien will. Ihre Sprache ist das Gebrüll vor Wuth trunkener Kannibalen, und schlichte Bauern werden sie erröthen machen, wenn sie noch einiger Schaam fähig sind, und werden gegen das Zurufen taub bleiben und nur der Stimme der Menschheit und der Freiheit Gehör geben." u. s. w.

Dagegen griff das damals in Neuwied erscheinende "Reich der Todten", eine allbeliebte Zeitschrift, die französischen Prahlereien mit Waffen des Spottes an, und von allen Seiten flogen Erwiderungen der Beurnonville'schen Ansprachen heran, welche als geschichtliche Belege nicht unwichtig sind. So heißt es unter anderm in einem dieser Plakate:

"Ob Sie, Herr General, unser Vermögen durch Ausschreiben oder mit gespanntem Hahn fordern, dies gilt gleich, beides führt zum Betteln. Sie behaupten, nach dem Kriegrechte befugt zu sein, Brandschatzungen auszuschreiben. Warum aber forderten unsre deutschen Völker keine Mil-

lionen im Elßaß, als sie im Jahre 1793 bis Bumat vordrangen? Sie sagen, General, wir hätten die Waffen gegen Völker ergriffen, die uns keineswegs den Krieg angekündigt hätten. Soll man sich denn nicht wehren gegen den Räuber, der uns auf der Straße anfällt, weil er uns dies nicht hat ansagen lassen? Warum fordern Sie denn Brandschatzung, warum plündern Sie, wenn Sie als Freunde da sind? Haben wir Friedliebende Sie gerufen? Wenn wir uns gegen Räuber zu schützen suchen, so sind wir deshalb weder Treulose, noch Rebellen, noch verblendete Leute. Lassen Sie uns unsere Rechte, unsere Baarschaft und unser Vieh; zahlen und zehren Sie wie Gäste: widerrufen Sie die auferlegten Brandschatzungen, so werden wir ruhig sein.“ u. s. w.

Doch suchten die Franzosen durch alle ihrer würdigen Mittel die Ansicht zu verbreiten, daß die Vertheidigung von Leben und Eigenthum ein schandwürdiges Verbrechen sei. Auch die kurfürstliche Regierung zu Düsseldorf, von französischen Bajonetten umzwängt, war das Echo der wälischen Volksbeglucker, und warnte Bürger und Bauern vor Bewaffnung. Schon am 24. Oktober 1795 hatte der bergische Minister von Beveren eine solche Abmahnung erlassen, die unter'm 7. Juli und 30. September 1796 ausführlicher und dringender wiederholt wurde. Der dicke Kurfürst Karl Theodor, der seine Unterthanen immer die „lieben Getreuen“ nannte, bedrohte die Widerseßlichkeit gegen die französischen Plünderer sogar mit „allenfalliger Todesstrafe“. Sein Befehl sagt: daß bergische Unterthanen sich vermessen hätten, an jenen den Bürger- und Bauernstand gar nicht betreffenden Kriegshändeln Theil zu nehmen, und die durchmarschierenden Truppen sogar zu mißhandeln und zu morden. So lauten die kurfürstlichen Worte, und daran sieht man, zu welcher Lüge und Entstellung eine schwache Regierung sich hergeben muß, die einmal den Feind ins Land kommen läßt und zur Erhebung zu feige ist. Hätten die deutschen Fürsten damals einen allgemeinen Volksaufstand veranlaßt, so wäre ganz Deutschland vom Feinde befreit worden. Doch auch das Volk war nicht dazu geeignet. Seit 1705, als die Wehrhaftigkeit des Landes zum letzten Male auftrat, hatte man das Volk vom Gefühle seiner Kraft abgelenkt, die Waffen ihm genommen. Der eine lang regierende Fürst hatte bloß den Künsten und der Jagd, der andere bloß den Weibern und der Tafel gelebt. Die Schulen schienen bloß eingerichtet, um die Unterthanen die langen Ehrentitel ihrer Regenten lesen zu lehren. Die Landstände thaten nichts als die zum Wohlleben der Fürsten erforderlichen Summen alljährlich bewilligen, und ihre eigene ritterbürtige Steuerfreiheit aufrecht erhalten. An die Heerespflicht dachte kein Adelliger mehr, die Ritter kämpften nur mit Hasen und Füchsen, und gerade der Jagd wegen suchte man die Wehrhaftigkeit des gemeinen Mannes in Vergessenheit zu bringen. Des edlen Wildprets wegen wurden dem Volke die Waffen genommen. Nur ohne Hahnen durften Flinten von Nichtadeligen getragen werden, nur mit Knebeln belastet Hunde umher-

laufen, damit sie nur ja das Großjungeziefer des Feldes nicht gefährdeten. Jene abscheulichen Jagdbeditte, welche die seit dem 30jährigen Kriege geschriebenen Rechtsbücher verunzieren, verboten dem Bürger und Bauer ein Wildpret zu erlegen. Da nun aber der Bauer gewöhnt worden war, von dem wehrlosen Wildpret seine Felder verwüsten und seinen Unterhalt sich rauben zu lassen, so hielt es hart, bis er daran kam, sich gegen die bewaffneten wälschen Räuber zu erheben. Bei Bürgern und Bauern galt Kriegsvolk damals für eine eigne Menschenart, die eben nicht sehr geachtet war. Durch Werber wurden die wenigen Landestruppen zusammengebracht. Viederliche Hausföhne, verkommene Genies und verlaufenes Diebsgesindel wurde gewöhnlich aufgegriffen und in die Regimenter gesteckt. Drum die Verachtung des Soldatenstandes. Die Landesvertheidigung lag verfassungsmäßig dem Adel ob, und der war deshalb steuerfrei, sowie die Geistlichkeit ihres Betens halber von den Steuern befreit war. Die Geistlichkeit verdiente ihre Steuerfreiheit redlich; die Junker aber thaten für's Gemeinwohl nichts als die Landtagsgehälte in Saus und Braus verzehren, woher das Wort Landtagen bei den Landleuten noch heute gleichbedeutend ist mit Müßiggehen und Schlemmen. Die Junkerlein am Niederrheine, seit Jahrhunderten durch ihre französische Erziehung schon mit dem Feinde verbündet, ließen sich am 6. September 1795 die schmachliche Uebergabe von Düsseldorf ruhig gefallen, und sie trieben es sogar so weit, daß sie ihr deutsches Adelswort von mit dem dünnen wälschen de vertauschten, oder den Volksbeglückern zu schmeicheln, ganz wegließen, wie Tausende damalige Unterschriften bezeugen. Es kam soweit, daß viele Verkündigungen der damals fast nur aus Junkern bestehenden bergischen Regierung die französischen Stichworte: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ an der Stirn trugen.

Aus diesen Zuständen sind die Thatfachen zu erklären, daß es wenigen französischen Reitern gelingen konnte, ein ganzes Dorf auszuplündern und Hunderte Einwohner ungestraft zu mißhandeln. So verkommen, so von Schrecken betäubt und vom Elende gebeugt war das Volk, daß es den Franzosen nur den Sieg wünschte, auf daß nicht der Rückzug neues Unheil bringe. Dies war die Folge einer versumpften Regierung, die man zu lobpreisen gewöhnt war, und nur im Vergleich zu jener Zeit vermögen wir unsere heutige Wehrordnung recht zu würdigen. Die von damaliger Landesregierung ausgesprochene Ansicht, daß der Aufstand bewaffneter Einwohner nichts fruchten könne, würde heuer bei der Kriegsübung unseres Volkes durch die Vernichtung einer solchen Armee, wie damals unsere Heimat plagte, thatsächlich widerlegt werden. Ferdinand Stücker, Dummerborn und andere Männer bewiesen es auch damals schon, daß nicht der Noth,

sondern die heilige Gluth für's Vaterland den wahren Krieger bilde.

Achtzehn Jahre nach jener Lagerzeit sprachen unsere Fürsten auch anders. Am 13. November 1813 schrieb die Düsseldorf'sche Regierung: „Gibt es einen Deutschen am Rhein, an der Sieg, Wupper, Dill und Lahn, der die verfloffenen furchtbaren Jahre wieder erleben möchte? Wäre nicht Tod für Vaterland, Weib und Kind, für Eigenthum und Ehre, für Wahrheit und Tugend tausendmal willkommener, als ein solches Leben voll Furcht und Schande und Elend?“ So sprach man 1796 und so 1813 aus Einem Munde.

Die Lagertruppen aber trieben ihr Unwesen fort, trotz aller Proklamationen ihres Oberfeldherrn. So z. B. wurden am 26. Oktober 1796 von einer Schaar Reitjäger des Rey, die vom Hilgen bis Opladen und Leichlingen gestreift waren, 50 Stück Hornvieh geraubt, und die Einwohner mißhandelt. Ein wohlhabender Mann aus Neukirchen, Andreas Thiel mit Namen, kaufte den Volksbeglückern seinen ihm geraubten Pflugochsen wieder ab. Als er aber das Geld ausgesäckelt hatte, brachte er statt des Thieres eine stattliche Tracht Prügel nach Haus, und wurde obendrein seiner übrigen Baarschaft, seiner Schuhe, Strümpfe und seines Rockes beraubt, und war froh, noch Hemd' und Hosen zu behalten. Dem Joh. Peter Röttgen in Dabringhausen erging es schlimmer, da er am kalten Oktobertage am Sträßchen vollständig entkleidet wurde und fadennackt nach Hause laufen mußte unter dem Hohngelächter der Verfolger. Auch Weiber wurden völlig entkleidet nicht selten von den Barbaren mitgeführt. Als dies an jenem 26. Oktober durch eine Streifwache von etwa 20 Mann geschehen, die auf dem Wege von Bechen nach dem Lager bei Thurn zu Hochscherff und anderen Hoffstellen geplündert hatten, ereilten die Ehemänner und Nachbarn die Unholden unterhalb Scheuren, befreieten die drei Frauen, erlegten fünf Franzosen und jagten die übrigen in die Flucht. Ein Mann von Reschen wurde dabei durch einen Kugelschuß am Arme verwundet, ein anderer an der Wange.

Einige Tage darauf plünderten 40 Infanteristen, die auch von Hückeswagen aus dem Lager des Generals Rey kamen, im Dorfe Burscheid in aller Eile an Geld, Schuhschnallen, Uhren und Hausrath für etwa 1000 Rthlr. Auf dem Rückwege setzten sie auch zur Kaltenherberg ihre Republikanisirung fort und nahmen unter Andern beim Metzger Wenzel eine geschlachtete Kuh fort, die sie den Nachbarn feil boten. Als aber Niemand von dem Raube kaufen wollte, begannen sie das Thier zu zerlegen und es stückweise mitzunehmen. Während dessen aber ermanneten sich die Einwohner, griffen mit Flinten, Sensen und Dreschflegeln bewaffnet die Räuber an, tödteten zwei davon und jagten

die Andern in die Flucht. In diesem Treffen begab es sich, daß eine Frau, die Hoppenliese genannt, durch den Schlag mit einer scharfgeschliffenen Schaufel einem Franzosen die Nase sammt der Oberlippe weghieb, und einem Andern den Mund von Ohr zu Ohr aufriß. So wurden ihrer zwei durch ein streitbares Weib gezeichnet.

Die Truppen des Key gehörten überhaupt zu den verrufensten Räubern, und dieser General selber brandschatzte ohne Maaß und Ziel. Bis unterhalb Solingen schrieb er täglich Lieferungen aus an Wein, Fleisch, Branntwein, Brod und Pferdefutter, und zwang die Waffenschmiede zu Solingen eine große Anzahl von Säbeln und Bajonnetten zu fertigen, ohne Bezahlung. Auch forderte er (2. Oktober 1796) von der Stadt Solingen 500 Paar Schuhe und 150 Paar Stiefel, und eine Partie Haarpuder. Gegen die niedergebrannte Stadt Wipperfürth, die bereits mehrmals durchplündert war, that er als Menschenfreund, indem er dem Magistrate befahl, die Brandbeschädigten bei den Lieferungen zu berücksichtigen. Seine Krieger aber machten keinen Unterschied und raubten und mißhandelten, wo es sich nur thun ließ. Dies kostete aber auch manchem Freiweiber das Leben. So wurden zu Passrath zwei Reiter erschossen, die nackten Leichname vergraben und die Kleider in Strohgarben gebunden. Andern Tags holten die Truppen jenes Stroh in's Lager und mochten sich wundern über den Kern der Garben. Zwischen Flittard und Wiesdorf wurden eines Abends acht — oder wie Einige sagen zwölf — französische Infanteristen von den Einwohnern des ersten Ortes erschlagen und in den Rhein geworfen. Zwischen Dünnwald und Mülheim wurden sogar mehrere Ordonnanz-Officiere von den Landleuten erschossen.

Der Landwirth Koch zu Nonnenbruch bei Quettingen, ein rechtschaffener, sehr ruhiger, dabei überaus kräftiger Mann, der eine schöne Frau und hübsche Töchter hatte, bestand in jenen Oktobertagen ein ähnliches Abenteuer, wie von Johann Fink zu Schlebusch berichtet worden. Als eine Bande von zehn französischen Infanteristen seinen Angehörigen Gewalt anthun wollten, eilte er auf den Hülfseruf seiner Eheuren mit einer Holzart dazwischen und hieb so wacker drein, daß Keiner der Unholde entkam. Zwei wehrhafte Nachbarn waren dem Tapfern beigeprungen, und hatten dazu geholfen, daß kein Flüchtling das Vorgefallene dem Feinde verrieth.

Siebenzehnter Abschnitt.

Der Waffenstillstand und das Winterquartier. Mardonald zu Düsseldorf,
Ney zu Elberfeld, Salme und Saint Germain
zu Solingen.

Ein Bemühen war fruchtloser als das um Einführung der Mannszucht, so lange die von der rohen ungebildeten Menge übelverstandene Republik in den Köpfen der rohen Krieger spukte. Wie wenig darin dem General Beuronville gelang, beweiset der Umstand, daß viele Landleute trotz aller süßlichen Proklamationen und Lockungen noch in den Novembertagen ohne Obdach in den Wäldern wohnten. Das Proklamationswesen machten die Unter-Befehlshaber ihrem Ober-General nach und bis zum Kapitain herab beschäftigten sich die Officiere mit Ansprachen an die Landleute. Alle diese schönen Worte hatten den Schluß, daß die Bauern liefern und zahlen sollten. So z. B. erließ Kapitain Sabatidre am 19. November 1796 folgenden Aufruf an die Einwohner des Untes Porz:

„Landbewohner! Gruß und Freundschaft! Ich habe erfahren, daß ihr beim Einrücken der französischen Truppen aus übelgegründeter Furcht mit eurem Vieh in die Wälder geflüchtet seid. Solches Mißtrauen beweiset, daß ihr gegen die Truppen der Republik die unrechte Meinung gefaßt habt und daß ihr die Absichten derselben übel beurtheilt. Friedliche Landbewohner! Die Franzosen sind euch freundlicher gesinnt, als ihr zu beurtheilen vermögt. Beweiset ihnen Vertrauen, und ihr werdet bei ihnen Schutz und Hülfe finden. Baut euer Acker! bringt euer Vieh zurück! Ihr habt nichts zu fürchten in Ansehung eures Eigenthums und eurer Personen. Dagegen aber erwarte ich von euch, daß ihr ohne Schwierigkeit und Widersehung euch dazu bequemt, jenen Anforderungen zu genügen, welche euer vorgelegter Beamte, der Herr Oberschultheiß von Bensberg, in Geld, Stroh, Holz, Fourage oder sonstigen Artikeln zum äußersten Bedürfnisse hiesiger Truppen ausschreiben wird.“ u. s. w.

Einige Tage später drohete er mit Execution, wenn die Dörfer seine ausgeschriebenen Brandschatzungen nicht aufbringen würden. Die armen Bauern aber hatten nichts mehr und litten selber Hunger. Zudem vermochten sie auch nicht einzusehen, daß die Franzosen etwas Nützliches für sie gethan hatten, auf daß

sie ihnen das zum eigenen Unterhalte Unentbehrliche reichen sollten.

Wie sehr die Dörfer in der Umgegend des Lagers ausgebeutet waren und wie hoch sich die Verluste der Landleute beliefen, ist aus den amtlichen Feststellungen ersichtlich, welche die Landesregierung nach dem Kriege zur gleichmäßigen Tragung der Lasten befohlen hatte. Durch vereidete Schätzer und durch Zeugen wurden die Verluste ermittelt, und darnach ergab sich, daß während der Lagerzeit z. B. der Halbwinner Johann Marx zu Leidenhausen, der 220 Morgen beackerte, an Geld, Früchten, Vieh und Hausrath einen Verlust erlitten hatte von 12,375 Rthlr. Die Plünderung des Kirchenhofes zu Urbach, der 182 Morgen baute, brachte der Anpächterin Wittwe Christian Forsbach einen Verlust von 4674 Rthlr. 40 Stbr. Der Pächter des 164 Morgen großen Maarhofes zu Urbach, Peter Meller mit Namen, wurde um 4867 Rthlr. 54 Stbr. geplündert, und der Verlust des Ackerers Gerhard Klein zu Urbach, der bloß 24 Morgen bebauete, betrug 1200 Rthlr. 51 Stbr. Maximilian Finkenberg, der Besitzer des Maarhauserhofes zu Heumar von 120 Morgen specificirte einen Schaden von 9320 Rthlr., und der Gutsbesitzer Paul Schnell daselbst, der 191 Morgen Ackerland bauete, verlor an baarem Gelde 1100 Rthlr. und 280 Mltr. Getreide, mit den übrigen geplünderten Gegenständen einen Werth von 12240 Rthlr. Christian Neuhöffer zu Heumar, der 206 Morgen benutzte, verlor an baarem Gelde und Hausrath 4000 Rthlr., an geraubtem Vieh 740 Rthlr. und 464 Malter Getreide, im Ganzen 18,380 Rthlr. Der Schaden des Halbwidders zu Geistershof in Elsdorf, welcher 256 Morgen beackerte, betrug 7313 Rthlr.; der Pächter des dortigen Kielshofes von 150 Morgen aber 7112 Rthlr. Ackerleute, die bloß 20 Morgen bebaueten, hatten mindestens einen Schaden von 800 bis 1000 Rthlr. Johann Clever zu Frohnhof in Merheim aber, der einen General herbergte und fortwährend Schutzwachen im Hause hielt, verlor durch die Plünderungen während der Lagerzeit einen Werth von 18,373 Rthlr. 39 Stbr., und hatte außerdem noch für die Beföstigung des bei ihm einquartierten Generals Salme an Wein, Zuckergebäcke, Fleisch und andern Tafelbedürfnissen in Ermangelung baaren Geldes auf Credit anschaffen müssen für einen Betrag von 1256 Rthlr. 7 Stbr. Und Alles dies sind bloß diejenigen Verluste, welche die genannten Ackerleute durch die Plünderungen während der Lagerzeit getroffen hatten, nachdem die ganze Gegend vom 10. September 1795 an schon mehrmals mit großer Umsicht und Gründlichkeit durchplündert worden war. Wie die genannten Landleute wurden Alle, die im Bereiche des Lagers wohnten, heimgesucht. Der Pächter zu Herl, Joseph Tinner, z. B. verlor 18 Kühe und

2 Pferde durch den Raub. Heinrich Kolshoven zu Schönrath verlor 3 Pferde und 22 Kühe; der Knevelshafen zu Kalk, Gottfried Scheben, 7 Kühe und 2 Pferde. Bloß das Amt Porz (der heutige Friedensgerichtsbezirk Mülheim am Rhein und ein Theil des Friedensgerichtsbezirks Bensberg) lieferte an Schlachtvieh ins Lager für 23,852 Rthlr., ohne das durch Plünderung verlorene Vieh. Der amtlich ermittelte von den Betroffenen nachgewiesene Schaden des Amtes Porz mit Ausschluß der Stadt Mülheim betrug bis zum Abbruche des Lagers am 14. December 1,800,000 Rthlr. Die Stadt Mülheim verlor durch die Plünderungen vom 10. September, 21. und 22. October und 7. und 23. November 1795 laut amtlicher Belege 83,226 Rthlr. 35 Stbr. und während der Lagerzeit vom 21. September bis 14. Dzbr. 1796 33,424 Rthlr. 24 Stbr. Außerdem wurde zu Buchheim an Häusern und Feldern während des Lagers verdorben für 12,551 Rthlr. 50 Stbr. Ueberdies wurden in Mülheim Pferde weggenommen für 1296 Rthlr. und die ausgeschriebenen Brandschätzungen betrogen für dieses Städtchen 124,932 Rthlr. Rechnet man hierzu die besondern Erpressungen der Generale für Schutzwachen, die Einquartierungslast, Tafelgelber u. s. w., so kann man den Verlust der Stadt Mülheim auf eine halbe Million Thaler anschlagen. In den obigen Summen sind aber bloß die amtlich ermittelten Beträge enthalten, während dabei gesagt wird, daß viel des Geraubten gar nicht einmal geschätzt und angegeben worden sei. Die größte Last des Landes war die Verpflegung der Generale sowie die Einquartierung überhaupt.

Beurnonville hatte unterm 7. October 1796 die Zahl der Gedecke für jeden Rang der Befehlshaber bestimmt, und diese Gedecke in Geld angeschlagen. Dieser Anschlag wurde aber nicht gemacht, auf daß der Herr General seine Zeche nach dieser Tare redlich bezahlen sollte, sondern bloß, um die Gemeinden, welche die Tafeln zu bestellen hatten, nach diesem Tarif auszubeuten, und bei selbsteigner Verpflegung diese Gelder einzusacken. Jeder Officier, der irgend ein abgesondertes Commando hatte, machte die Tafelansprüche des Ober-Generals; die Subalternen eiferten dem Beispiele der Obern nach, und viele höhere Officiere wußten es so zu kehren, daß sie von einzelnen Wirthen so verpflegt wurden und die Tafelgelber obendrein noch von der Gemeinde bezahlt erhielten. Unter den gepriesenen ruhmstrahlenden Helden der Revolution waren die unverschämtesten schmutzigsten Herren Räuber, die je ehrlicher Leute Kind geplagt und ihnen die Taschen gefegt haben. In der Stadt Mülheim waren damals einquartiert: der Ober-General Beurnonville mit Gefolge bei Kaufmann Christoph Andrea dem Aeltern. Dieser General war kein so kostspieliger Gast wie sein Vorgänger Jourdan, der früher bei Dirk van Hees geschlampt und geschlemmt. Beurnonville war außer einiger

Hasenfüßlerei ein recht anständiger freundlicher Mann und vollständiger Franzose. General Kleber, der in der ersten Zeit bei Bertholdi einquartiert, war ein kostspieliger Gast. Er trug alle Laster eines Deutschen, ohne gerade alle volksthümlichen Tugenden eines Deutschen mitgekriegt zu haben. Doch war er ein tüchtiger Heerführer und hielt besonders die Verpflegungsbeamten in Furcht. Er war ein großer baumstarker Mann und hatte eine außerordentlich weitschallende Stimme, wie der alte Oberst Tuchsien, der die Pferde scheu schrie. Er war ein Deutscher, ein Elsässer von Geburt und hatte das Kriegswerk zuerst in preussischem Dienste begonnen, wo man recht lange starke Leute aus aller Herren Ländern anzuwerben beliebte. Dann war Kleber als Gardecapitain zum Bischofe nach Münster gekommen, der auch ein außerordentlicher Freund großer starker Soldaten war, und sich etwas ganz Apartes auf seinen Kriegsverstand und noch ganz besonders auf seine Fechtkunst einbildete. All seine Officiere mußten mit ihm fechten, und er hatte den Ruhm, sie alle besiegt zu haben, welches die Untergebenen in ihrer Höflichkeit wohl so einzurichten wußten. Als nun Kleber in seine Dienste trat, mußte dieser auch einen Fechtgang mit stumpfen Rappieren mit ihm machen. Der Kleber aber vermochte seine deutsche Natur dabei so wenig zu verleugnen, daß er sein Bestes that und den gnädigen Herrn schwarz und blau durchlebte, daß ihm die Fechtlust verging. Da kam Kleber in solche Ungnade, daß er seinen Abschied nehmen mußte, und als in Frankreich Republik gemacht wurde, ging er dorthin, und avancirte bis zum Divisions-General. Er wäre wohl an Jourdans Stelle Oberbefehlshaber geworden, und dazu war er tausendmal tüchtiger, als der Buttervogel Beurnonville. Jedoch seine Geradheit hatte ihm die Ungnade der Directoren der Republik zugezogen, und der Director Reubell hatte ihn sogar auf die Liste der Volksverräther gesetzt, damit er entköpft werden sollte, wie überhaupt den Leuten von Verdienst und Geradheit in irthanen Republiken der Kopf nimmer fest auf dem Nacken steht. So ging denn Kleber von der Sambre- und Maas-Armee hinweg. Seine frühern Untergebenen Lesèbvre und Tilli mit Gefolge nahmen sein Quartier beim Hof-Kammer-Rath Bertholdi ein; die Divisions-Generale von der Nordarmee Macdonald und Salme, beide ehrliche Männer, lagen beide beim Kaufmann Dirk van Hees; die Generale Rayla, Deval und Bubern bei Kister dem Aeltern, die Generale d'Houtpoul und Mortier bei dem jüngern Andrea; der General Soult mit Generalin bei Lüdiger; General Richepanse, der das Lager bei Ostheim befehligte, bei Schlickum, General Duvignon bei Steinkäuler, die Generale Le Voi und d'Autan bei Wilhelm Schlickum, der General der Artillerie Beroux bei Daniel Ewig; der Chef des Geniewesens, General Descroix bei Bütgen, und der Artillerie-General Cheveance bei Udenbrück.

crof
for

Hierzu kamen noch die General-Kriegscommissarien, welche hinsichtlich der Tafel die nämlichen Ansprüche machten wie die Generale, deren Truppentheile sie beigegeben waren. Es waren von ihnen in der Stadt Mülheim quartiert der General-Commissar des Nordheeres, Chapatot, bei Littmann; der von der Sambre- und Maasarmee, Koose, bei Wilhelm Thurn, und die Divisions-Commissarien Brumeau bei v. Zuccalmaglio, Basill beim Prebiger Reche, Malraison beim jüngern Andrea, Lesèuvre, des Generals Bruder, bei Rhodius, Dupain bei Hagen, Bocheron bei Peter Gulenberg, Mardau bei Köhler, du Hamel bei Biser, und hierzu kamen noch die Oberaufseher der Feldposten, für jede der beiden Armeen einer, der Magazine, der Spitäler u. s. w. und die General-Auditeure, welche alle auf General-Verpflegung Anspruch machten. Diese Generals-Verpflegungs war keine „Kleinigkeit“, wie einer dieser Herren dem Mülheimer Magistrate damals sagte, sondern es brachte einen für die Dauer unerschwinglichen Aufwand. Täglich requirirte der General die ihm für seine Tafel zusagenden Erfordernisse, und sein Wirth mußte dieselben der Dienerschaft in die Küche des Hauses liefern, oder aber ins Lager senden, wenn der Herr General dort in Dienste war.

Gewöhnlich schrieb oder dictirte der Herr General den Küchenzettel und unterschrieb ihn eigenhändig. Auch davon mögen hier einige Beispiele Platz finden. So z. B. forderte Jourdan bei Dirk van Hees das nöthige Rindfleisch, Hammelfleisch, Kalbfleisch, ein Wildpret, unterschiedliche Sorten Gemüse, 4 Flaschen Malaga, 30 Flaschen Champagner, 30 Flaschen Bordeaux, Citronen, Zucker, Fische, Hühner und Weißbrod. Der Küchenzettel wurde sodann mit der Namensunterschrift des Generals dem Magistrate eingesandt. General Soult, der einen Adjutanten, einige Officiere, Generalin, Kammerdiener, Kammerfrau, Köche, Bedienten und Zofen nachführte, forderte am 11. October von seinem Wirthe Lüdiger zur Mittagstafel: 8 Pfd. Rindfleisch, 14 Pfd. Hammelfleisch, 10 Pfd. Kalbfleisch, 1 Kalbsleber, 6 Pfd. Butter, 3 Pfd. Meliszucker, 12 Eier, 6 Heringe, 13 Flaschen Rothwein, 12 Maäß weißen Wein, $\frac{1}{2}$ Maäß Baumöl, $\frac{1}{2}$ Maäß Weinessig, 1 Pfd. Wachslichter, 3 Stümmer Buschlohlen, Brennholz, Weiß- und Schwarzbrod, 1 Pfd. Fett, 1 Pfd. Mandeln, 3 Pfd. Kaffee, 3 Pfd. Reis, 1 Maäß Salz, $\frac{1}{4}$ Pfd. Pfeffer, 3 Pfd. Speck, $\frac{1}{2}$ Maäß Brantwein, 2 Maäß Milch, Blumenkohl und andere Gemüse, 1 Ochsenzunge, 4 Kalbsfüße, Salat, $1\frac{1}{2}$ Maäß Rüböl, 1 Buch Postpapier (!), 2 Buch Conceptpapier, 1 Ochsenlummer, 2 junge Hähnen, 2 Tauben, 1 Hammelschweif, 1 Kalbsleber, 5 Mandelpasteten, $\frac{1}{2}$ Pfd. Macaroni, $\frac{1}{2}$ Pfd. Bisquit, Nüsse, Aepfel 2c. 2c. — Folgenden Tags requirirte er: 16 Pfd. Ochsenfleisch, 6 Pfd. Hammelfleisch, 6 Pfd. Schweinefleisch, 10 Pfd. Forellen, 2 Pfd. Kaffee, 2 Pfd. Butter,

3 Pfd. Mehl, 4 Weizenbrode, 3 Pfd. Reis, 5 Pfd. Zucker zc. So gings alle Tage, und obgleich der General vom 15. bis 25. Oktober nach Solingen verreiset war, so kostete er seinem Wirthe Philipp Engelbert Lüdigcr außer den eigentlichen Tafelbedürfnissen, die täglich zu 50 bis 60, ja oft über 100 Rthlr. angeschlagen wurden, während der Lagerzeit an Wein, Del, Wachlichtern zc. 539 Rthlr. 29 Stbr. 12 Heller. Die Verpflegung des Generals Beraux kostete dem Friedrich Ewig während 52 Tagen 2283 Rthlr. — Dirk van Hees gab außer den Victualien für Zuckergebäcke und Wein zur Tafel des Generals Macdonald aus 1292 Rthlr. 4 Stbr. 16 Hell. — Die Tafel des Generals Tilli kostete dem Kaufmann Pauls jede 10 Tage 400 Rthlr. — Oberst Walther ließ sich die Tafelrequisition abkaufen. — Am einfachsten ging Kleber zu Werke, der nur westphälischen Schinken und guten Rothwein requirirte und das Uebrige auf den Wirth ankommen ließ. Von Ende September bis Mitte Oktober 1796 wurden zu Mülheim täglich bei 30 Generalstische bestellt, was der Stadt mehr als 150,000 Rthlr. kostete. Andere Generale lagen zu Westhofen und Elsdorf; Ney Anfangs zu Rath, hernach auf dem Schlosse zu Hückeswagen, und ihm folgte als Befehlshaber der Vorposten-General Salme von der Nordarmee, der beim Frohnhalfen Georg Clever zu Merheim sein Quartier wählte. Diesem Clever wurde von der Regierung zugesichert, daß ihm die Auslagen für den Generalstisch von der ganzen Gemeinde erstattet werden sollten. Der Bezirk war aber so verarmt, daß Niemand etwas beizutragen vermochte, und Clever konnte erst nach einem Prozesse, der bis zum Jahre 1806 währte, die zugesicherte Erstattung erzwingen. Auf Befehl des Generals berief der Oberschultheiß Daniels am 9. November 1796 die Ortsvorsteher seines Amtes zusammen, um über Mittel zur Aufbringung der Tafelbedürfnisse zu berathen. Das vor dem Oberschultheiß und Gerichtsschreiber Schatte aufgenommene Protokoll sagt wörtlich:

„Die anwesenden Ortsvorsteher und Meistbeerbten erklärten, daß sie durch den bis hierhin angedauerten unerhörten Krieg, und jetzt schon bis in die siebente Woche angedauerte Lagerung deren französische Truppen bis auf den letzten Heller ausgemergelt wären. Die Fourage von jeder Art wäre von denen Truppen weggenommen worden, die Scheunen seien von denen übrigen Früchten auch größtentheils ausgeleert, eine Menge Häuser theils unwohnbar, theils der Erden gleichgemacht worden. Die Felder lägen ödt und wüst und könnten nicht eins mehr zur künftigen Wintersaat zubereitet werden, weil kein Vieh und kein Saatkorn vorhanden; den meisten Leuthen mangelte es an dem nothdürftigen Brodt; zu geschweigen von übrigen Lebensmitteln. Es müßte der hiesige Unterthan gegenwärtig seinen nothdürftigen Lebensunterhalt bei denen Truppen selbst suchen, um seine Familie für dem gräßlichen Todt des Hungers zu bewahren; die Aussicht in die Zukunft wäre schaudernd, besonders wo sie neben den unerträglichen Kriegsdrangsalen mit der leidigen Viehseuche stark heimgefußt würden. So willig und bereit sie auch wären, zur

Journirung der befragten Generalstafel die nöthigen Gelder beizuschaffen, so wären sie aber aus vorberichteten Ursachen hierzu nicht im Stande, indem einestheils alle Gemeinden schon in solchen großen Schulden stecken, woraus selbige gewiß nicht in kurzen Jahren gerettet sein würden, und anderen Theils den meisten Unterthanen es an Mitteln mangelte, sich selbst das nothdürftige Brodt für die Zukunft anzuschaffen, wenn selbiges noch allenfalls für Geld und für Verschreibung von Hauß und Hoff zu haben sein würde. Sie müßten also ihre Zuflucht zur höchsten Landesregierung nehmen, bittende, mittels Einwendung dieses Protocolls bei Höchstderoselben unterthänigst berichtlich anzufragen, wie und auf welche Art die befragten Gelder herbeigeschaffet werden mögten.“ 2c. 2c.

Hält man gegen diesen Hunger und Kummer der Einwohner das tägliche Schlemmen und Prassen, die ellenlangen Küchenzettel der Generale mit Bisquit und Wein und Braten, so erscheinen jene Volksbeglucker im rechten Lichte. Georg Clever legte der Hofkammer zu Düsseldorf eine Rechnung von 651 Rthlr. 17 Stbr. über Zuckergebäck vor, welches er bei Kölner Conditoren für die Tafel des Generals Salme auf Credit geholt hatte. Die Herren Franzosen liebten die Süßigkeit sehr.

Nicht bloß in der Stadt Mülheim — auf jedem Dorfe, das nicht von Einwohnern verlassen war, lag dichtgedrängte Einquartierung. Nach der Räumlichkeit wurden die Mannschaften vertheilt. Der Quartiermeister schrieb mit Kreide auf die Thüren der Häuser, wie viele Soldaten und Pferde dort unterkommen sollten. In Verzweiflung versunken sahen jüngst wohlhabende Einwohner sich zu Bettlern ausgesogen und ausgeplündert. Die rohe Kriegsmacht gebot über Alles. Die Landesbeamten, die vor den Augen der Verwalteten durch die Soldaten mißhandelt wurden, hatten nichts mehr zu befehlen. Das Drohwort eines bewaffneten Chasseurs galt mehr, als alle landesherrliche Befehle. Zu den Plünderungen und Verwüstungen gefellten sich aber noch die außerordentlichen Lieferungen an Fourage und Holz, indem bloß das Amt Porz vom 26. September an täglich 2000 Rationen Heu, Stroh und Haber, sowie 16 Klafter Brennholz ins Lager zu liefern hatte. Weil es hierzu an Borspann fehlte, so wurden die ausgehungerten Landleute auch noch zum Lasttragen nach dem Lager zusammengetrieben. Das Schanzarbeiten zur Lagerbefestigung war keine geringe Last für die Einwohner. Auch in dem besondern Lager des Generals Lesdovre, der vom 8. October an seine Division zwischen Thurn und Dünwald aufgestellt hatte, mußten Holzlieferungen gemacht und Schanzarbeiten geleistet werden. Im ganzen Amte Porz waren damals bloß drei einspännige Karren aufzutreiben. Wurden aber die geforderten Gegenstände nicht zur bestimmten Stunde abgeliefert, so wurden für diese Säumigkeit Straf gelder erhoben, die in die Taschen der Befehlshaber fielen. Sogar die Schanzarbeiten, welche auf die geflüchteten Dorfschaften ausgeschrieben und durch die Soldaten geleistet waren, wurden in Gelde angeschlagen und diese Summen

nachher mit unerbittlicher Strenge beigetrieben. Was einmal gefordert war, kam nicht ins Vergessen und unter tausenderlei Vorwänden, mit den verruchteſten Mitteln preßte man den Land- leuten ihre letzten Pfennige ab. Die Herren Generale und Officiere, die neben ihren Gehältern ſo große Summen durch Handel mit Schutzwachen und abgepreßte Geſchenke zusam- mengebracht hatten, gaben keinen Heller für kleine oder große Bedürf- niſſe aus, ſondern ließen Alles, was ſie nothwendig hatten, von den Gemeinden, wo ſie lagen, liefern. Niß einem Befehlshaber ein Knopf von den Beinkleidern, ſo mußte die Gemeinde auf ihre Koſten den Schneider ſenden, der den Knopf anſetzte. Brach etwas an einem Wagen, oder war ein Reitpferd zu beſchlagen, ſo wurden die Handwerker auf Gemeindefoſten beſtellt und der Herr General ließ ſich ſogar auf Gemeindefoſten raſiren und die Hühneraugen ſchneiden. Kam die Generalin in die Wochen, ſo wurde auf Gemeindefoſten die Hebamme beſtellt und Arzt und Apotheker auf die Gemeindefaſſe angewieſen. In den Rechnungen des Magiſtrats zu Mühlheim liegen dafür eine Menge Belege vor, wie die gefeiertſten Helden der Republik in ſolchen ſcham- loſen Requiſitionen die rohe Plünderung ihrer Karmagnolen noch weit übertrafen.

Als das Lager bei Mühlheim in der Mitte December ver- laſſen wurde, hatte das Land durch jene Erpreſſungen und Ver- wüſtungen mehrere Millionen eingebüßt. Die nächſte Umgebung des Lagers war zur Wüſte umgeſchaffen, wie Beurnonville ſelber eingestand. Viele zurückkehrende Einwohner fanden an der Stelle ihrer Häuſer nur Schutthaufen und Brandſtätten, fanden die Felder durch Wälle und Gräben verdorben und ſo feſt geſtampft, daß für lange Zeit kein Anbau möglich. Von Wintervorräthen war gar nichts mehr vorhanden, und nachdem die äußere Sicher- heit zurückgekehrt war, zwang der Mangel nochmals zum Aus- wandern. Viele ehemals bemittelte Familien erholten ſich nie wieder zu ihrem früheren Wohlſtande, und ſehr viele heute noch auf Gütern und Gemeinden laſtende Schulden ſtammen aus jener Schauerzeit. Wie rühmlich der Feldzug von 1796 auch für die deutſchen Waffen war, ſo wurde er doch für einen großen Theil des Vaterlandes und namentlich für das bergiſche Rhein- thal, die Quelle namenloſen Elendes, das durch viele Jahre des Friedens nicht völlig verwiſcht wurde.

Nach der Aufhebung des Lagers zogen die meiſten republi- kanischen Truppen auf's linke Rheinufer hinüber. Der General Macdonald aber wählte die Stadt Düſſeldorf zu ſeinem Winter- quartier. Der General Ney, der die Stadt Solingen noch bis in den December um Fourage, Waffen, Lebensmittel, Kleidungs- ſtücke und Geld gebrandschatzt hatte, ſetzte ſeine derartigen Ge- ſchäfte in Elberfeld fort. Die Generale Salme und Dupont

nahmen mit einigen Truppen der ersten Halbbrigade und dem 23. Jägerregimente ihre Quartiere in der Stadt Solingen, wo sie die Einwohner zur Bestellung ihrer Generalstafeln zwangen. Salme behauptete: ihm komme als Befehlshaber der Vornache des linken Heeresflügels mehr zu, als einem gewöhnlichen Brigade-Generale, und forderte die Gedeckezahl eines Divisions-Generals, wogegen der Solinger Magistrat, von Bajonnetten umzwängt nur vergebliche Einreden machte. Es kam die Tafel dieses einzigen Generals der Stadt Solingen alle sechs Tage auf 404 Rthlr. 25 Stbr. zu stehen, indem sich für diesen Preis ein Unternehmer gefunden hatte. Am 8. Januar 1797 verließ Salme das rechte Rheinufer, und der Oberst Saint Germain rückte mit dem 22. Jägerregimente ein. Die einquartierte Truppenzahl betrug über 1000 Mann. Bei Gräfrath cantonnirte die 48. Halbbrigade, deren Befehlshaber, der Oberst Arnaud, bei den dortigen Kommen Quartier nahm. Die Reiterei-Division des Generals d'Hautpoul verbreitete sich in der Gegend von Ratingen, wo der Kaufmann Brögelmann die Generalstafel zu bestellen hatte. Bei Leichlingen und Opladen bildeten Reitjäger die Vorposten, und von dort die Wupper hinab bis an den Rhein lagen die Truppen der 8. Halbbrigade. In Elberfeld lag die 20. Halbbrigade unter Ney, die aber später nach Langenberg zu liegen kam, wogegen der Oberst Arnaud mit der 48. Halbbrigade in Elberfeld einrückte. Bei Mettmann lagen zwei Husarenregimenter. Im Februar verließ Ney Elberfeld und der General Compère rückte dort ein mit seinen Leuten von der Nordarmee. Wegen des Eisgangs, der schon in der Mitte des Christmonats begonnen hatte, wurde die Düsseldorfer Kahnbrücke weggefahren und alle Schiffe auf's linke Rheinufer gezogen. Der Winter war nicht so milde wie der vorherige, und dies vermehrte besonders die Noth der Einwohner. Die Rheinfahrt blieb den ganzen Winter über beschwerlich. Oberhalb der Wupper war sie sogar verboten, und auch zum Uebergange über die Wupper waren Pässe erforderlich.

So war das rechte Wupperufer mit Einquartierung belästigt. Das Land zwischen Wupper und Agger aber blieb wie in vorherigem Winter von Truppen und Lieferungen verschont. Der General Ney wollte zwar noch die Einwohner jenes Landstriches zu Wegearbeiten heranziehen, erließ ein Aufgebot an die Gemeinden und drohte mit der Execution. Doch unterm 27. Dezember machte die Regierung bekannt, daß die Aufgebote von den Ober-Generalen untersagt seien und Niemand zwischen Sieg und Wupper weder etwas für die französische noch für die kaiserliche Armee zu thun brauche. So standen die Sachen wie am Schlusse der vorherigen Jahre. Mit Ausnahme der Stadt Mülheim, worin das zur Ueberwachung des Waffenstillstandes gebildete

Neutralitätscommando lag, konnte der zumeist bedrängte Landstrich sich von den Kriegsdrangsalen wieder erholen.

Wie die Franzosen an dem Wupperufer, so stellten die Kaiserlichen längs der Agger hin starke Vorwachen aus. Drum blieben diese Ufer am meisten bedrängt von Kriegslasten. Doch auch der übrige von den Franzosen besetzte Theil des rechten Rheinufers wurde während des Winters hart mitgenommen. Zu den Frohndiensten an den Festungswerken zu Düsseldorf gesellten sich Brandschatzungen und die raffinirtesten Geldsuchereien verschiedener Art. So z. B. begnügte sich der Oberst Saint Germain in Solingen nicht damit, selber die Tafelgelder eines Generals wider Beurnonville's Verordnung zu erzwingen. Dieser republikanische Taschendictator ernannte den Hauptmann Bertat vom 23. Jägerregimente zum Stadtcommandanten, damit dieser Capitain in dieser neugebackenen Würde gleichfalls Ansprüche auf die Generalstafel sollte machen können. Die Bürgerschaft von Solingen wollte sich natürlich hierauf nicht einlassen und machte Vorstellungen. Doch der Herr Oberst sagte darauf: die Bürger hätten zu wählen, entweder die beiden Generalstafeln zu übernehmen, oder er würde sein ganzes Jägerregiment in die Stadt einquartieren. Es lagen nämlich derzeit bloß 2 Compagnien in der Stadt und 7 Compagnien im Amte Solingen. Aus Furcht, letztere Plagegäste noch zu den ihrigen zu erhalten, mußten sich die Solinger zu den Forderungen ihres Schwertherrn bequemen. Am 15. Februar zog auch General Compère in die Stadt, ließ sich auch eine Generalstafel bezahlen und erbrandschatzte eine Lieferung von 1000 Bajonetten mit Lederscheiden, 50 Schurzellen, 28 Aerten und 7 Fäschinennessern, welches Alles in 4 Tagen beschafft werden sollte. Gegen einige Douceurs erhielt die Stadt 15 Tage Frist zur Lieferung, doch keinen Nachlaß daran. Der Herr Oberst Saint Germain erpreßte darauf im Monat März von den Solinger Fabrikanten zwei Degen, jeden in einem Werth von 36 Louis'd'or, von denen er einen dem General Compère schenkte. So theilten sich diese Herren in den Raub, und die Gemeinen machten es im Kleinen nach. Erst am 10. März, als General Soult sein Hauptquartier in Solingen wählte, ließ die Presserei nach.

Um diese Zeit kam der Ober-General Moreau, dem an Beurnonvilles Stelle der Oberbefehl über die Nord-, Sambre- und Maasarmee übertragen war, nach Düsseldorf, besichtigte die dortigen Festungswerke und hielt Heerschau über die Truppen. Ende März kam auch die Division Championnet wieder über den Rhein zurück, und die 78. und 102. Halbbrigade dieser Heeresabtheilung bildete die Vorpostenkette wupperentlang. Diese Truppen, welche den Winter über auf dem Hunsrück gelegen hatten, forderten eine sehr kostspielige Verpflegung, welche die

verarmten Landleute beschaffen mußten. Täglich zweimal frisches Fleisch, Bier und Branntwein und Wein sogar, waren die gewöhnlichen Forderungen. Mit Roggenbrod, wie es damals die Landleute ausschließlich genossen, wollten die Republikaner sich nicht begnügen. Sie gaben dies den Pferden und erzwangen für sich Weizenbrod. Die Unterofficiere machten Anspruch auf Wein und Zuckerwerk. Die Officierstische mußten gehörig mit Zuckergebäcke bestellt sein, während die Quartierträger selber Hunger litten. Dabei legten die Soldaten es recht darauf an, ihre Wirthe zu quälen und zu ängstigen, und gingen so muthwillig mit dem Feuer um, daß viele Feuersbrünste entstanden. So wurde unter andern der Hülserhof bei Leichlingen und ein Theil der Rheindorfer Gemarkenwaldung ein Raub der Flammen. Zu Ganspohl bei Richrath brannten drei Wohnungen ab.

Mit dem Frühjahr wurden die Festungsbauten zu Düsseldorf mit erneutem Eifer betrieben, und an die Stelle der niedergerissenen Landhäuser im Stadtringe hohe Wallmauern errichtet. Man stellte auch die stehende Rheinbrücke wieder her, und baute einen verschanzten Brückenkopf bei Bollmerswerth, wobei denn die Einwohnerschaft nicht bloß Hand- und Spanndienste, sondern auch Lieferungen an Holz und Eisen leisten mußte. Der Quälerei war kein Ende. Am 9. März besuchte General Moreau in Begleitung des Generals Tilly und anderer Officiere die Stadt Mülheim, wo sie die Seidenfabriken des Christoph Andrea in Augenschein nahmen. Da wußten es diese Helden so zu kehren, daß ihnen der Fabrikherr ein recht ansehnliches Geschenk von seinem Fabrikate für ihre Weiber und Freundinnen machen mußte. Wenn die Generale auf Landeskosten lebten und die Hebammen für die Frau requirirten, so konnt' auch wohl ein nettes Kleid für die Frau mit abfallen.

Am 16. März zog Ney mit einer Jägercompagnie nach Werden an der Ruhr, ließ die dortige Abtei besetzen und legte derselben eine Brandschatzung von 60,000 Rthlr. auf, die sogleich entrichtet werden sollten. Weil aber soviel Geld in der Klosterkasse nicht vorhanden war, so hob der General sechs Stifftsherren als Geißel aus und brachte sie nach Düsseldorf, wo sie in Gefangenschaft blieben, bis die ganze Brandschatzungsumme nebst Kosten gezahlt war. Auch respectirten die Franzosen gegen das Frühjahr die Wuppergränze nicht mehr und erzwangen vom Amte Miselohe Lieferungen an die Truppen von Wambach und an die Schwadronen des Rittmeisters Valentin, der bis Monheim stand. Obendrein mußten sie Bretter, Bohlen, Schanzpfähle und Faschinen nach Düsseldorf liefern. An der Festung waren oft viele 1000 Landleute mit erforderlichem Geräthe vom rechten Wupperufer gestellt. Die Gegend von Solingen war überdies mit dem Bau des Weges über Kohlfurth und Kronenberg nach Elberfeld be-

schäftigt, welches Unternehmen der General Mey befohlen hatte. Die Stadt Solingen hatte auf Befehl dieses Generals im Spätherbste 4949 Rationen Haber, 5745 Rationen Heu und 3384 Rationen Stroh liefern müssen. Es war in der Gegend von Solingen und auf dem ganzen rechten Wupperufer ein solcher Futtermangel, daß der größte Theil des Viehes abgeschafft werden mußte. Auf dem linken Wupperufer vermehrte eine Viehseuche das allgemeine Elend. In der Nähe des Lagers, wo das Hornvieh in die Wälder geflüchtet und bei dürftigem schlechtem Futter der rauhen Witterung preisgegeben war, brach diese Seuche im Herbste 1796 zuerst aus und verbreitete sich den Winter hindurch immer mehr. Da die Seuche im März 1797 noch nicht nachließ, vertheilte die Regierung Druckschriften, worin die Landleute über die Mittel zur Vorbeugung und Heilung dieses Uebels belehrt wurden. Doch alles dies fruchtete nichts, bis die mildere Jahreszeit frisches gesünderes Futter brachte. Auch unter den Einwohnern waren bei dem Wald- und Hungerleben in Angst und Kummer viele Krankheiten ausgebrochen, worunter besonders die rothe Ruhr vom Spätherbste bis in den Winter viele Opfer hingerafft hatte. So führt immer das eine Uebel andere im Gefolge nach; die meisten aber das aller schlimmste Uebel auf Erden — der Krieg. „Dreizehn Wochen im Walde!“ Das spricht sich so leicht hin. Aber man muß die armen Leute, die das im bergischen Rheinthale betroffen, selber erzählen gehört haben, um all die Schrecken und das Ungemach zu ermessen, die es zum Waldleben veranlaßt hatten und mit denen dasselbe begleitet. Man muß die Zähigkeit der Menschen bewundern, die körperlich und geistig zu ertragen vermochten, bis in den harten Winter aus ihrem mühsam erworbenen Eigen vertrieben obdachlos jeder Witterung preisgegeben ohne Wechsel der schlechten Kleidung, ja oft auch dieser beraubt, bei ungewohnter Ernährung, die wildwachsende Pflanzen großentheils darboten, auszuhalten. Ein solches Ausharren belegt und ersetzt die ausführlichste Schilderung all der Unbilde, die das arme Volk von den welschen Raubthieren, zumal Weiber und Knaben zu dulden hatten. Es predigt gegen die Kleinstaaten und für die deutsche Einheit.

Bis zum Jahre 1797 hatten die Bergischen alle Schrecknisse des Krieges kennen gelernt, und noch sah man kein Ende.

Achtzehnter Abschnitt.

Das Frühjahr 1797. General Hoche und die Contributionen der umgebenen Gäfte. Das Brandschatzcollegium zu Mülheim.

Leider ließ sich der Beginn des Jahres 1797 nicht so gut an, wie der Anfang des vorigen gethan. Der Winter war ein strenger Gast, spät lag noch der Schnee auf den Bergen, und Leid lastete auf den Herzen der Menschen. Vor einem Jahre war noch die Furcht vor dem Verluste das drückendste Gefühl, aber es war gemischt und durchhellet von Friedenshoffnung. 1797 aber lag die Trauer über den wirklichen Verlust auf dem ganzen Lande, und all die bitteren Erfahrungen hatten die Menschen der Hoffnung entwöhnt. Man sah die Wiedereröffnung des Feldzuges schon im Beginne des Frühlings vorbereiten.

Nachdem der Oberfeldherr Beurnonville sich vergeblich abgequält hatte, einige Mannszucht unter dem Heere der Freiheit einzuführen, wurd' ihm die Sache leid. Er macht' es, wie sein Vorläufer Jourdan gethan hatte, schützte Krankheit vor, und dankte ab, indem er das Commando an Kleber abgab. Der wollte aber auch nichts damit zu thun haben, und das Directorium ernannte den bisherigen Ober-General der Rhein- und Mosel-Armee, Moreau, zum Nachfolger Beurnonville's. Dieser trat aber auch zurück, und General Hoche, ein blutjunger, aber wackerer Geselle, erhielt den Oberbefehl über die Nord-, Sambre- und Maas-Armee, die er unter dem Namen eines Heeres von Deutschland (*Armée d'Allemagne*) vereinigte. Man konnte dies Heer auch die Geißel Deutschlands nennen. Hoche hatte seine Vorbeeren in der Vendee erworben und verstand sich auf den Bauernkrieg. Uebrigens war er ein Sohn der Revolution, nicht ohne Talent und ohne guten Willen, aber ohne besondere Bildung, die seine Waffengefährten Moreau und Bonaparte auszeichnete. Am 8. März 1797 kam er in Köln an, wo er sein Hauptquartier wählte. Sogleich begann er die Vorbereitung zu neuem Vorrücken. Anfangs April rückte die Division Lesèbvre

bei Andernach zusammen, und die Division Championnet kam zu Düsseldorf über den Rhein zurück. Am 13. April kündigte Hoche den Kaiserlichen in Mülheim und Neuwied den Waffenstillstand auf. Die Neutralitäts-Commando's zogen ab. Am 14. sammelten sich die im Bergischen zerstreuten Franzosen vor dem Uebergangspunkte der Wupper bei Dpladen in einem Lager. Dies dehnte sich über Ganspohl, über Neusrath bis an die Sandstraße aus und umfaßte in dieser Strecke zu beiden Seiten der Heerstraße allen unbeackerten Boden, dessen damals die größere Morgenzahl war, indem die heutigen schönen Feldfluren erst seit jenen Kriegsjahren durch Kottungen entstanden sind. Hinsichtlich der Mannszucht aber schien Hoche ohne gleichnerischen Wortprunk und hochprahlende Aufrufe das wirklich geben zu wollen, was sein redseliger Vorgänger Beurnonville so hoch und theuer versprochen und nicht gehalten hatte. Die Getreidfelder, die unter Jourdan absichtlich zerknetet wurden, blieben jetzt mit der größten Vorsicht geschonet. Ueberall sah man Wachtposten zum Schutze der Felder ausgestellt. Wer zum Plündern aus den Reihen trat, sollte erschossen werden. So lautete der Heerbefehl, und Hoche war der Mann, seinen Worten Kraft zu geben. Auf dem nördlichen Wupperufer vergriff sich diesmal kein Franzose am Eigenthume oder an der Person der Einwohner.

Championnet befehligte das Lager, sein Hauptquartier war am 15. im Posthause zu Langensfeld. Ney und Soult waren bei der Vorhut im Schweppe'schen Hause zu Dpladen quartiert. In der Osternacht, gleich nach Mitternacht, den 16. April 1797 kündigte Trompetenklang den Aufbruch des Lagers an. Noch in der Dämmerung zogen die Vornachen über die Wupperbrücke. Von Morgens 4 bis Mittags 11 Uhr währte der Durchzug am heiligen Ostertage. Da mochten die Kirchleute ein fröhliches Alleluja anstimmen, daß sie die Quälgäste los wurden. Das Heer zog in bester Ordnung durch die Stadt Mülheim und lagerte Mittags bei Buchheim. Die Nachhut aber blieb rückwärts in der Nähe von Dünwald. Leider bedurfte es dort keiner Sorgfalt für Schonung der Saaten, denn die Aecker lagen dort wüßt und ungebaut, so wie sie im vorigen Spätherbste zertreten waren. Gleichsam als ob das Kriegsunglück in diese Gegend gebannt sei, verließen die Truppen im Anblicke der Trümmer und Brandstätten jene lobwürdige Disciplin, die sie bisher beobachtet hatten. In den Dörfern Wichheim, Schweinheim, Dünwald, Buchheim u. s. w. wurden nicht nur Stroh, Getreide und Lebensmittel aller Art mit Gewalt weggenommen, sondern auch viele Stück Hornvieh, Schweine und Pferde hinweggetrieben und Kleidungsstücke und Hausrath geraubt. Es war Leibergottes wenig vorhanden, und noch das Beste geflüchtet. Auch währte die Bedrängniß nicht lange, denn schon am folgenden Tage,

auf Ostermontag den 17. April brachen die lagernden Truppen früh Morgens gegen die Sieg auf, und am 18. April beschloß die Artillerie-Reserve den Durchzug. Ohne nur einen Feind gesehen zu haben rückten die Franzosen in Siegburg und in die Engpässe des Gebirges jenseits Hennef ein, denn schon am 16. waren die kaiserlichen Barco-Husaren und Leloi'schen Jäger nach der Lahn hin zurückgegangen. Dort stand der kaiserliche General Wernek bei Dierdorf und Kray bei Neuwied mit etwa 15,000 Mann zum Angriffe bereit. Doch der Plan der Kaiserlichen wurde auf schnöde Weise vereitelt. Denn während Championnet mit 25,000 Mann durch das Gebirge hinaufzog, kam Hoche selber am 17. mit 40,000 Mann Neuwied gegenüber an den Rhein und ließ sich mit General Kray in eine Unterhandlung ein über einen Frieden, der zwischen dem Ober-General Bonaparte und dem Erzherzoge Karl zu Leoben frischlings geschlossen sein sollte. Am Nachmittage traten die kaiserlichen Generale Kray und Zellalich mit den französischen Generalen die Unterhandlung an. Gegen Abend aber rückten die Divisionen Lesèbvre und die gesammte Reiterei unter Richempanse über die Rahnbrücke auf's rechte Ufer. Die Unterhandlungen währten bis andern Morgens 8 Uhr fort. Da aber, als das ganze französische Heer von 65,000 Mann den zehnmal kleineren kaiserlichen Heerhaufen umringt hatte und beim Beginn des Kampfes schon kriegsgefangen erscheinen mußte, da brach der französische General Lesèbvre die Unterhandlung ab. Kray mußte sich entweder ergeben, oder durch ungeheure Heeresmacht durchschlagen. Er wählte das Letztere. Mit Verlust zwar, jedoch dem Feinde größern Schaden zufügend, erzwang er den Durchgang ins Gebirge und erreichte die Hauptmacht an der Lahn. Es ließ sich damals ein allgemeiner Unwille über die wälsche Ueberlistung und den Bruch des Völkerrechts aus. Schmähhlicher aber wurde das Vorrücken der Franzosen aus dem Grunde, weil ihnen bekannt war, daß bei Leoben ein Friedensschluß wirklich zu Stande gekommen sei. Ihr Vorrücken hatte nur den Zweck, in wohlhabendere minder ausgesogene Gegenden ihre Quartiere verlegen zu können. In Eilmärschen drang Hoche gegen Frankfurt vor, der rechte Flügel unter Lesèbvre über Montabaur und Wiesbaden, der linke Flügel unter Championnet über Altenkirchen und Gießen, und das Hauptheer, von Hoche selber geführt, über Dierdorf und Hachenburg. Am 21. April schon gelangte Lesèbvre nach Frankfurt, und dort erst wurde der zu Leoben geschlossene Frieden anerkannt. Unterdessen aber schlugen die Destreicher unfern Gießen den linken Flügel unter Championnet und machten Viele zu Gefangenen, worunter sich auch der General Ney befand. Dies war der letzte Kampf in dem kurzen Feldzuge von 1797. Die Stadt Frankfurt wurde für neutral erklärt. Hoche legte sein Haupt-

quartier nach Wezlar. In Frankfurt verkehrten die beiderseitigen Officiere friedlich miteinander, und die französischen Befehlshaber benutzten die Gelegenheit, ihre zusammengebrachten Schätze bei den Banquiers rentbar unterzubringen.

Der Niederrhein blieb hinfort von dem eigentlichen Kriege verschont. Der Schauplatz des Kampfes rückte nach Süddeutschland. Doch mancherlei Bedrückungen trafen hinfort das Land, und die planmäßige Blutegelei der Republik wurde für die Dauer verderblicher noch, als jene im Sturm vorübergegangenen Plünderungen. Hoche, der so ungebunden wie je ein Despot über die von den Franzosen besetzten Länder von der Nahe bis nach Holland hinab volksherrschte, legte es auf die rechte Weise an, die deutschen Länder für seine Republik auszubeuten. Er verschaffte den Einwohnern die zum Erwerbe nothwendige Ruhe und Sicherheit, und erreichte dann durch geregeltes Brandschatzwesen mehr als Jourdan und Kleber durch ihre wüsten Plünderereien. Er verbot alle willkürliche Requisitionen durch die Officiere, und setzte dagegen zu Bonn eine Mittelcommission (com. intermediaire) unter dem Präsidenten Chée, von woher alle Brandschatzungen für den Niederrhein ausgeschrieben werden sollten. Die sogenannten eroberten Länder wurden in fünf Bezirke eingetheilt, nämlich: Kreuznach, Zweibrücken, Trier, Köln und Aachen. Dem Aachener Bezirke war das Herzogthum Berg einverleibt. Ueber jeden dieser Bezirke war von jener Mittelcommission ein Bürgerbevollmächtigter angeordnet, der die Landesregierung und die Untercommissarien seines Bezirks zur lebhaften Einziehung der Brandschatzungen anhalten und die Ablieferung der einzelnen Landschaft regeln sollte. Ein solcher republikanischer Civilcommissar herrschte mit größerer Willkür als je ein Fürst gethan, und ukasete und knutete ohne Verfassung und Landstände nach seines Herzens Begehr in den Säckel der Republik und in die eigne Tasche hinein. Diesem Gewaltherrscher stand die Truppenmacht zu Gebote, und bei geringster Säumigkeit oder Weigerung erzwangen Bajonnette und Kanonen die übertriebensten Forderungen mit der unverschämtesten Rücksichtslosigkeit. Der für den fünften Bezirk in der Residenz Düsseldorf angeordnete Brandschatzmeister war ein gewisser Geist, wahrlich ein böser Genius für die Wohlfahrt unsres Landes, ein Drohgespenst für Beamte und Verwaltung. Schon am 13. April 1797 machte die Landesregierung diese Anordnung bekannt, und theilte den Beamten und Schöffen zugleich mit, daß dieser Bürger Geist sie bei geringster Nachlässigkeit oder Säumigkeit in der Vollziehung seiner Befehle sogleich durch die bewaffnete Macht einholen und in strenge Haft setzen werde.

Schon vor seinem Rheinübergange hatte Hoche, am 14. April 1797, jener Mittelcommission den Befehl ertheilt, den er-

oberten Ländern zum ersten Willkomm eine Brandschatzung von drei Millionen Livres aufzulasten. Die Hälfte davon sollte binnen der nächsten 14 Tage, die andere Hälfte aber vor dem Ende des neuen Blüthenmonats (19. Mai) bezahlt werden. Der fünfte Bezirk erhielt von dieser Brandschatzung auf seinen Antheil 1,020,833 Livres zugetheilt, welche aber schon am 29. April für das Herzogthum Berg allein auf 1,800,000 Livres erhöht wurde. Zugleich gebot Hoche, daß vom 24. des republikanischen Blüthenmonats (13. Mai) an, alle Renten, Zehnten, Schoß, Lehen, Pächte und überhaupt alle Gefälle der Güter, die dem Landesherren, die andern Fürsten, den geistlichen Stiftern, Klöstern oder dem Maltheser- oder Deutschorden zugehörten, von den französischen Commissarien für die Republik erhoben werden sollten. Dabei war noch die drückende und schreiende Ungerechtigkeit, daß die vorausbezahlten Gefälle nochmals an die Republik entrichtet werden mußten. Ueberdies wurden auch die Barriereempfeuge, die Bier- und Brauntwein-Accise und überhaupt alle direkten und indirekten Steuern zum Vortheile der Republik eingetrieben. Die Tribute, die einst Ungarn, Normannen und andere rohe Völker von den Deutschen erzwungen hatten, waren eine Kleinigkeit gegen diese Blutegelei, und drückender noch als die Last selber war die inhumane Weise der Einziehung.

Die Landesregierung und Bürger und Bauern erschrafen über jene unerschwingliche Brandschatzung von 1,800,000 Livres. Doch von dem Geiſt geplagt, von Bajonnetten bedroht, suchten sie den Betrag aufzubringen. Da zeigte sich die Verarmung des ehedem so wohlhabenden Landes. Trotz aller Drohungen war nicht einmal die Hälfte der Summen binnen 14 Tagen zusammen zu bringen. Jener Geiſt rumorte gewaltig zu Düsseldorf, und erließ am 25. des republikanischen Blüthenmonats (14. Mai) ein Wahnschreiben an die Oberbeamten, beschuldigte sie des Mangels an Thätigkeit im geheiligten Dienste der Freiheit, und befahl ihnen, die Ortsvorsteher aller säumigen Gemeinden sofort ins Gefängniß zu werfen. Diese Schreiben waren mit Executions- truppen begleitet, die in alle Amtsbezirke einrückten, um die aus- geschriebenen Gelder mit Gewalt zu erheben. Daraus erwuchs den Gemeinden nur neue Last, aber mit dem Bezahlen gings doch nicht besser, denn kein Zwang ist stärker und mächtiger, als die Unmöglichkeit, und in diesem Falle befanden sich viele Gemeinden, worin nicht einmal nothdürftige Nahrungsmittel, geschweige noch baares Geld vorhanden. Die Güter waren aber so im Werthe gesunken, daß man vergeblich sich nach Köln und nach der Graf- schaft Mark um hypothekarische Anleihen wandte. Die Abtei Altenberg sollte 40,000, die von Deuz 25,000, die von Siegburg 50,000, das Amt Miselohe 45,000, Elberfeld 100,000, Stadt und Amt Solingen 200,000, die Stadt Mülheim 16,100,

des Amt Porz 70,000, das Kloster Dünnwald 1500 Livres u. s. w. beitragen. Da dies Alles nicht gelingen wollte, setzte Hoche in Mülheim am Rhein noch ein besonderes Brandschatzcollegium für das Land zwischen Ruhr und Sieg ein, welches aus vier Officieren, dem Artillerie-Obersten Miqueferiet, dem General-Adjutanten Romieu, dem Bataillonschef Denizot und dem Hauptmann Hégay, sämmtlich von der Division Championnet, gebildet war. Dieses Collegium begann seine erste Thätigkeit damit, den Aemtern und Stiftern und Klöstern aufzugeben, die geforderten Summen binnen 24 Stunden beizuschaffen, und schrieb überdies für die Kaufmannschaft noch eine Industrie-Steuer aus, die für das Land sich auf eine Summe von 85,069 Livres belief. Da dies Alles aber eben so geringen Erfolg hatte, ließ das Brandschatzcollegium überall Geißel ausheben. Man holte die Prälaten von Siegburg und Altenberg, den Herrn von Pfeill sogar aus dem Collegium der Düsseldorfer Regierung, und aus jeder Stadt, aus jedem Amte die angesehensten Bürger und Meistbeerbten. Da flogen denn von allen Seiten Vorstellungen und Bittschriften dem Collegium zu Mülheim zu; jedoch statt der verlangten Milderung, statt des Aufschubes verdoppelte dies die Zwangsmittel und sandte überall hin die Executionstruppen. Das Niederträchtigste dabei war, daß man zu diesen Quälgästen die gefräßigsten und versoffensten Kerle auslas und ihnen die schlechtesten Kleidungsstücke mitgab, wobei die belästigten Gemeinden das republikanische Raubgesindel nicht nur verpflegen, sondern ihnen auch die abgerissenen Kleidungsstücke ausbessern oder gar ganz neue Anzüge verschaffen mußten, wie dies aus den Gemeinderechnungen über solche Zwangseinlagen ersichtlich ist. Außer zweimal täglich Kaffee mit Weißbrod und Zucker, Fleisch, Wein, Bier, Brantwein u. s. w. verlangten diese Presser auch eine tägliche Liebesgabe (*douceur*) für gutes Betragen. Eine solche Verpflegung kostete täglich für jeden Gemeinen etwa 1 Rthlr., und blieb die Execution ohne Erfolg, so verdoppelte man sogleich die Zahl der Presser. Das ganze 12. Dragonerregiment war im Anfang Mai zu solchen Gewaltmaßregeln im Bergischen aufgelöst. Zu Solingen lag damals eine halbe Schwadron unter dem Hauptmann Bennoit, der, ein geborner Neger, schwarz wie der Teufel war und die Bürger wahrhaft teuflisch quälte. Um dieser Quälerei mehr Nachdruck zu geben, rief er die andere Hälfte der Schwadron unter dem Lieutenant Langade in die Stadt, und so gedrängt machten die Solinger Bürger Anleihen, um den Forderungen zu genügen.

In der größten Verlegenheit aber war das Amt Porz um die Aufbringung seiner 70,000 Livres. Dies Amt hatte, besonders in seinem von der Frankfurter Straße durchschnittenen Theile, von Durchzügen und Lagern am meisten gelitten, und

wies außer einem Verluste durch Plünderungen von 500,000 Rthlr. aus dem Jahre 1795, einen Kriegsschaden von 1,800,000 Rthlr. aus der dreizehnwöchentlichen Lagerzeit von 1796 nach. Der Oberschultzeiß Daniels wandte sich, die Unererschwinglichkeit der 70,000 Livres darstellend, an alle Behörden; aber die Landesregierung war nur das Echo jenes Geistes, und dieser, sowie die Mülheimer Viermänner droheten mit Vervielfachung der schon gesandten Zwangstruppen. Auf alle begründete Vorstellung des Nichtkönnens war ein einfaches „Müssen“ die Antwort. In dieser äußersten Verlegenheit traten die Meistbeerbten aller Gemeinden zusammen, und bevollmächtigten den Schöffen Johann Peter Wisdorf zu Strunden eine Summe von 2500 Kronenthalern in Köln als Anleihe aufzusprechen und das verödete trümmerbedeckte Land dafür als Unterpfang zu stellen. Aber die Köbner Kapitalisten hielten das Unterpfang, welches jetzt einen Werth von einer Million Thaler haben würde, für unzulänglich, so daß Wisdorf nicht einmal 1000 Rthlr. darauf zu erhalten vermochte. So vermag ein Krieg den Werth des Bodens herabzudrücken. Wenn Niemand Geld hat, giebt keiner etwas für eine Sache. Die Einwohner brachten darauf mit höchster Anstrengung 12,000 Livres zusammen, auf deren Entrichtung die Execution einstweilen zurückgenommen wurde.

Während dreier Jahre hatte sich viel geändert, da im Jahre 1794 die Knaben auf der Straße mit Kronenthalern spielten und im Amte Porz der Morgen Ackerland kaum für 300 Rthlr. feil war. Die deutschen Krieger hatten wahrlich richtig prophezeit: daß die Franzosen rächen würden, was die Gutsbesitzer an ihnen durch schmäbliche Prellerei gefrevelt hatten. Der ungeheure Reichtum, der die Landleute so übermüthig gemacht hatte, war hingenommen, der Schluß war aus der Tasche geschabt, und es fehlte am Nothwendigsten. Das kam auf den Uebermuth. Früher hatten die Leute über die Steuern und mancherlei Druck geklagt; jetzt mußten sie in einem Monate mehr zahlen, als ehemals in vielen Jahren, und lernten den Druck erkennen, und das Murren war nicht so groß als ehemals.

Der Ober-General Hoche, durch die Vorstellungen der Landesregierung bewogen, setzte am 25. Mai 1797 die dem Herzogthum Berg auferlegte Brandschätzung auf 1 Million Livres herab, und darauf am 10. Prairial (28. Mai) legte er den eroberten Ländern, um, wie er sagte, ihnen einen neuen Beweis der Gerechtigkeit der französischen Volksherrschaft zu geben, statt neuerlicher drei Millionen eine ganz neue Brandschätzung von acht Millionen auf. Hierbei sollte jedoch die Milderung eintreten, daß 1) Alles was schon auf jene drei Millionen bezahlt war, auf diese acht Millionen in Aufrechnung kam, daß 2) bloß $\frac{1}{3}$ der Summe baar und $\frac{2}{3}$ in Getreiden und Lebensmitteln

zu entrichten, und daß 3) das Ganze in 3 Fristen zu bezahlen sei, die eine Hälfte nämlich am 6. Juni, und die andere Hälfte jedesmal zu $\frac{1}{3}$ am 6. der Monate Juli, August und September. Jedoch schon am 16. Prairial (4. Juni) erhöhte Hoche jene acht Millionen wiederum bis auf zwölf Millionen mit der Versicherung, daß er hinfort bis zum 22. September keine neue Brandschatzung ausschreiben werde. Worin er jedoch so wenig Wort hielt, wie jeder andere Franzose bei derlei Versprechen gethan. Zudem setzte er den zum Empfänger dieser Brandschatzungsgelder jüngst angestellten Bürger Turbach ab, und überließ den Landesbeamten Umlage und Empfang, setzte auch die Geistlichkeit in ihre Güter, mit Ausnahme jedoch der Waldungen, wieder ein, und gab der Regierung auch anheim, die Gefälle der landesherrlichen Kammergüter freilich nur zum Vortheile der Republik zu erheben. In jenen Brandschatzungen aber trug das Herzogthum Berg 600,000 Livres, wozu noch zwei Procent dieser Summe als Erhebungskosten traten. Dies waren die durch Hoche geufaseten Brandschatzungen. Bei allem gepriesenem Heldenthume dieser republikanischen Generale blieb ihre Beziehung auf die deutschen Länder doch nur die von Räuberhauptleuten im Großen, mochten sie diese Gelder für die große Räuberhöhle an der Seine, mochten sie solche für ihre Tasche einsacken; zu beiderlei hatten sie gleichviel Recht und Berechtigung.

Zu diesen Brandschatzungen und deren Executionen gesellten sich noch lästige Durchmärsche und Einquartierungen. Zu Ende April hatte der Ober-General Hoche mit dem Chef des Generalstabes Chérin sein Hauptquartier in Friedberg. Von Frankfurt bis Hachenburg hinab standen mit ihren Divisionen die Generale Lesobvre, Grenier, Lemoine, Championnet, Collaud, Debelle, Soult und Watrin, sowie die Reiterabtheilungen d'Hautpoul, Klein, Richemont und Ney. Das Herzogthum Berg mußte bis dorthin nach Hachenburg Fourage und Lebensmittel an diese Truppen liefern, und in Siegburg, Mühlheim und Düsseldorf wurden Borrathshäuser für Durchzüge angelegt, wozu aus allen Bezirken des Landes geliefert werden mußte. Zu Ende Mai kam die Reiter-Division d'Hautpoul über die Sieg zurück, und bezog ihre Cantonnements im Niederbergischen auf dem rechten Wupperufer. Der Divisions-General d'Hautpoul mit seinem General-Adjutanten Radet und 10 andern Stabs-Officieren schlug sein Hauptquartier zu Elberfeld auf; der Brigade-General Dswald kam nach Solingen, der Oberst Goudeau, Chef des 7. Cuirassierregiments nach Wald, das 8. geharnischte Regiment lag zu Mettmann u. s. w. Die Durchmärsche und Einquartierungen verschiedener Waffengattungen währten den ganzen Sommer und den Herbst über fort, besonders war aber damit das linke Wupperufer geplagt.

Am 26. Mai zog eine Abtheilung Fußvolk über Mühlheim und Opladen nach Elberfeld mit einer Heerde von 1669 Ochsen, welche Hoche den Landleuten in der Gegend von Gießen, da sie die Brandschatzungen nicht zu bezahlen vermochten, in Abschlag auf die geforderten Summen hatte abnehmen lassen. Die Aufrechnung dieser Waare an der Contribution mußte aber wohl eine sehr geringe sein, denn die Officiere verkauften viele von diesen Ochsen für Spottpreise. So verkauften sie den Leuten zu Reichlingen, wo der Zug am 27. Mai lagerte, das Stück zu 4 Carolin. Die meisten dieser Thiere sollen später auf dem Wege ins Innere von Frankreich durch allzuangestregtes Treiben verendet sein, wenigstens lauten so die Berichte. Doch mochten es die Officiere wohl mit dem ganzen Zuge machen wie sie in Reichlingen thaten, die Carolinen einstecken und dann berichteten: das Vieh sei alle krepirt. Aehnliche Dinge sah man damals alle Tage geschehen, denn mit der ganzen Republik ging's den Volksbeglückern damals um Geldsucht, Herrschsucht und Ehrsucht und um das Eine um des Andern willen. Waren auch die Plünderungen der gemeinen Soldaten durch Hoche's lobwürdige Strenge fast völlig abgeschafft, so brachte jeder einquartierte Franzose sich doch immer noch selber mit, d. h. einen kostspieligen, anmaßenden Quälgast, und meistens sogar einen Schelm oder Wütherich. Die im Felde die feigsten, waren beim Bauer im Quartier die tapfersten im Quälen, und es ist wirklich großartig, wie erfinderisch diese Quälgäste in allen möglichen Plackereien und Hezereien ihrer Wirthe und Wirthinnen waren. An rühmlichen Ausnahmen fehlte es freilich nicht, besonders unter den Officieren und Gebildeten traten oft tugendhafte humane Männer der bedrohten Unschuld oder dem auf's Aeußerste Mißhandelten rettend zur Seite. Doch der gemeine Mann im Heere hatte die Republik verstanden, wie die Hefe unseres Volkes sie im Jahre 1848 aufsaßte. Nachdem die Freiheitsnarren den Herrgott im Himmel und alle gute fromme Sitte, alle Zucht und Ordnung als lästigen aristokratischen Zwang abgeschafft hatten, hielten sie sich selber für höhere Wesen, denen der arme Mann in Deutschland zum Spielzeug aller Gelüste hingegeben sei. — Da kriegten unsre braven Landleute den rechten Begriff von der republikanischen Freiheit. Mancher hatte früher um der Steuern und mancher kurfürstlichen und büreaukratischen Plackerei willen den Franzosen und ihrer Freiheit sehnsüchtig mit Liebe und Begeisterung entgegen gesehen. Aber die Freiheit kam ihm übel. Hatten früher die Nachbarn prozeßt, wenn einer dem Andern über das Feld gegangen, oder ein Nachbarhühnchen im Garten etwas gepickt und gescharrt hatte, hatten sie früher die kleinlichsten Befugnisse des Hausrechts mit ängstlicher Eifersucht bewachtet und gehütet, so mußten die Leute jetzt ungerädet jeden Bruch ihres Haus-

rechts, jede Verletzung ihres Eigenthums erdulden. Sie waren nicht Herr in ihrem Hause, mußten froh sein, daß sie in ihrem Eigenthume geduldet wurden, hatten keine Ruhe bei Tag und Nacht, und mußten noch obendrein zu bösem Spiel eine gute Miene machen. Da hörte man kein Murren mehr. Es muchsete Niemand.

Wir rücksichtslos die neumodischen Heiden und Selbstherrgötter ihren Leidenschaften freies Spiel ließen, möge ein an sich unwichtiger Vorfall andeuten, der sich zu Mittesommer 1797 zu Idesfeld bei Mülheim begab. Da lagen bei dem Gutsbesitzer Düppes eine Partie geharnischte Republikaner, recht auserlesene Wüthriche, einquartiert, welche die ganze Hofhaltung auf's Blut plagten und trotz der Schutzwache in beständigem Schrecken erhielten. Da geht einer dieser Wüthriche vor dem Bienenhause her und sieht und hört die muntern Thierchen in aller Fröhlichkeit fliegen und summen im heiteren Sonnenschein, wie der Schöpfer des Himmels und der Erde dies seinen Kreaturen gegeben hat. Der Republikaner, der den Herrgott abgesetzt hatte, und im Dünkel darüber sich für den Lenker der Welt und Herrn aller Kreaturen halten mochte, ärgert sich darüber, daß das Bienenvolk ohne Respect vor ihm zu zeigen herumflog in summender Heiterkeit, während die Landeinwohner vor ihm zitterten und zagten. Zudem mochte der Republikaner gehört haben von dem Bienenstaate, wie der monarchisch so weise eingerichtet ist und alles geflügelte Volk einer Königin unterthänig. Das war ihm zu royalistisch, und er ertrug's nicht. Fluchend zog er sein langes Käsemesser aus der Scheid' und hieb in der Luft herum nach Gottes fröhlichen Geschöpfen, und hieb in gesteigerter Wuth über die Wirkungslosigkeit seiner Schwerlstreiche in die strohgeflochlenen Bienenfässer, daß die fleißigen Bewohner die Trümmer ihres süßen Bauwerks verließen und dem Störer ihres Friedens und ihrer Thätigkeit auch ihre Waffen zu fühlen gaben. Der Cuirasier wurde, je wüthender er um sich hieb, desto mehr zerstoehen von den Bienen, und mußte zuletzt, im Gesichte geschwollen und heulend vor Schmerz, den schimpflichen Rückzug nehmen. Die Hausleute hatten das aus einiger Entfernung angesehen, und der Schäfer hatte den tollmüthigen Republikaner ausgelacht. Das ging diesem aber so nahe in seiner Freiheitswürde, daß er seine ganze Wuth an dem unbewaffneten Schäfer, der sich nicht ernst halten konnte, ausließ, und ihm den Kopf spaltete. So thaten die Helden der Freiheit. Unsr Liberalen und Patrioten, die ihnen mit Freuden entgegen gesehen, hatten eine Rak' im Sack gekauft, und mit der Republik statt des Fisches eine Schlang' erhalten.

Neunzehnter Abschnitt.

Die Verwüstung der Bergischen Eichenwälder. Geist und Emmerich und neue Raubgriffe. Die letzten Tückungen der Bauernwehre.

Soche, der nunmehrige Obergeneral am Niederrhein, hatte gleich nach Verkündung des Waffenstillstandes von Leoben die Schanzarbeiten an den Festungswerken zu Düsseldorf einstellen lassen. Dagegen aber wurde durch den französischen Commissarius Geist zu Düsseldorf wiederum eine drückende Art von Hand- und Spanndiensten eingeführt und das bergische Land seiner größten Zierde, seines werthvollsten Eigenthums beraubt. Die Waldungen der geistlichen Stifter und Orden, die Forsten des Landesherrn und die Gemarkenbüsche der Gemeinden wurden für Eigenthum der Republik erklärt und auf alle schöne fällbare Bäume des Landes die Raub-Firma R. F. (république française) angeschlagen. Der Commissar Geist dachte, daraus lasse sich noch wohl ein nettes Sümmllein machen und mit dem Sack der Republik auch die eigene Tasche füllen. Der Sack der Republik aber war voll Löcher und die Tasche der Republikaner hatte keinen Boden. Die prachtvollsten Eichenwälder, die je in der Welt gesehen worden, die schönsten Buchenhaine, die stattlichsten Rothtannen fielen damals unter der Habgier der französischen Volksherrscher und wurden um Spottpreise verschleudert. Seit dem 30jährigen Kriege war in die bergischen Bannforsten keine Art gedrungen. Was die bergischen Herzöge und Kurfürsten auch verhauset und verschmauset und verliederlicht hatten; dies muß man ihnen lassen: daß sie den Wild- und Waldbestand mit emsigster Sorgfalt gepflegt und wie das eigne Auge bewacht und gehütet hatten. Es gab mehr Förster als Juristen, mehr Jagdhüter als Doktoren im Lande. Manchen dieser frühern Forstbeamten hab' ich als Greise weinen gesehen, wenn sie erzählten von der Pracht und Herrlichkeit damaliger Hochwälder, und dann von dem Hinstürzen der ungeheuren Riesenkronen der Eichen, deren jede einen Viertel Morgen Landes beschattet und deren Stamm vier Fuß im Durchmesser gehabt habe, ja den vier

Männer Hand in Hand zu umspannen kaum vermocht hätten. Schon hatten die Republikaner seit dem Herbst 1795 die den Lagern und der Festung Düsseldorf zunächst gelegenen Wälder zu ihren Bauten und andern Heeresbedürfnissen zu lichten begonnen, bis sie jetzt endlich darauf verfielen, sämtliche Waldungen als ein reiches Erwerbsmittel anzusprechen. Mit dem Wald Nap bei Eller begann man im Monat April. Dann kamen der Königsforst bei Bensberg, der dortige Frankenforst und die Gemeindewälder an die Reihe. Alle Amtsbezirke mußten eine Anzahl Arbeiter mit Aexten und Sägen bewaffnet dazu stellen. Alle acht Tage wurden diese Arbeiter abgelöst. Mehrere Monate hindurch waren etwa 2000 Männer unter dem Forstinspektor Emmerich mit der Verwüstung unserer herrlichen Forsten beschäftigt. Die schönen Bäume, die Jahrhunderte hindurch die Zierde unserer Heimat gewesen, trachten nieder unter wälschem Geldburste. Oberhalb der Sieg war es ein Commissar Gauthier, der die prachtvollsten Eichenwälder, namentlich auch der Abtei Heisterbach fällen ließ. Er füllte hauptsächlich dabei seine Tasche, indem er eifriger als den Transport nach dem Rhein den Verkauf an Ort und Stelle besorgte und die schwersten Bäume für zwei Kronenthaler hingab. Da mochte mancher gesinnungslose Holzhändler bei solcher Gaunerei sich bereichern. Am 17. Mai (26. Floreal) begann die Niederlage des Königsforstes, wozu die oberbergischen Aemter aufgeboten wurden, und fast drei Monate lang darin niederschlugen, bis endlich der Obergeneral Hoche, „vorgeblich“ von mancherlei Unterschleifen und Veruntreuungen die dabei statt hatten bewogen, dem Unwesen Einhalt that und alles fernere Holzfällen durch einen Ukas vom 18. Juli 1797 auf's strengste untersagte. Der eigentliche Grund aber war, weil des Holzes zu viel und des Geldes zu wenig im Lande war, als daß man es auf einen zusagenden Preis hätte bringen können. Mit dem Erlöse war der Splint der Eichen noch nicht einmal bezahlt. Zu den gerügten Unterschleifen aber gehörte besonders das Kostkaufen der aufgeforderten Arbeiter und der Frohnfuhrten, die zum Fortschaffen der Eichenstämme an den Rhein aufgeboten waren. Die republikanischen Befehlshaber und Aufseher nämlich ließen die Aufgebotenen gegen ein gut Stück Geld nach Hause gehen, und schrieben dann dem betreffenden Amte die Fuhr oder Arbeit nochmals zur Last. So begab es sich einmal eines schönen Montagmorgens, daß die zur Fortschaffung des im Walde Nap bei Eller gefällten Holzes aufgebotenen 1200 Karren von verschiedenen Ober- und Unter-Commissarien gegen Entrichtung von je 2 Kronenthalern für den Karren sämtlich zur Heimat entlassen worden waren. Jeder der verschiedenen wälschen Schelme hatte sich dabei auf die größere Ehrlichkeit seiner saubern Amtsgenossen verlassen und gemeint, die andern Commissarien würden

wohl ehrlicher gewesen sein und nicht gerade Alle sich loskaufen gelassen haben. Es ging aber damit, wie der Bauer dem Herrn sagte, der einen guten Wolf kaufen wollte. Der Bauer gab ihm zur Antwort: unter allen Wölfen der Welt sei kein guter zu finden, denn Wölfe seien Wölfe. So war unter den sämtlichen Schelmen-Commissarien kein einziger ehrlicher gewesen, und es begab sich die schnurrige Geschichte, daß allsämmliche Karren zugleich ausblieben. Jener Geist, obwohl er ein gutes Theil des Lösegeldes in der Tasche hatte, rumorte bei der Regierung und drohte. Die Regierung aber verordnete eine strenge Untersuchung, und als es sich herausgestellt hatte, daß die 1200 Karren von den verschiedenen Aemtern gehörig abgeschickt, aber von den Schelmen-Commissarien gegen eine Liebniß (douceur) entlassen worden waren, da wurde der Fortgang der Untersuchung von jenem Geist niederzuschlagen befohlen und der Landesregierung aufgegeben, das noch liegende Holz auf Kosten der Aemter durch Unternehmer fortschaffen zu lassen. So waren denn die Einwohner bei dieser Angelegenheit viermal geprellt: sie verloren nämlich ihr Holz, mußten dasselbe fahren, und endlich noch die Fuhre erstlich an den Commissar und zuletzt noch an die Landesregierung bezahlen. Einiges von dem gefällten Holze wurde in die Magazine des Heeres, anderes in die Festung gefahren; das meiste aber zu Spottpreisen verkauft, so daß Mancher, dem die Art der Erwerbung nicht genau hielt, sich daran bereicherte. Wer schlecht genug dazu war und einiges baares Geld hatte, der konnte damals zu etwas kommen, denn den Franzosen ging das Baare noch über die Republik, die ihnen doch Niemand wechseln mochte. Viele Ankäufer des im Namen der Volksherrschaft gefällten Holzes brachten es dahin, daß ihnen das angekaufte Holz sogar noch auf Landeskosten an den Rhein gefahren und eingeladen wurde.

Die Gemeindewälder wurden von den Commissarien an Private verkauft. Da schlug Mancher, der nur wenige Eichenstämme gekauft hatte, die Nummern der weggeschafften Bäume auf noch stehende Stämme an, und holte Duzende Eichen für eine. Das wußte auch der alte Georg Hey zu Schlebusch fertig zu kriegen, und daß er dabei nicht die schlechtesten Stämme wählte, versteht sich von selber.

Theurer aber kamen in jenen Tagen dem Kloster Altenberg die eigenen Eichen zu stehen. Die Mönche zu Altenberg hatten oberhalb Mainrath in dem schönen Thalkessel, der jetzt als Ackerland benutzt wird, eine wahre Pracht von vielhundertjährigen Eichen stehen, daß man seine Freude daran sah. Der Bürger Geist und Inspector Emmerich fanden aber auch ihr Wohlgefallen an diesen schönen Stämmen, und dachten, davon sollt ihnen etwas werden, und zeichneten sie mit der Raubfirma R. F.

Weil es aber bei der Menge der Waare an Käufern und an Fortschaffungsmitteln gebrach, so verkauften die Commissarien jene Eichen, die mehrere hunderttausend Reichsthaler werth gewesen, an den Prälat zu Altenberg für 7000 Livres baare Münze. Als aber die geistlichen Herren ihre eignen Eichen den wälschen Schelmen bezahlt hatten und fällen ließen, da machten die ungeheuren Baumkronen das Thal unzugänglich, daß weder Reiterei noch Fußvold mehr hindurch konnte. Da ging es über die armen Mönche her. Das Forst-Amt brüchtete auf das unterdessen erschiene Verbot des Ober-Generals hin, der das fernere Holzfällen untersagt hatte, und die Kriegssobersten sahen in der Niederlage des Waldes einen Verhack, eine Kriegslist, eine Meuterei, von deren Bestrafung sich die Mönche wiederum loskaufen mußten. Aehnliche Dinge fielen in jeder Gemeinde vor. Die Republikaner traten Alles mit Füßen, Recht und Gesetz und Menschenthum, wenn's nur Geld gab, und so verkauften sie nicht nur dem Landesherrn und den Klöstern und Gemeinden, sondern auch den Privatleuten Alles an den Ersten Besten, der etwas dafür gab. — Von den im Königsforste gefällten Eichen bereicherten sich aber auch viele Leute durch den Ankauf der Erdstummel. Die fallenden Arbeiter hatten es nämlich für unbequem gefunden, sich bei der ohnehin sauern Arbeit zu bücken, und hatten darum die Bäume nach ihrer besten Bequemlichkeit drei Spannen über dem Boden abgefällt. Da waren die Erdstummel recht reichlich ausgefallen. Zehn Jahre darauf kauften die Landleute diese Stummel, bereiteten dieselben zu Faßholz und verkauften es nach den Städten, und es gab dessen eine solche Menge, daß viele Arbeiter jahrelang damit beschäftigt blieben, und viele Leute reich davon wurden. So wird dem Beraubten wohl eine Brodkruste hingeworfen, wenn die Räuber sein reiches Gut an wohlbesetzter Tafel verschlampen. Und die Leute, die gerade die Brodkruste geschnappt haben, die schreien bei währendem Frieden: „Der Krieg bringt Geld unter die Leute!“ So denkt leider Jeder an sich und erwägt das Gemeinbeste wenig. Was der Krieg bringt, das taugt nicht, und was er holt, ist ungemessen. Er frißt wie ein Wolf die gezählten und die ungezählten Schafe.

Eine minder erhebliche Annäherung der Republikaner war damals auch die Verwüstung der Fischereien. Die große Anzahl reicher Klöster in der Stadt Köln und deren Umgebung hatte die Anlage einer großen Menge von Fischteichen auf dem bergischen Rheinufer, wo so viele Binnenwässer, veranlaßt. Die damals strengen Fasten durchgängig katholischer Bevölkerung gaben diesen Teichen höheren Werth. Die Franzosen aber, ohne zu fragen, ob diese Teiche Kloostergut oder Privateigenthum seien, machten sich ein Vergnügen daraus, die Fische zu fangen und zu verspeisen. Sie gruben die unteren Dämme durch, ließen das

Wasser ablaufen und ritten dann hinein und spießten die zappelnden Hechte und Karpfen mit ihren Lanzen oder Säbeln, oder jagten Fröhner in den Schlamm, ihnen die Fische heraus zu holen. Auch speiseten sie Froschbeine, was den Landleuten damals ein Greuel war, und den Abscheu vor den Fremdlingen vermehrte.

Die Belästigung der Einwohner durch Einquartierung, zumal aber durch die Reiterei, traf dieselben für den Augenblick härter, als jene Waldverwüstung, deren nachtheilige Folgen erst im Laufe der Zeit fühlbar wurden. Die Officiere forderten gar kostbare Tafelbestellung, vornehmlich Zuckergebäcke, und die im Niederbergischen lagen, preßten den Solingern Säbel und Prunkdegen ab. Außerdem waren gewöhnliche Gegenstände der Forderungen: Pferdegeschirre, Fußbeschlagn, Haarpuder, Stiefel, Hemde zc. zc. Die beiden Regimenter Geharnischte, das 7. und 8., aber ließen sich zu Kronenberg und Remscheid nicht nur ihre schadhafsten Kürasse auf Gemeindekosten ausbessern, sondern auch viele neue verfertigen. Es leisteten diese Harnische aber bloß gegen Bajonnettschläge und Säbelhiebe zuverlässigen Widerstand, wogegen die Kaiserlichen früher sich Harnische für ihr gutes Geld dort hatten fertigen lassen, die auch Flintenkugeln abwießen.

In den Junitagen, da die Einwohner durch tollwüthige Hunde geängstigt wurden und stellenweise großen Schaden dadurch an ihrem Vieh erlitten, quälte der Divisions-General d'Hautpoul das Land mit Ausschreibung einer Pferdellieferung. Jedes Amt und jede Stadt im Bergerlande sollte 4 Pferde für den Dienst der Reiterei stellen, und zwar vierjährige tadellose; oder man sollte für jedes Stück 600 Livres in baarem Geld erlegen. Die ganze Sache lief auch nur auf eine Privatgeldpresserei hinaus, denn alle zum Reiterdienste tauglichen Pferde waren den Einwohnern längst schon weggenommen worden. Die Forderung des Generals fiel den Beamten, denen Hoche das gänzliche Aufhören solcher Requisitionen feierlich angelobt hatte, bedenklich auf, und sie berichteten deshalb an die Landesregierung mit der Bitte um Verhaltungsvorschriften. Die Regierung zu Düsseldorf gab die Weisung, nicht Folge zu leisten, weil Hoche alle Lieferungen durch seine untergebenen Generale verboten habe. Doch da half kein Vertrag, kein Verufen. d'Hautpoul drohete und wandte sich zu Zwangsmitteln. Auf die Vorstellung der Regierung weigerte er sich sogar, mit derselben über diesen Gegenstand zu verhandeln, und diese rescribirt endlich am 17. Juni 1797 an die Amtmänner: „daß sie direkt so gut über die Sache traktiren sollten, wie möglich, und sich so verhalten möchten, wie es den Umständen am angemessensten und dem Amtsbezirke am zuträglichsten sei.“ Darauf wurde aber der Schultheiß Daniels vom Amte Porz am 22. Juni durch zwei Dragoner als Geißel für die Entrichtung

zum General nach Elberfeld geholt. Das Amt Porz war wirklich so verarmt, daß die Aufbringung der Forderung eine Unmöglichkeit geworden. Der Schultheiß stellte dies dem General-Adjutanten Radet vor und drückte diesem zur klaren Beweisführung eine Liebniß von 4 Louisd'or in die Hand, worauf denn die Forderung auf zwei Pferde herabgesetzt wurde, die der Schultheiß mit 200 Kronthalern durch einen Wechsel beziehen mußte. Außerdem beliefen sich die Zwangskosten der Wegführung des Schultheißen auf 67 Rthlr. Die vom Oberschultheiß über die Kosten dieser Geißelschaft aufgestellte Rechnung lautet wörtlich:

„1797 den 21. Junius sind zwey Gensdarmes zu meiner Abholung nach Elberfeld hier eingetroffen, welche laut anliegender Quittung bei der Wittib Herwegß verzehrt haben 2 Rthlr. 34 Stbr., den 22. dito mit den beiden Gensdarmen nach Elberfeld abgeritten, am Flügel auf der Wermelskircher Straßen verzehrt 24 Stbr., zu Wermelskirchen Mittag gehalten und daselbst verzehrt 5 Rthlr. 32 Stbr., zu Nonßdorf verzehrt 1 Rthlr. 12 Stbr., dem Adjutant General Radet 4 Louisd'or zum Präsent gegeben facit 30 Rthlr. 40 Stbr., den beiden Gensdarmen Executionskosten zahlen müssen 7 Rthlr. 40 Stbr., in Elberfeld verzehrt 10 Rthlr. 57 Stbr., zu Solingen verzehrt 1 Rthlr. 52 Stbr., zu Dpladen verzehrt 39 Stbr., an Barriere- und Weggeld in Allem gezahlt 10 Stbr., wegen dreitägiger Pferdesteuer gezahlt 3 Rthlr., an Zinsen und Provision 2 Rthlr. 52 Stbr. 8 Hlr. Summa 67 Rthlr. 32 Stbr. 8 Hlr.

Die Stadt Mülheim, welche den General-Adjutanten mit 8 Carolin entzückte, kam mit 100 Rrthlren. aus diesem Pferdehandel. Das Amt Miselohe aber, das sich auf keine Liebniß einließ, mußte für Beitreibungskosten durch Reitjäger 120 Rthlr. und die geforderten vier Pferde noch obendrein mit 600 Livres für jedes Stück bezahlen. Wer gut schmirt, gut fährt. Jener Radet aber, der diese Sache betrieb, war der nämliche Bursche, der 14 Jahre hernach als Gensd'armerie-General den Papst Pius VII. von Rom nach Paris holte, und zwar durch die Fenster des Palastes, weil der Papst alle Thüren und Thore hatte zumauern lassen.

Vom Monat Juni an wurden auch die Befestigungswerke von Düsseldorf wieder in Bau genommen, und alle Aemter und Städte des Landes waren damit wieder durch Hand- und Spanndienst belästigt. Die Einquartierungslasten und Durchzüge mehrten sich. Viele Truppen kamen von Hachenburg über Siegburg auf Köln, oder über Mülheim und Solingen nach Düsseldorf. Anfangs Juli wurde das Bergerland besonders belästigt durch die Einquartierung der sogenannten schwarzen Legion von Norrey, die in der Vendee gegen die Chouans gefochten hatte. Der Befehlshaber dieses wüsten Kriegsvolks, der General Hubot, der seit Anfang Juli zu Mülheim lag, schrieb am 4. jenes Monats an den Magistrat: von ihm hange es ab, die Einquartierungslast zu erschweren und die Einwohner auf's äußerste zu quälen, was man aber Alles durch einen anständigen Douceur abwenden könne.

Zugleich wollte er ein Reitpferd geschenkt haben. Der damalige Bürgermeister Areator überbrachte diesem Befehlshaber der schwarzen Legion 8 Carolinen mit der Bitte, von dem Zwangs-geschenke des Reitpferdes abzustehen. Doch der General wies das Geld ab mit den Worten: es genüge eine solche Bagatell kaum für einen Boten oder einen Unterofficier, und drohete auf's neue, worauf der Magistrat 25 Carolinen zusammenbrachte.

Im Kirchspiel Leichlingen lag eine Compagnie Fußvolf aus der schwarzen Legion vom 5. bis 9. Juli einquartiert. Ihr Betragen war das Schlimmste. Als aber fünf Mann, die zu Diepenthal einquartiert waren, am 8. Juli dem Hausherrn mit allerlei Erpressungen zu Leibe gingen, so nahm er ihnen mit Hülfe der Nachbarn die Waffen ab und sperrete sie ein bis zum Abzuge am andern Morgen. An diesem Tage fielen auch mehrere Republikaner plündernd ein in die Mühle zu Schüddig, sie wurden aber von dem Müller Johann Wilhelm Schmitz und seinen Knechten in die Flucht geschlagen, worauf die Republikaner einige Flintenkugeln durch die Fenster schossen und sich dann entfernten. In dem Walde zwischen Haswinkel und Bremersheide hatten sich mehrere bewaffnete Einwohner versammelt, um die Gehöfte beim Abzuge der Republikaner zu schützen. Als es zum Kampfe kam, steckten die Republikaner das Hasenpanier auf, wobei ihrer einer den Arm verlor und mehrere ihre Tornister zurückließen, um ungehindert laufen zu können. Die Flüchtigen klagten dies ihrem Hauptmanne, der den Johann Theodor Schröder, den Wilhelm Busch und Peter Marcus zu Leichlingen zur Genugthuung als Geißel aushob und gefangen nach Wülheim führte zu dem Bataillonschef, woselbst sie sich aber für 11 Kronenthaler loskauften.

Zu Balken, oberhalb Opladen, erging es den Landleuten schlimmer, denn die Franzosen begannen dort den Angriff auf Wehrlose, erschossen den dreißigjährigen Wilhelm Stöcker daselbst, und plünderten und zerstörten die Häuser der geflüchteten Einwohner. Den Raub luden sie auf Karren, die sie mitführten nach Opladen. So währten die Plünderungen an einzelnen Orten auch noch im Jahre 1797 fort, ohne daß General Hoche es hindern konnte. Wohlthätig wirkte jedoch der Befehl dieses Ober-Generals, daß alle die falschen Commissarien, welche in Schwärmen allen Truppen-Abtheilungen folgten und die Landleute preßten, hinfort nicht mehr geduldet werden sollten. Es sollte Niemand als rechtmäßiger Commissar angesehen werden, der nicht ein Beglaubigungsschreiben vom Ober-General selbst, oder von einem Divisions-General aufweisen könnte. In diesem Erlasse vom 25. Wiesenmonat des 5. Jahres der republikanischen Zeitrechnung (13. Juni 1797 des christlichen Kalenders) heißt es unter Anderm: „Der Ober-General zieht in Betracht, daß die Einwohner der eroberten Länder durch die kriegführenden Heere

genug auszustehen haben, und es erfordert deshalb die Billigkeit, daß Ich sie von dem Schranzenschwarme der Commissarien befreie, wodurch das Land zu Grunde gerichtet und dem Heere nur geschadet wird, weil mindestens $\frac{4}{5}$ jener angeblichen Commissarien keinen Auftrag haben können, indem ihre Zahl so groß ist, daß sie die Zahl der Soldaten in einigen Gegenden sogar übersteigt u. s. w.“ — Fünf Tage darauf erließ der Ober-General ein Verbot der durch Kriegs-Obersten ausgeschriebenen Spanndienste, indem er diese Umlage der Landesregierung anheim gab, wogegen er aber, trotz seines Versprechens „vor dem 22. September keine neue Brandschätzung auszuschreiben“ — unterm 13. neuen Grndtmonat (2. Juli) dem Herzogthum Berg eine neue Brandschätzung von 1,159,471 Livres auferlegte. — Das Worthalten war überhaupt, wie bei allen Franzosen, seine Sache nicht, und er gab den Einwohnern mit der einen Hand nur, um es mit der andern doppelt wieder zu nehmen.

Am 15. April 1797 (27 Thermidor an. 5) wurde durch einen Beschluß der Mittel-Commission zu Bonn die Censur für Bücher und Zeitungen auch im Herzogthum Berg aufgehoben, und allen Magistraten und Beamten mit Absetzung und Gefängniß gedroht, wenn sie die Freiheit der Presse mittelbar oder unmittelbar nur im mindesten, zu beeinträchtigen sich unterfingen. **Alber!** bloß die Schriften, welche das Recht der deutschen Völker gegen die Anmaßungen der Republik verfochten, waren auf's strengste untersagt, und der Verfasser und Verbreiter solcher ungebührlichen Schriften sollte als Feind des französischen Volkes sogleich erschossen werden. Gleich darauf, am 24. August 1797, wurde durch Beschluß derselben Mittel-Commission auch der für einen Feind des französischen Volkes und für einen Verleumder republikanischer Rechtsschaffenheit erklärt, der sich in Schrift oder Reden erlaubte, den scheußlichen Unfug, den die Republik mit unsern Forsten getrieben, zu rügen. Dies war die republikanische Preßfreiheit, für Recht und Wahrheit!

Heinrich Kolshoven zu Schönrrath bei Mülheim, ein schriftgewandter durchaus deutschgesinnter Mann hatte in Form eines Armeebefehls, der in vielen Abschriften zu Mülheim herumgereicht wurde, die unersättliche Geldgier und Raublust der Franzosen verspottet. Die Schrift war den Officieren in die Hände gefallen und diese hatten dieselbe dem Oberschultheiß Daniels zur Ermittlung des Verfassers übergeben, unter schrecklichen Drohungen, das ganze Amt Porz für die Thäterschaft zu strafen. Kolshoven entzog sich der Gefahr durch seine Flucht über die Friedenslinie und schrieb von dort unter anderem Namen an den Richter Daniels, daß er sich keine Mühe geben solle den Verfasser im Amtsbezirke zu suchen. Mit diesem Ausweis und einem Douceur wurde diese Sache niedergeschlagen.

Charakteristisch für jene Zeit ist auch das Titulargesetz vom 6. Brümair, welches in Schrift und Anrede an die Obrigkeit den Namen „Herr“ verbietet und, wie in Frankreich schon früher geschehen, statt dessen das Wort „Bürger“ auch in den eroberten deutschen Ländern gebietet. Alle Schriften, worin der Name Herr vorkam, sollten als ungültig angesehen werden, alle Gesuche, die dies verpönte Wort enthielten, unbeachtet bleiben. Sogar die Nachtwächter wurden gezwungen ihren nächtlichen Schlußgesang: „Lobet Gott den Herrn!“ mit: „Lobet Gott den Bürger!“ umzuändern. — So verhaßt war dieser Name bei dem völlig herrenlosen Volke, daß nicht nur Briefe mit der altbräuchlichen Titulatur vernichtet, sondern das Wörtchen „Herr“ auch aus älteren Schriften, wo man ihm nur beikommen konnte, ausgefragt wurde. Wie das aber bald wieder umschlug, werden wir erfahren. Je toller der Unsinn, desto kürzer seine Dauer.

Kein Wunder, daß man die Priester, die das Volk an den Herrn der Herren erinnerten, mit aller Wuth verfolgte. Als Beleg dazu und als Stylmuster möge hier folgender Ukas des Ober-Generals vom 19. Brümair Platz finden:

„Bürger! Es sind annoch unter Euch unvereidete Priester, Ausgewanderte. Diese halbstarrigen Urheber aller Uebel, die das Vaterland betrübt haben, schmeicheln sich zweifelsohne vergebens, von neuem in das Gebiet der Republik zurück zu kehren. Aber wie kommt es, daß das Gesetz vom 19. Fructidor, das dieselben aus dem Gebiete der Republik heraus wirft, Berwalter und Militär-Obere gefunden hat, die lau genug sind, die Vollstreckung zu vernachlässigen! Bürger! Ihr seid es, denen die Sorge obliegt, die Euch anvertrauten Ländergebiete von Innen zu reinigen. Meine Pflicht erlaubt mir nicht, daß ich Euch meinen Entschluß berge, durch alle Mittel die zu verfolgen, die sich aus Nachlässigkeit an den von den ewigen Feinden noch verbreiteten Uebeln betheiligen sollten, und man glaube nicht, die thätige Verfolgung, welche ich bewerkstellige, damit zu ermüden, daß sie von einem Orte fliehen, um am andern ihr Unwesen fortzutreiben. Ueberall, wo sich die Helden der Freiheit befinden, müssen die Priester und Ausgewanderten verschwinden. Ihr müßt, Bürger! die schärfsten Untersuchungen im ganzen Bezirke Eures Gebietes anstellen lassen, und mich über den Erfolg benachrichtigen u. s. w. Es gibt keine Mittel, die von den Ausgewanderten nicht angewandt werden, um sich in Gegenden einzuschleichen, wo sie die Schwärmerei des Königthums und den Ungehorsam wider die Gesetze einblasen u. s. w.“

Zwanzigster Abschnitt.

Wie die zerlumpten französischen Heere am Niederrheine auf Landeskosten neu gekleidet und von den hungernden Bauern und Bürgern mit Braten und Buckergebäcke gesüßert werden mußten.

Müälereien aller Art währten fort. Nach Hachenburg, Siegburg zc. mußten bedeutende Lieferungen gemacht werden, und am 23. Juni wurde von der Magazinverwaltung zu Düsseldorf eine Brandschätzung ausgeschrieben von 10,000 Centner Getreide und 10,000 Centner Fourage, die das Herzogthum Berg in acht Tagen aufbringen sollte, nachdem es einer Brandschätzung von 150,000 Pfund Heu vom 28. des neuen Wiesenmonats kaum noch genügt hatte. Hierauf folgten zu Anfang Juli fast eben so große Fouragelieferungen nach Siegburg und Mülheim, und alle diese Lasten wurden noch vermehrt durch fortwährende Zwangsmittel, die stets sofort nach dem Ablieferungstage gegen die säumigen Gemeinden angewandt wurden. Vielfach Schlimmeres würde das Land dabei erduldet haben, wenn ein weniger humaner und weniger geschäftskundiger Beamte wie Kühlwetter der Vertheilung und Ablieferung vorgestanden hätte. Eifriger wurde damals der Festungsbau zu Düsseldorf unter dem Genie-Officier Descroix betrieben und Hand- und Spanndienste erzwungen, und bei allem dem, was für das Heer, was für die Festung aufgebracht wurde, mußte das Land auch noch die republikanischen Beamten reich machen. Anfangs September begannen die großen Lieferungen von Hornvieh und Früchten ins Hauptquartier des Generals Grenier nach Hachenburg und nach Deutz an die 16. Halbbrigade. Aus dem Amte Porz wurden am 11. September 44 Stück, und aus Miseloh 40 Stück Hornvieh abgeliefert. Die übrigen Amtsbezirke kamen nicht billiger davon. Lennep, wo die 67. Halbbrigade geraume Zeit liegen blieb, wurde besonders bedrückt. Diese Halbbrigade unter dem Obersten Bontemp's zählte drei Bataillone Fußvolk und eine Geschützcompagnie, im Ganzen 2145 Mann mit 87 Officieren, welche letzteren alle sechs Tage an Tafelgeld forderten 2490 Livres oder 980 Rthlr.

Der Brigadeführer erhielt täglich 30 Livres, der Bataillonsführer 15, und jeder Subaltern-Officier 5 Livres Tafelgeld. Eine gleiche Taxe forderte die unter dem Obersten Grandjean um Deutz zerstreut liegende 16. Halbbrigade, von welcher ein Bataillon unter Major Veroy in Schlebusch, ein anderes unter Potot in Bensberg stand.

Diese Truppen begannen schon Anfangs August von den Gemeinden, worin sie lagen, neue Hemden, Schuhe und Hüte zu verlangen, und endlich, um die Mitte August, forderten die Befehlshaber eine ganz neue Bekleidung aller im Bergerlande liegenden französischen Kriegsvölker. Da sah man recht, wie es mit der Ehrlichkeit und Worttreue der Helden der Republik beschaffen war, denn nicht bei der Landesregierung, sondern bei Einzelgemeinden, nicht von den Generalen, sondern von den Compagnieführern wurden diese Forderungen gestellt, und zwar zuerst wieder im Amte Porz. Die Gemeindevorstände wandten sich um Verhaltungsvorschriften an die Landesregierung und diese verbot die Folgeleistung, aus dem Grunde, weil der Ober-General Hoche nicht nur alle Requisitionen verboten, sondern auch mit der Regierung einen feierlichen Vertrag geschlossen hatte, daß alle Lieferungen bloß von der Regierung umgelegt werden sollten.

Der Ober-Schultheiß Daniels zu Bensberg schrieb am 31. August 1797 an die nach Düsseldorf zurückgekehrte Landesregierung:

„Nach dem ausgestandenen vielen Kriegsungemach, wodurch der Landmann ins äußerste Elend und bis an den Rand seines völligen Verderbens gebracht worden, hatte man sich allgemein die Hoffnung gemacht, nunmehr bald wieder frei athmen zu können; die Gerüchte des nahen Abzugs der Franzosen unterhielten diese Hoffnung; Jeder erfreute sich darauf: daß er endlich denselben an der jenen Seite des Rheines auf den Rücken sehen würde; allein hieran scheint es noch nicht zu sein, im Gegentheil läßt der Umstand: daß die Truppen gegenwärtig in hiesiger Gegend in Kantonirung verlegt werden, noch einen langwierigen Aufenthalt vermuthen. Der erschöpfte Unterthan erleidet dadurch den letzten Stoß, — die Aussichten, an der vorgewiesenen Aerndte einen etwaigen Erhol zu finden, entfernen sich, und neue Expresungen sind die Vorboten davon, daß er bis aufs Blut ausgefaugt und ihm Nichts als seine Augen belassen werden sollen, um sein Schicksal beweinen zu können.

Ich will hier jene gleich nach gezahlter jüngerer Contribution in das dasige, und noch vor Kurzem in das Magazin zu Siegburg von den Amtseinsassen geleisteten beträchtlichen Jouragelieferungen nicht erwähnen, auch stillschweigend vorbeigehen, wie drückend die Last der Einquartierung sei, welche die vorherührte Truppenverlegung dormal mit sich bringet, obschon fast solche unerträglich ist, indem dem Soldaten Alles was ihm nur gelüftet, beigebracht werden muß. Wie gern würde der Landmann aber sich dieses noch gefallen lassen, wenn er von sonstigen Anforderungen z. Vertheilung das Unglück gehabt, daß es von zweierlei Brigaden und verschiedenen Bataillonen, mithin auch von verschiedenen Chefs besetzt worden. Der eine Chef wetteifert um den Andern, seine zerlumpte Mannschaft von Neuem zu kleiden und des Endes Hüte, Schuhe, Hemden, Laten, Bey,

Leinentuch, Garn, Knöpfe, und sogar die Schneider zur Anfertigung der Montirungen in Requisition stellen. Eine Requisition dieser Art ist für die Dörfer Wahn, Langel, Ober- und Niederzündorf, wie auch für das Botamt Stammheim zugekommen. Die übrigen Amtsdistrikte stehen in der nämlichen Gefahr, daß man in den ersten Tagen ein Gleiches von ihnen fordern werde. Wirklich hat der in der Abtey Deutz einquartierte Colonel Grandjean mich vorgestern in dieser Absicht zu sich rufen und über die Kleidungsbedürfnisse seiner Truppen ebenfalls deutlich vernehmen lassen. Die Bestimmung der hieruntigen Erfordernisse ist mir zwar noch zur Zeit nicht mitgetheilt worden, indessen erwarte ich selbige jeden Augenblick von dem dahier in meinem Hause sich aufhaltenden Colonel Potot. — Damit ich also diesem und den übrigen Chefs, wenn sie mit ihren Requisitionen erscheinen, gebührend begegnen könne, so ist mir ein ausdrücklicher Verhaltensbefehl nothwendig, besonders darum, weil die Anforderungen, wie ich glaube, mündlich geschehen.

Eine schriftliche Requisition von zwanzig aus hiesigem Amte nach Hachenburg zu liefernden Stück Hornvieh hat mir gemeldeter Colonel Grandjean zugestellt. Desgleichen verlangt der Brigadegeneral Compere zu Mülheim, daß die Gemeinden, in deren Bezirke seine Truppen liegen, seine Tafel versehen 2c. Vorzüglich habe ich hierbei zu bemerken, daß nur ein Theil des hiesigen Amtes und zwar der zunächst bei Mülheim gelegene von den Truppen des Generals Compere belegt ist. Diese Bewandniß erweckt die Frage: ob der übrige Amtsbezirk in solche Tafelnothwendigkeiten beizutragen schuldig sehe? Vor Entscheidung dieser Frage wage ich keine Umlage zu verfügen. Auch bitte ich, wenn es ansonst möglich, mir ein Mittel an die Hand zu geben, jener bloß der Ueppigkeit dienenden Forderung Schranken zu setzen, oder den desfallsigen Kostenaufwand von denen Unterthanen abzuwenden; bitte flehentlich denjenigen in dem nunmehrigen Gedränge zu Hülfe zu kommen, denn sie können es in der That nicht mehr aushalten, sondern müssen endlich in Verzweiflung gerathen und Haus und Hof verlassen, wenn die Requisitionen nicht aufhören. Wahrscheinlich ist deren auch noch eine aus der Stadt Lennepe auf dem Wege, indem ich heute mich daselbst einzufinden die Ordre vom General Grenier erhalten habe. Bei meiner Rückkehr hoffe ich die Verhaltensvorschriften rücksichtlich deren geforderten Montirungen sowohl als der verlangten Anschaffungen zur Tafel des Generals Compere in Empfang nehmen zu können. Ehrfurchtsvoll ersterbe 2c."

Hierauf erwiderte die Steuerkommission der kurfürstlichen Regierung durch den Geheimen Rath Freiherrn von Beveren am 2. September:

"Es werde der Bergische Landessecretair Rühlwetter sofort in das Hauptquartier des Generals Grenier sich begeben um den Befehl des Obergenerals Hoche (daß das Bergische Land von allen Requisitionen und Contributionen befreit bleiben solle) geltend zu machen und zu versuchen ob mittels eines geringen Opfers (sic) ein positives Verbot an alle in den Bergischen Aemtern befindlichen Commandanten erwürkt werden könne, fernerhin keine Kleidungsstücke mehr zu gewinnen und überhaupt bessere Ordnung zu halten 2c., was dem Oberschultheiß mit der Weisung mitgetheilt wird, auf die „besthümlichste“ Art die Tuchrequisition abzulehnen und das ganze Amt Porz an den Tafelbedürfnissen des Generals Compere pro rata concurriren zu lassen."

Herr Rühlwetter erlangte hierauf den Wegfall der Viehrequisition, vermochte aber die Requisition der Truppenbekleidung nicht abzuwenden. Die französischen Hauptleute forderten ungezügelter, und der General Grenier, dessen Division im Bergischen

lag, theilte aus dem Hauptquartier Hachenburg unterm 2. September der Regierung mit, daß der Ober-General Hoche bei jenem Verbote nur die willkürlichen Requisitionen gemeint habe; nothwendige Gegenstände und wirkliche Bedürfnisse der Truppen aber dürften auch Unterbefehlshaber allerdings vor wie nach requiriren und die Säumigen müßten durch Zwangsmaßregeln dazu angehalten werden. Denn es verstehe sich von selbst, daß das Land, worin die Truppen ihre Röcke und Hosen im Dienste der Freiheit verschliffen und abgerissen hätten, diese Sachen auch flicken und neu machen lassen müßte. Die Gemeinden hätten sich deshalb wegen der Bekleidung mit den einzelnen Befehlshabern derjenigen Truppen-Abtheilung, die dort einlagerte, zu verständigen, und würde man bei dieser Anschaffung willfährig sein, so sollte die strengste Mannszucht gehalten werden u. s. w. So gingen die Republikaner mit ihren wiederholten Versprechen und Bethuerungen um. Und die armen ausgesogenen Gemeinden, die Habe und Gut an die unersättliche Gier der Fremdlinge vergeudet hatten, mußten dies zerlumpfte Volk auch noch kleiden, während die Landeseinwohner selber in Noth waren, wie sie ihre Blöße bedecken sollten.

Seit dem Abschlusse des Friedens von Leoben hatten die Bewohner des Niederrheines die Hoffnung genährt, ihren ungebetenen Gästen bald auf den Rücken zu sehen. Von Woche zu Woche sprach man davon, daß die Franzosen nun gänzlich über den Rhein zurückgehen würden. Auch waren die Truppen der Division Lemoine und mehrere andere Abtheilungen der Nordarmee von Friedberg aus durchs Bergische über den Rhein gegangen. Allein zu Ende August machte sich die Division Grenier südwärts der Wupper breit, während nordwärts die Reiter-Division d'Hautpoul in ihrer Stellung blieb. Keine Einquartierung kam während des Friedens dem Lande theurer zu stehen, als diese beiden Divisionen. Officiere und Gemeinen lebten auf Kosten der Einwohner so üppig, als ob sie im Schlaraffenlande gewesen wären. Von allen Millionen, die Hoche erbrandschatzt hatte, wurde für Verpflegung der Truppen oder sonstige Heeresbedürfnisse nichts ausgegeben. Diese Summen gingen nach Paris oder in die Privattasche der Befehlshaber und Commissarien. Auch den Sold, den Officiere und Soldaten erhielten, verwandten dieselben nicht zur Zahlung ihrer Bedürfnisse, sondern hoben diese Gelder auf, um — reich zu werden. Alles, bis zur geringfügigsten Kleinigkeit, was das unverschämte Kriegsvolk bedurfte, mußte das unglückliche Land ihnen liefern. Schreibmaterialien, Hufbeschlag, Pomade und Haarpuder forderte man von den einzelnen Wirthen, oder von der Gemeinde. Sogar die Wagen der Generale oder ihrer Frauen und Kebsweiber wurden auf Gemeindefkosten ausgebessert, neu angeschafft, ausgerüstet und bespannt. Dem Schnupfer mußte die beliebteste Sorte Schnupftabak, dem Raucher der

Rauchtabak, dem Kranken die Arznei geliefert werden. Nicht für einen Heller schafften die Officiere und Soldaten aus eigenen Mitteln an, und ließen sogar die Hebammen und das Kinderzeug für ihre Weiber und Freundinnen, deren ein großer Schwarm dem Heere folgte, auf Kosten der Gemeinde oder ihres Wirthes anschaffen. Dies Weibsvolk, größtentheils schlechtes Pack, das den Soldaten nachlief, wurde eine besondere Plage der Quartierträger. Diese Betteln hatten immer etwas zu fordern und an dem Erhalteneu immer etwas auszusuchen, und doch that es die Noth den armen Landleuten an, diese Anhängel ihrer Einquartierung bei guter Laune zu erhalten, denn wenn ein solcher Drache auf die Zehen getreten war, so hekte er den Galan zu den unerträglichsten Quälereien. Sogar werthvolle Geschenke für diese Soldatenweiber wurden mit Gruß und Verbrüderung und fürchterlicher Drohung erpreßt, und man muß erstauern und schaudern beim Durchlesen damaliger Gemeinderechnungen, mit welcher Unverschämtheit Alles bis zum Knopf und zur Nähnadel, ja seidene Kleider und Tücher, Fächer, Sonnenschirmchen, Zierkämme, Schminke, Zahnpulver, Damenhüte, und andere Gegenstände des Schmuckes, der Ueppigkeit und weiblicher Eitelkeit gefordert und auf die schmutzigste Weise erpreßt wurden. Kein Wunder, daß die Franzosen noch immer mit solcher Sehnsucht vom Rheine und der Rheingrenze sprechen. Es war für sie das Land, wo's Semmel und Reiskrei regnete und wo man schlemmen konnte ohne zu zahlen und noch Geld dabei erhielt, daß man die Leute plagte. Wie in Unsittlichkeit, so auch in Forderungen für ihre Nebenweiber gingen die Befehlshaber ihren Leuten mit auffallenden Beispielen vor. Hoche selber war so licherlich, daß man ihm nachsagte, er sei an den Folgen seiner Ausschweifungen gestorben. Ueberhaupt ist der Franzose nicht so züchtig, wie der Deutsche; aber die Republik hatte die Fremdlinge vollständig schamlos gemacht, daß sie Alles thaten, was ihnen einfiel, und Anstand und Sitte als aristokratischen Zwang von sich abthaten. So z. B. war es etwas ganz gewöhnliches, daß diese neumodischen Heiden und Republikaner, die sich Weltphilosophen nannten, die Glieder bloß trugen, die man sonst am sorgfältigsten zu verhüllen sucht. Ich mag den Schmutz nicht einmal erzählen. Diese Eigenschaften machten dies Volk den Deutschen damals besonders ekelhaft, und die Klage darüber war eben so groß, als über die Geldpressungen, welche die Gemeinden endlich nur durch Anleihen zu befriedigen vermochten. Die tägliche Verpflegung eines gemeinen Soldaten war in der Wuppergegend für 40 Stüber angeschlagen. Doch wollte für diesen Betrag Niemand eine solche Beköstigung leisten. Und diese Einquartierung dauerte mehrere Jahre hindurch! Und nun mußten die belästigten Gemeinden das zerlumpfte Heidenvolk noch obendrein vom Kopf bis

auf die Füße nicht bloß neu kleiden, sondern ihm auch noch neue Waffenstücke, Federbüsche, Schulterzier, Schärpen, Degen, Pferdegeschirr, Lanzen, Fahnen, Trommeln und Trompeten liefern und ihnen Feste und Bälle geben. Besonders steigerte sich das Unwesen jener Belästigungen, als der Ober-General Hoche am 11. September 1797 zu Wezlar in einem Alter von 29 Jahren gestorben war. Im Jahre 1768 bei Versailles geboren, war er beim Ausbruche der Revolution noch Feldwebel gewesen, und stieg durch Kühnheit und Glück in zwei Jahren zum Divisions-General, führte das Moselheer, unterwarf die Vendee, und hatte so eben die Laufbahn neuer Kriegsthaten angetreten, als Bonaparte bei Leoben den Frieden schloß. Zwei solcher junger ehrgeiziger Feldherren, wie Napoleon und Hoche, hatten nicht Platz in einem Heere. Sie haßten einander. Drum starb Hoche, wie Einige sagen, an Gift. Andere behaupten: an Folge seiner Lieberlichkeit. Er war noch lang der schlimmste nicht. Wäre er auch der allerbeste von den Generalen gewesen, so muß' ihm doch seines Amtes wegen Schmach und Schmutz ankleben, denn die Presserei, zu der er sich hergegeben, war ihm von der französischen Vorsehung, dem Directorium, geboten. In solchem unbesleckten Ruhme und reiner Humanität, wie Erzherzog Karl, steht keiner der französischen Helden, und an dem Allerbesten haften Schmutz und Brandflecken, und Mancherlei, was die Deutschen mit dem Namen Unsitte und Treulosigkeit bezeichneten, und wovon Hoche bei dem Rheinübergange bei Neuwied eine Probe ablegte. Herrschsucht und Ruhmbegierde, Genußsucht und Eitelkeit, welche statt Religion und Christenthum damals die Leiter des neumodischen Heidenvolks, der Franzosen waren, führten die besten Herzen auf Irrwege. Hoche klebte überdies der Mangel an Bildung an. Dagegen war er körperlich ein hübscher Bursche, und das wußt' er, und that sich darauf nicht wenig zu gut. Er war jedenfalls besser als sein Amt, was schon daraus hervorgeht, daß nach seinem Tode die Bedrückungen schlimmer wurden. An seiner Stelle wurde Anfangs der Divisions-General Lefebvre zum Chef der Sambre- und Maas-Armee ernannt, bis einige Wochen darauf der General Augereau den Oberbefehl über dies Heer erhielt, das auch forthin das Heer von Deutschland hieß, und dessen linken Flügel Lefebvre befehligte. Ein großer Vortheil für die Sicherheit der Landleute war's, daß die bergischen Landestruppen, das von dem Major v. Zuccalmaglio befehligte Sicherheitscorps, das bis dahin zu Mülheim internirt und lahm gelegt war, seiner Bestimmung zum Landeschutze wiedergegeben und von dem Obergeneral mit Befugnissen versehen wurde, auch gegen die republikanischen Plünderer einzuschreiten.

Nun noch etwas von der Bekleidung! Dazu wurde für's

erste jeder Gemeinde die Ellenzahl der Tücher, der Leinwand, die Zahl der Knöpfe, Desen, Haken, der Stränge Nähgarn, dann das Leder, Pech u. s. w. zugetheilt, und sobald die Anschaffung der Stoffe gemacht war, wurden die Schneider und Schuster zur Verfertigung der Kleidungsstücke zusammengetrieben und von der Gemeinde bezahlt. So z. B. mußte Urbach mit Zündorf an das 1. Bataillon der 16. Halbbrigade am 1. Septbr. 1797 liefern: 274 Ellen blau Wolltuch, 28 Ellen Scharlach, 34 Ellen weiß, 274 Ellen Zwilch, 285 Ellen Leinwand, 1092 Desen mit Haken, 88 Duzend große vergoldete Knöpfe für Offiziere, 176 Duzend kleine kupferne Knöpfe, 330 Hemde, 150 Gamaschen, 100 Hüte, 60 Ellen schwarz Tuch, 20 Ellen Sammt, 30 Ellen grau Leinen, das Leder und Pech und Hanf zu 200 Paar neuer Schuhe, zu 40 Paar Stiefeln, dann 15 Pfund blau Nähgarn, 10 Pfund weiß Nähgarn, 6 Pfund Kienruß, 20 Pfund Pfeifen-erde, $\frac{3}{4}$ Pfund rothes Nähgarn, 6 Bügeleisen, 11 Buch Schreibpapier, 12 Gebund Schreibfedern, 46 Pfund Haarpuder u. s. w.

Der zu Morsbroich bei Schlebusch einquartierte Bataillonschef Leroy requirirte vom Amte Wieselohé außer der vollständigen Neubekleidung seines Bataillons noch 121 Paar Schuhe, 174 Hemde und 254 Pfund Haarpuder, den man mit 360 Rthlr. bezahlte. Das Kirchspiel Burscheid gab für die Wolltücher zur Kleidung aus 2404 Rthlr., und dem Dorfe Leichlingen kam die Bekleidung außer der Armatur noch über 800 Rthlr. zu stehen. Jede geforderte Trommel wurde mit 11 $\frac{1}{2}$ Rthlr. bezahlt. So ging es in allen Gemeinden. War aber die eine Compagnie, die dort im Quartier gelegen, neugekleidet, so rückte eine andere noch zerlumptere dafür ein, und so währte diese Prellerei bis in den Winter, was jeder Gemeinde wieder eine Ausgabe von mehreren Tausend Thalern machte. Auf alle mögliche Weise aber wurden da die Soldaten und die Gemeinden betrogen durch die Hauptleute, durch die Schneider und durch die Lieferanten. Alles schlechte Gefindel war bei solchen Requisitionen auf den Beinen, und darum hörte man noch lange alte Schufte preisreden von jener goldenen Zeit, da es noch etwas zu verdienen gab.

Die 67. und 16. Halbbrigade, die von den südwärts der Wupper liegenden bergischen Gemeinden bekleidet wurden, erhielten blaue Röcke, kurze weiße Tuchhosen und schwarze Ueberstrümpfe. Von jeder dieser Tuchart behielten die Hauptleute aber noch eine große Ellenzahl übrig und verkauften dies wieder für ihre Tasche. Zu diesem Zwecke hatten sie, wie gewöhnlich, zuviel gefordert, hatten aber auch ihre Leute betrogen, und statt neuer Röcke die alten umwenden, oder aus zwei zerlumpten Röcken einen ganzen Rock fertigen lassen. Dies brachte aber Unzufriedenheit unter die Truppen; so z. B. ging ein Soldat in Neukirchen, der einen solchen verpfuschten Rock empfangen hatte, zu seinem Hauptmann

und warf ihm das Gewand vor die Füße und verlangte einen funkelneuen Rock, wie die Republik zu geben versprochen hatte. Er ging unbekleidet in sein Quartier zurück, und der ungetreue Hauptmann war gezwungen, ihm einen neuen Rock machen zu lassen.

Die Neubekleidung der Franzosen übte im Allgemeinen aber auf ihr Betragen gegen die Landeseinwohner die günstigste Wirkung. Die Kleidung und überhaupt das Aeußere eines Menschen hat jedenfalls Einfluß auf ihn, besonders wenn im Zusammenleben auf dies und das geachtet wird. Dieselben Leute, in Lumpen bekleidet, und äußerlich gleich Straßenräubern verwildert, müssen schon anständiger werden, wenn sie anständiger gekleidet sind. Der Rock thut beim gewöhnlichen Manne mehr, als man meint. Kein Volk der Erde aber hält soviel auf den äußern Schmuck und Anstand, als der Franzose. Zerlumpt und zerfetzt an ihren Röcken kamen sie hier am Niederrheine an. Einige hatten nicht einmal Hosen. Und so thaten sie wie wilde Wüthriche. Als sie aber anständig gekleidet waren, da wurden sie auch ordentlicher, sie kamen wie aus dem einen auch aus dem andern Schmutze, und wengleich sie auch den Schelm hinter dem Ohre behielten, so verloren sie doch äußerlich viel von ihrem wüsten Wesen.

Bei den Brandschatzungen und Bekleidungen wahrten nebenbei die Lieferungen von Fourage und die Tafelgelder fort, obgleich schon Hoche einen Befehl hatte ergehen lassen, daß Generalen und anderen Officieren die Forderung von Tafelgeldern auf's strengste untersagt sei. Der Brigade-General Compère zu Mülheim erhob für seine Tafelbedürfnisse monatlich 575 Kronthaler, welche die Aemter Porz, Mieselohé und Bornesfeld bezahlen mußten. Eine gleiche Summe verpraßte General Olivier, der bei den Nonnen zu Bilich im Quartier lag. Die Tafel des Divisions-Generals Grenier, der Anfangs zu Siegburg und dann zu Mülheim lag, wurde für 1140 Rthlr. monatlich vergantet. Der General erhielt täglich nach dem mit dem Unternehmer abgeschlossenen Vertrage:

1) zwölf Gedeck an Mittags- und Abendtisch, 2) Mittags Suppe und 15 Pfund Rindfleisch, 3) zwei Gemüse und zwei Beilagen, 4) zwei Braten, 5) zwei Ragout, 6) eine Schüssel Wildpret und eine Schüssel Fische, 7) sechs Schüsseln Zuckerwerk zum Nachtisch und Obst wie es die Saison bringt, 8) achtzehn Flaschen guten Rothwein, und zwei Flaschen extra feinen Rothwein für den General, und zwei Flaschen feinen weißen Wein für die Generalin, 9) Gewürze, Salz, Citronen und 30 Weizenbrode, jedes zu 4 Stüber, 10) acht Pfund Zucker und vier Pfund Kaffeebohnen, 11) des Abends dieselben Speisen und Wein und Zuckerwerk, die nämlichen Schüsseln, jedoch statt des Rindfleisches eine hinreichende Tracht Salat. 12) Sofern der General das Tafelbrod selber anschafft, bleibt ihm die Befugniß, den Preis desselben haar zu erheben, u. s. w.

An diesen Tafelgeldern mußten alle Gemeinden zahlen, worin Truppen des Generals lagen. Die Tafelgelder andrer

Offiziere zahlte das Dorf oder die Stadt, wo sie lagen. Für einen Bataillonschef betrug dies täglich 40 Livres und für einen Unterlieutenant täglich $1\frac{1}{2}$ Rthlr., wofür man schon sich satt essen konnte, mochte man von noch so hübschen Leuten sein. Der Marcipan aber, Bisquit und anderer Zuckerkrum vertheuerten die Sache.

Am 22. September 1798, am Neujahrstage der neuen republikanischen Zeitrechnung, wurde dem Lande befohlen, den Truppen ein großes Fest zu bereiten. Die südwärts der Wupper zerstreuten Regimenter versammelten sich zu diesem Zwecke in Siegburg unter dem Divisions-Generale Grenier, und die nordwärts dieses Flusses unter dem General d'Hautpoul zu Elberfeld. Da waren Ehrenbogen und Triumphsäulen mit Inschriften zum Preise der Republik und ihrer Helden: da flatterten dreifarbigte Fahnen, sah man riesenhafte Kokarden und Freiheitsmützen. Dann große Parade, Musik, Kanonensalven, Festreden, Gastmahl, Gelag und Tanz um den Freiheitsbaum und Feuerwerk. Das ausgebeutete Land mußte das alles liefern, bauen und schmücken, und das Volk mußte einstimmen in den Ruf: „Vive la république!“ Bloß das Gastmahl zu Siegburg kostete den Aemtern Blankenberg, Porz und Steinbach 1463 Rthlr. 39 Stbr. 8 Hllr., und die Stadt Elberfeld zahlte für ihre Besceerung 4135 Livres. Die Beköstigung der Truppen und Generalstafeln waren extra und das Zuckerwerk auch extra. Nach zweitägigem Feste zogen die Regimenter in ihre Cantonnirungen zurück. Nur die Brigade des Generals Compère bezog bei Isenburg, unweit Mülheim, ein Lager, wohin die Nachbargemeinden alle Lebensbedürfnisse liefern mußten. Am 14. Oktober wurde dies Lager wieder verlassen.

Zu Anfang Oktober rückte die Nordarmee aus den Niederlanden an den Rhein, und mehrere Regimenter zogen über Düsseldorf durch's Bergische, den Mauspfad hinauf in die Aemter Blankenberg, Windeck und Steinbach. Im Kloster Dünwald, zu Siegburg, Much und Lindlar wurden Magazine angelegt. Im Anfang November gelangte die Botschaft von dem zwischen Oesterreich und der Republik zu Udine geschlossenen Frieden ins Land. Darauf zogen viele Truppen wieder über den Rhein zurück. Der General Grenier aber blieb zu Mülheim, Olivier in Bielich, Compère in Siegburg, Dswald und Soult in Solingen, d'Hautpoul in Elberfeld, Treillard in Urbach u. s. w. — Alle verthaten viel an Zuckerwerk und Tafelgeld. Treillard verschlammte vom 14. Januar bis 28. Februar 1798 zu Zündorf 2809 Rthlr.

Auf einen Ukas des Ober-Generals Augereau vom 7. Brumaire (28. Oktober) schrieb die Mittel-Commission zu Bonn am 2. November 1797 eine neue Brandschätzung von 8 Millionen Livres aus, wovon $\frac{1}{3}$ an Geld und $\frac{2}{3}$ an Getreiden und

Fourage entrichtet werden sollten. Dem Herzogthum Berg wurden 257,662 Livres an Geld und 515,324 Livres an Lebensmitteln zugetheilt. Davon sollte die Hälfte schon am 21. November, und die andere Hälfte am 21. December gezahlt werden. Auf daß aber die Einwohner Alles aufbötten, diese Summen beizuschaffen, gab der Ober-General die Zusicherung, daß bei pünktlicher Einzahlung die Einquartierung vermindert und für Berg auf 800 Mann herabgesetzt werden sollte. Auf dies feierliche Versprechen thaten die Gemeinden das Aeußerste, ließen und verkauften was nur nieth- und nagellos war, und brachten wirklich jene Summen zusammen. Als die Mittel-Commission das Geld aber eingesackt hatte, wurde die Einquartierung durch verschiedene neu einrückende Regimenter vermehrt, und überdies wurde die Getreideeinfuhr vom linken Rheinufer verboten, was die Verpflegung der Truppen noch erschwerte. Bald zeigte es sich, daß das Land diese Lasten zu tragen unfähig war. Die Getreidevorräthe wurden bald aufgezehrt und die Fourage war gar nicht mehr zu haben. Da verließen zu Anfang Januar 1798 die Generale d'Hautpoul und Dswald mit acht Reiterregimentern das nördliche Wupperufer und zogen bei Düsseldorf über den Rhein. Die Infanterie des Generals Grenier dehnte sich darauf weiter aus und nahm einen Theil der verlassenen Quartiere ein. Der Brigade-General Dalesme kam nach Elberfeld, und als auch Grenier Mülheim verließ, rückte dort der General Lapoype mit seiner Brigade ein. Am 21. Januar feierten diese Truppen das Fest der Hinrichtung Ludwigs XVI. mit großem Geräusche und Wurdjubel, wozu die Einwohner wieder besonders beisteuern mußten zu Fest und Gelag und Zuckergebäck für die neumodischen Republikaner.

Zu den Belästigungen durch die Truppen, zu Bekleidung und Tafelgeldern kam jetzt eine neue Geißel über das Land, indem die Landesregierung die vergessenen Steuern der drei verlittenen Jahre nachforderte. Nun ging's mit der Einziehung auf die gewöhnliche Manier nicht, denn wenn der Schatzbote pfändete, so war Niemand da, der das Pfand kaufte. Deshalb übte die Regierung, was sie von den Franzosen gelernt hatte und sandte Executionstruppen zur Einziehung. Daneben blieb die Viehseuche bis in den Sommer 1798 eine Landplage.

Zu Anfang Mai zogen die französischen Truppen zu einer Heerschau bei Düsseldorf zusammen. Andere Truppen rückten dann in die Cantonnirungen. Die Brigade-Generale Gratien und Bonnet kamen nach Elberfeld, und der Oberst Saint Germain nach Solingen. Der quälte und drückte die Stadt den ganzen Sommer über auf mancherlei Weise. Täglich expreßte er für sich und seine Officiere an Tafelgeldern 40 Rthlr., und ließ sich drei Säbel, den einen im Werthe von 15 Louisd'or, die andern

beiden von 3 Louisd'or zum Zwangsgeschenke machen. Auch für die Weiber und Freundinnen der Officiere wurde die Stadt zu allerlei Geschenken in Anspruch genommen. Mitte August zogen Gratiens und Saint Germain mit ihren Bäckern die Lahn hinauf und Reiterei nahm ihre Quartiere ein. Soult kam wieder nach Solingen und d'Hautpoul nach Elberfeld. Nach Mülheim, wo bisher der Brigade-General Walther gelegen hatte, kam Anfangs September Artillerie. Im Amte Weiselohe lag das 23. Jägerregiment.

Zu Mülheim wurde im Spätsommer ein Magazin für 3000 Mann angelegt, wozu die Umgegend 50,000 Centner Heu, 400 Centner Mehl und 20,000 Scheffel Hafer liefern mußte. Bald darauf aber schrieb der französische Kriegscommissair Dalbon für Berg eine Brandschatzung von 300 Centner Roggen und 150 Centner Weizen aus, welche bis zum 9. Februar nach Düsseldorf geliefert werden mußten. Gleichzeitig nahmen Lieferungen von Wein, Leinwand, Geld und Lebensmitteln für die Spitäler in Köln und Düsseldorf dem Herzogthum Berg große Summen weg.

Als sich aber zeigte, daß das Land diesen Lasten nicht ferner gewachsen war, kam am 25. des Regenmonats (13. Februar der christlichen Zeitrechnung) zu Mainz zwischen dem französischen General Agerau und der bergischen Regierung ein Vertrag zu Stande, wonach vom 1. Reimmonats (21. März 1798) an, alle Brandschatzungen in Geld aufhören sollten, und dagegen eine monatliche Contribution von 50,000 Livres neben einer Einquartierung von 1200 Mann die einzigen Kriegslasten des Landes bilden sollten. Nach einer Verordnung des Mainzer General-Commando's vom 29. des Regenmonats wurde den französischen Generalen nochmals untersagt, auf dem rechten Rheinufer irgendwie Tafelgelder zu erpressen, welche Verordnung die Regierung zu Düsseldorf am 27. Februar 1798 pomphaft bekannt machte. Jedoch, als bald darauf die Generale Lapoyne und Gratiens demungeachtet hohe Tafelgelder forderten, und der Mülheimer Magistrat gegen diese Anmaßung den Schutz der Regierung anrief, erwiederte diese ganz kleinlaut: der Magistrat möge sich in dieser mißlicher Angelegenheit den Umständen gemäß verhalten. Da fügte sich die Stadt und zahlte bloß für ihren Antheil an den Tafelgeldern vom 10. März bis 26. August 2616 Rthlr. 17 Stbr., wozu noch eine Nebenausgabe von 1047 Rthlr. 50 Stbr. kam für die von den Generalen verbrauchten Holzkohlen, für Schreibmaterialien und Druckkosten.

Zu diesen Brandschatzungen von monatlich 50,000 Livres und den ungemessenen Tafelgeldern kamen noch die sogenannten Fleischgelder, die monatlich mit 3000 Rthlr. nach Düsseldorf zu entrichten waren, sowie eine neu erfundene Besteuerung der Geist-

lichkeit von monatlich 10,000 Livres. Dazu mußten nicht allein die Klöster, sondern auch die Weltpriester beisteuern, und wer den ihm zugemessenen Betrag nicht pünktlich zahlte, wurde gepfändet.

Als aber das Land bei völliger Stockung des Handels und der Gewerbe immer mehr verarmte und die geforderten Summen selbst nicht einmal mehr durch Anleihen beigebracht werden konnten, so kam zwischen dem Generalcommando und der Landesregierung am 30. Frimaire an 7 (20. December 1798) ein neuer Vertrag zu Stande, wonach die monatliche Contribution auf 26,000 Livres herabgesetzt und die vom ganzen Herzogthum Berg zu tragende Einquartierung auf zwei Regimente Infanterie und eine Compagnie Artillerie bestimmt wurde. Dagegen wurde der Geistlichkeit eine tägliche Steuer von 300 Livres zu Tafelgeldern der Officiere aufgebürdet, außer den 10,000 Livres noch, welche ihnen monatlich für die Republik abepreßt wurden. Die Klöster hielten dies wohl aus; sie verkauften die nach Westphalen geflüchteten Gold- und Silbersachen und borgten von andern Genossenschaften ihres Ordens. Die Pastores, Prediger und Vikarien aber waren mit ihren Mitteln bald auf dem Boden, indem der Geistliche der letzte war, woran die Leute in jener bedrängten Zeit Gebühren, Zinsen und Gehalte entrichteten. Es kam zum Aeußersten, so daß den Weltpriestern, die ihre Brandschatzanthelle nicht zahlen konnten, ihre Habseligkeiten gepfändet und auf den Markt gefahren wurden. Doch da kam Niemand der bot, und das Generalcommando erließ einen neuen Ukas, setzte die monatliche Contribution der Geistlichkeit von 10,000 Livres auf 5000 herab, schob aber den Ausfall von 5000 Livres den Weltlichen im Lande zu, statt diesen Ausfall den reichen Klöstern aufzubürden, die durch Bestechungen die französischen Generale und Commissarien zu ihrem Vortheile zu lenken nicht verschmäheten. Wie sehr die Leute in jener Zeit am Vermögen heruntergekommen waren, geht aus den Abschätzungen der Habseligkeiten der Geistlichen zum Zwecke der Pfändung hervor. So z. B. hatte nach dem Berichte des Schöffen Johannes Fritzen in Odenthal vom 21. August 1798, das ganze darin specificirte Mobilar des Vicars Braun daselbst einen Werth von 13 Rthlr. 25 Stbr. Das Mobilar des dortigen Pastors Fischer aber betrug an Werth 66 Rthlr. 30 Stbr., und nach dem Berichte des Schöffen Heinrich Müller zu Scheiderhöhe betrug allesämmtliche in der sonst so reichen Pastorat zu Altenrath aufgefundenen pfändbaren Gegenstände einen Werth von 28 Rthlr. 35 Stbr. Da hatten diese Herren nicht, wie drei Jahre vorher, den Wein stückfaßweise im Keller. Sie waren froh, ihren Durst mit Wasser löschen zu können. Da es aber mit den Geistlichen also bestellt war, mag man davon auf die Weltlichen schließen.

Denn Geistliche und Müller waren damals die Letzten, die Mangel litten. Es galt da aber auch zuletzt das alte Sprüchwort: „Wo nichts ist hat der Kaiser selbst sein Recht verloren.“

Wie es mit den Gebühren der weltlichen Beamten und der Auszahlung ihrer Gehälter stand, sehen wir aus den Bittschriften, die dieserhalb von verschiedenen Beamten noch in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts der Düsseldorf'schen Regierung eingereicht wurden, erfahren wir aus den vielen Proceffen, welche verschiedene Herren um Nachzahlung ihrer Besoldungen mit den betreffenden Gemeinden noch mehrere Decennien hindurch geführt haben. Wer rücksichtslos genug war und den Klügel, die Bestechung, nicht scheute, kam wohl noch zu etwas. Der humane Mann, der dem allgemeinen Elende Rechnung trug, beschied sich. Am schlimmsten fuhr der, welchem das Land die meiste Dankbarkeit schuldete, der Landes-Secretair Kuhlwetter. Alle die Reise-Auslagen hatte er aus eignen Mitteln bestritten und hatte von dem ihm zugesicherten Gehalte von 1795 bis 1801 auch gar Nichts bezogen. Ueberdies war seine Wohnung zu Düsseldorf, während er im Hauptquartiere zu Mülheim amte, mehrmals ausgeplündert, nicht allein das Mobilar, sondern sogar Schriften und Bücher von den Republikanern geraubt worden. Als der grundehrliche Mann aber über wirkliche Auslagen und über das von all den Jahren rückständige Gehalt seines Amtes eine belegte specificirte Rechnung von mehren Tausenden Thalern einreichte, erhielt er nach Jahr und Tag gleichsam zum Spott nur einen kleinen Theil der ihm rechtlich zukommenden Summe als „Gratification“ mit salbungreicher Belobung seiner aufopfernden Thätigkeit ausgezahlt, während die Herren, die er vertrat und die vollständig gefeiert hatten, ihre Gehälter vollständig nachgezahlt erhielten. Undank ist der Welt Lohn. Die Kaufleute waren am schlimmsten dran; sie verloren ihre Waaren im allgemeinen Raub und sahen ihre Nährquelle vollständig versiegen, wogegen bei Handwerkern und Landwirthen nur ein vorübergehender Mangel bedrückte.

So hatten die Helden der Republik das arme Land ausgezogen und aßen Zuckergebäck und Braten mehr als sie schwer waren, und die es ihnen unentgeltlich schaffen mußten, litten Hunger. Das war bei den Kaiserlichen anders gewesen. Die hatten sich mit Hausmannskost begnügt, und wenn auch irgend ein Ungar oder Kroat etwas gestohlen oder stibigt hatte, so zahlte die Militärverwaltung doch Alles doppelt und dreifach, dessen sie bedurste, während die Republikaner nichts bezahlten und noch Geld dazu nahmen, unbekümmert, ob Blut und Thränen daran flecten.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Die letzten Jahre der französischen Schwerherrschaft. Hunger und Räuberbanden am Niederrhein. Der Frieden von Lüneville, Schleifung der Festung Düsseldorf und Abzug der Franzosen.

Traurigere trostlosere Zeitläufte als die drei letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts 1798, 1799 und 1800 hatte der Niederrhein nie erlebt. Ihre ausführliche Schilderung würde das unerquicklichste Gemälde bilden, mit welchem ich die Leser nicht langweilen mag. Wie furchtbar auch die drei vorherigen Kriegsjahre 1795—97 den Niederrhein mitgenommen hatten, so boten sie doch für die Schilderung noch anziehenden Stoff. Die Helden der Republik in athemlosen Laufe von Frankfurt bis Düsseldorf, die muntern kaiserlichen Husaren und die wehrhaften Bauern bildeten Glanzpunkte, auf welchen die Erinnerung gerne verweilt, wie schlimm es auch dem Lande darüber ergangen sein mag.

Doch während der drei folgenden Jahre, als in Süddeutschland der Krieg mit immer erneuerter Wuth und abwechselndem Glücke forttobt, war am Niederrheine kein Kampf und keine Spur von Erhebung mehr. Einzelne Pferdebediebstähle des Kappes-Gottfried und Genossen waren das einzige, womit man den Franzosen zu nahe kam. Das von den Helden der Freiheit und Gleichheit niedergetretene, in Kummer und Elend versunkene Volk rang nur mit dem Mangel. All seine Kraft und Thätigkeit blieb darauf gerichtet, neben den maßlosen Forderungen der Fremdlinge seine eignen gemeinsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen. An Künste und Wissenschaften, die höheren Genüsse des Lebens, dachte Niemand. Die herrlichsten Kunstschätze wurden zerstört oder verschleudert, durch die Franzosen raubweise nach Frankreich geschleppt, oder durch Engländer zu Spottpreisen angekauft. Werthvolle Denkmäler wurden zum Baumaterial für Vertheidigungswerke abgebrochen, oder um das verbindende Eisen, Blei u. s. w. zu erhalten, zerstört. Der Sinn für das Schöne und Edle war erstorben oder niedergedrückt. Die geängstigten Ge-

müther wurden dabei durch die verrückten Aufstellungen und Fausen der neuen Weltphilosophen auf die traurigsten Abwege gelenkt. Weltbürgerthum, Völkersolidarität, Volkssouveränität liefen wie Kraut und Rüben durcheinander. Ueber Eigenthum, Staat und Kirche wurden Grundsätze und Ansichten verbreitet, welche die Auflösung der Gesellschaft zur Folge haben mußten. Vor Allem aber wurden Königthum und Religion, beides den Deutschen heilig, verlästert und zum Gegenstande des Spottes gemacht. Viele Schwachköpfe und vornehmer und geringer Pöbel huldigten und schmeichelten diesem Republikstram. Die Meisten aber ertrugen in schweigendem Zorn diese Unbilde. Viele vaterlandstreue junge Männer waren nach dem Beispiele des Stücker und Dimmerborn in kaiserliche Kriegsdienste getreten, und kämpften für die Befreiung des zerrissenen Vaterlandes. Stücker, der zum kaiserlichen Oberst gestiegen, hatte die Freude, in der zweiten Hermannsschlacht bei Leipzig die Siegesfahne über dem befreiten Vaterlande zu entfalten und zum Lohne seiner Tapferkeit gewählt zu werden, die frohe Botschaft nach Wien zu tragen. Auf seinen Gütern in Böhmen, welche er durch die Huld des Kaisers erhalten, starb er am 28. Dezember 1824 mit dem lohnenden Bewußtsein, Alles, was er vermochte, für sein deutsches Vaterland gethan zu haben. Eine ausführlichere Lebensbeschreibung dieses bergischen Helden wird der 2. Band der „Vorzeit“ von Montanus darbieten, da hier dazu der Raum gebricht. Viele Familien wanderten aus nach Amerika. Viele Wohlhabende hielten ihre beste Habe, ihre Frauen und Töchter, jenseits der Friedenslinie im Asyl. Aber auch der Fahne der Republik folgten leider einige ehrgeizige junge Männer. Diese Republik, deren edelste Erhebung Ruhmgier und Selbstsucht, und ihre in mancherlei Ueppigkeit schwelgenden Zuckergebäck-Helden waren ein wahrer Spott auf die Republiken und die ehrwürdigen Republikaner des Alterthums, welche sie nur in der äußern Staatsform und im Namen wirklich nachäfften. Erzherzog Karl klopfte diesen Republikanern ihre, den Umwohnern des Niederrheins abgepreßten, neuen Röcke nochmals tapfer aus, so daß der wieder auf der Kriegsbühne erschienene Jourdan im März 1799 auf Mannheim lief, wie er früher auf Düsseldorf gelaufen war.

Leider bewogen Hofränke und österreichisches Weiberregiment den Helden Karl, als Oberfeldherr eine Weile zurückzutreten, und da erhielten die Franzosen wieder freies Spiel. Massena, Moreau und Bonaparte drängten die Deutschen durch überlegenes Feldherrntalent, durch List, Verrath, Uebermacht, und dann durch Begeisterung ihrer Krieger für Ruhm und Raub in Süddeutschland zurück, und das, was der edle Karl errungen hatte, ging durch Verrätherei oder Ungeschicklichkeit anderer kaiserlicher Befehlshaber wieder verloren.

Doch bald bewies sich, wie die gepriesene Gluth der Franzosen für ihre Republik nur ein Strohfeuer gewesen, denn schon im Jahre 1799 warf sich der Italiener Buonaparte, Anfangs zwar unter dem bescheidenen Namen eines ersten Consuls und mit mancher an Ironie streifenden Heuchelei, zum unbeschränkten Despoten des Franzosenvolkes auf und herrschte und ukasete so unbeschränkt, wie noch kein König vor ihm gethan hatte. Die früher vor den Königen sich nicht bücken wollten, kamen unter ihm an's Kriechen. Und alle die gefeierten Helden der Republik, welche ewigen Haß den Tyrannen geschworen hatten, dienten ihm in kriechender Willfährigkeit und fochten für sein Kaiserthum in nämlicher Begeisterung, wie sie früher für Freiheit und Gleichheit gestritten hatten. Die gloire, der Kriegsruhm, ist die höchste Gottheit der Franzosen. Ihr opfert das Volk Alles und preiset ihre Priester, die sonst sein mögen wie sie wollen. Der edelste aller dieser Helden, Moreau, ging nach Amerika. Da es dort aber nichts gab, womit er seinen Ehrgeiz befriedigen konnte, so ließ sich dieser aufrichtigste aller Republikaner sogar vom Kaiser von Rußland gegen Frankreich anwerben, und trat vollständig in russische Dienste. So ging's mit der Freiheit und Gleichheit, und die Brüderlichkeit war zu allererst in Vergessenheit gekommen. Es bewies sich, daß die Republik für das französische Volk und die Zeit paßte — wie eine Faust auf's Auge.

Der Kriegsschauplatz blieb hinfort am Oberrhein. Am Niederrheine aber und namentlich im Herzogthume Berg war deshalb die Kriegslast gemildert, denn man brauchte die Truppen im Felde, und konnte nur wenige Regimente zur Plage des Landes zurücklassen. Doch wurden die Brandschatzungen in ihren bisherigen monatlichen Beträgen nicht gemindert, und die Brandschatz-Commissarien in Düsseldorf und Mülheim blieben in lebhafter Anstrengung, immer neue Pressereien zu ersinnen und einzurichten, und besonders die Geistlichkeit auszubeuten, deren Pächte und Gefälle sie auf's strengste untersuchten und einzogen.

Alle Thätigkeit der Landseinwohner beschränkte sich darauf, durch Beischaffung der maßlosen Forderungen sich die Executions-truppen vom Halse zu halten. Der auch aus Süddeutschland her überberückigte Divisions-General Laroche, der vom Herbst 1798 an in Düsseldorf sein Hauptquartier hatte, war dem Lande ein schlimmer überaus kostspieliger Gast. Die Landeseinwohner wurden nicht bloß durch Raub und Erpressung, sondern auch sonst auf alle nur erdenkliche Weise gequält, wozu besonders die von Paris aus befohlene Verfolgung französischer Ausgewanderten und die Anhänglichkeit an das Königthum Veranlassung gaben. So wurde mancher Bürger, der Frankreich nie gesehen hatte, als Auswanderling in's Gefängniß geworfen, Mancher weil er ein freies Wort geschrieben oder gesprochen hatte, unter dem Vorwande,

er sei ein Royalist, eingekerkert. Doch Geld öffnete den Kerker wieder, und das Gefängniß gereichte den Republikanern zur Erwerbquelle. Der Krieg hatte selbst Generale, worunter doch mehrere sogenannte Gebildete waren, so verthiert, daß sie ihrer Gelüste wegen jedes fremde Recht und die Freiheit unter die Füße traten.

Im Januar 1799 kam der Brigade-General Baille nach Mülheim am Rhein ins Quartier und verlangte, wie General Walthers dort vor ihm gethan, ein eigenes Haus für sich und seine Dienerschaft eingeräumt. Mit dieser freien möblirten Wohnung und täglichen 16 Kronthaler Tafelgeldern versprach dieser bescheidene General sich zu begnügen. Als aber bald darauf Laroche aus dem Lande zog, und Baille der höchste Officier im Bergischen war, kam das Hauptquartier nach Mülheim, und der General Baille fand es forthin seiner Würde unangemessen, sich mit täglich 16 Kronenthaler zu begnügen; er forderte täglich 20 Kronthaler und ließ sich auch einen neuen Wagen von der Stadt zum Zwangsgeschenke machen.

Im Sommer 1799 begannen auch die Festungsarbeiten zu Düsseldorf wieder, und mehrere tausend Mann und viele Fuhrren wurden zwangsweise dazu aufgefördert. Jeder Amtsbezirk mußte 150 Arbeiter und 10 Fuhrwerke dazu stellen. Erst gegen den Herbst wurde die Zahl der Arbeiter auf 2400, dann auf 1400 Mann herabgesetzt. Außerdem mußte das Land 50,000 Pallisaden und 15,000 Faschinen, sowie 2000 Stück Eichenstämme für die Festung liefern, und überdies nahm Generale Baille die bergischen Forsten für die Festung Ehrenbreitstein in Anspruch. Die Greue der Hoche'schen Wälderverwüstung wiederholten sich. Besonders die Waldungen der Geistlichkeit wurden hart mitgenommen. Da trat die bergische Geistlichkeit zusammen und kaufte ihre Büsche los mit 21,400 Livres. Baille steckte diese Gelder gemüthlich ein, ließ aber die Wälder vor wie nach niederfallen.

Die Einquartierungslast für's Bergerland betrug bis zum Sommer des Jahres 1800 blos 1200 bis 2000 Mann. Da aber rückte der Divisions-General Jacobé, der sich Commandant vom Herzogthum Berg nannte, mit 12,000 Mann Fußvolk und 2000 Reitern von der batavischen Armee ein, und im Herbst desselben Jahres zog der Ober-General Augerau mit seinem ganzen Heere, das jetzt die batavische Armee genannt wurde, durch das Land. Bei dieser kostspieligen Einquartierung dauerten die Brandschatzungen des Landes von monatlichen 26,000 Livres, die Contributionen der Geistlichkeit, die Fleischgelder, Tafelgelder und die Lieferungen von Vieh, Früchten cc., mit allen Executionen fort. Das Land war so verarmt, daß es nur mit höchster Noth das Geforderte beschaffen konnte, und daß stets mehrere Regimenter zur Zwangsbeitreibung aufgelöst blieben. Zur Andeutung

jener Verarmung möge hier eine Bittschrift des westlichen Theiles des Untes Porz an den Landesherrn Platz finden. Dieselbe sagt nach einer Einleitung, worin unter andern erwähnt, daß 7 Mann und 2 bespannte Karren vom Kirchspiele Porz zum Festungsbau in Düsseldorf gefordert seien, und die Militairerecution jeden Augenblick zu befürchten stehe:

„Das in gesagtem Bottamt gelegene Dorff Gil hat von Ewr. Kurfürstlichen Durchlaucht noch frischhin die gnädigste Erlaubniß zum Collectiren aus dem Grunde erhalten, weiln die Bewohner ganz verarmt, ihre Häuser abgetragen und das Vieh von denen Seuchen weggerissen worden. Wir Bewohner der übrigen Ortschaften besagten Bottamts an der Straßze gelegen leben mit Gil leider in gleichem traurigen Schickal, da wir mehr als zwanzigmal ausgeplündert, mehrmals für lange Zeit in die Wildniß und Waldung verjagt, und in solch erbärmlichen Zustand versetzt worden, daß wir ohne Unterschied mit aller Anstrengung nicht mehr im Stande sind, unsere zahlreiche Familien zu ernähren. Ob Jemand vordem noch so wohlhabend war, so müssen wir doch jetzt alle betteln und zu unserm Unterhalt die Milde anderer Unterthanen, die von der Straßze entfernter wohnen und weniger hart mitgenommen sind, ansprechen. Viele, die sonst bei Mittel waren, mußten schon auf und davon lauffen, um hier nicht Hungers zu sterben.

„Durchlauchtigster Kurfürst, Gnädigster Herr! Wenn je ein Strich Landes Mitleid und Nachsicht verdient, so sind es die Bewohner des links und rechts der Straßze gelegenen Bottamts Porz. Unvermögend die täglichen nothdürftigsten Bedürfnisse für uns und unsere Kinder anzuschaffen, sind wir vielweniger im Stande, das Geforderte zu stellen. Unsere Güther sind schon so sehr mit Schulden beschwert, daß wir kein Anleihen mehr darauf machen können. Unsere Hausgereden sind längst geraubet oder verkauft, und Früchte und Vieh ist keines mehr vorhanden, vielweniger Pferde und Karrige. Den Meisten fehlt es sogar an hinreichender Kleidung, ihre Blöße zu bedecken. Wir unterwerfen uns darum dem gnädigst einzuforderenden Verichte höchstdero Oberamtmanns Freihern von Lützerode, von wessen Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe wir das Zeugniß unserer höchsten Dürftigkeit erwarten können.

„Zu Ewr. kurfürstlichen Durchlaucht ergeth dahero unsere unterthänigste Bitte, Höchst dieselbe geruhen in mildester Erwägung obiger leider allzuwahren Umständen, uns von allen Contributionen und von Stellung der Mannschaft und Karrigen gnädigst zu befrehen, respective sich des Endes bei der französischen Behörde für uns Unglückliche zu verwenden, daß allenfalls diese auf unseren dürftigen Distrikt ausgeschriebene Hand- und Spanndienste auf's ganze Land ausgedehnet und eine dem Hungertode nicht so nahe Gegend dazu angehalten werden möge. Darüber 2c. 2c.“

Darauf berichtete unterm 8. April 1799 der Oberamtmann von Lützerode auf den Bericht des Landes-Commissars Kühlwetter, daß das in der Vorstellung Geclagte nur allzuwahr und ihnen die Wohlthat der angesprochenen Befreiung zu gewähren sei.

„Nur“, — so lautet der Bericht weiter, — „ist der einzige Anstand obhanden, daß die anderen Bottämter einwenden werden, daß sie ebenfals durch die fremden Kriegsvölker ganz erschöpft seien und das trockene Brod selber nicht eines hätten, geschweige dann für den Ausfall einstehen sollten, sondern, daß sie die nämliche Ansprache, auf Befreiung zu machen hätten. Gehet man in die Bottämter Merheim, Stammheim, Herkenrath, Gladbach und Scheiderhöhe, so wirdt man in der That die traurigsten Spuren des Kriegs, und überhaupt nichts als Kummer und Elend antreffen, so daß man den armen Leuten wahrhaft nicht verübeln könnte, wenn sie

sich solcher Einwenden bedienen. Meines Erachtens wäre es darum das Beste, das Bottamt Porz zu befrehen und daß man, um keine Verwirrung und weitere Verweigerung zu erregen, den Matricularantheil dieses Bottamts vom ganzen Lande hernähme. Diesen Vorschlag wird die dasige Behörde selbst näher überlegen und mich demnächst zu bescheiden geruhen.

Der in tiefster Erniedrigung zu sein bestehe

E. G. L. R.

F. v. Sülzerode."

Die Armuth wurde so groß, daß trotz der Erschwerungen des Rheinübergangs die Stadt Köln und das ganze linke Rheinufer von Bettlern wimmelte, die um Kleidung oder Sättigung anhielten. Und unter diesen Bettlern waren viele, die vor dem Kriege noch im besten Wohlstande und im Besitze von Höfen und Gütern gelebt hatten, die sie jetzt aber verlassen mußten, da es ihnen an Mitteln gebrach, die zerstörten Wohnungen wieder zu errichten und die Aecker zu bebauen. Viele Kaufleute aus Zündorf, Porz, Wiesdorf und Hitdorf hatten ihr ganzes Vermögen durch fränkische Räuberhände eingebüßt, und vermochten ihre Familien nur durch Betteln zu ernähren. In allen diesen ehemals durch Handel blühenden Rheindörfern ist der frühere Wohlstand noch bis heute nicht wiedergekehrt, ja in vielen ist der Handel nie wieder aufgekommen.

Die nächste Folge von dieser Verarmung waren die gewöhnlichen Begleiter des Krieges — Räuberbanden. Noth und Verzweiflung lehrte es Viele so machen, wie die Helden der Republik gethan, und mit Gewalt zu nehmen, was ihnen nicht freiwillig zu ihrem Bedürfnisse dargeboten wurde. An der nassauischen Gränze hatten sich Banden von vielen hundert Mann zusammengethan, die vom Raube lebten und Dörfer und Gehöfte überfielen. Berichte der Düsseldorfer Regierung sprechen sogar von einer bewaffneten Räuberschaar von 800 Mann, die aus dem Westerwalde gegen das Oberbergische heranziehe. Die französische Besatzung zu Düsseldorf und die im Bergischen zerstreuten Executionstruppen störten sich nicht daran. Sie ließen die Räuber ruhig gewähren und beschränkten ihre Thätigkeit auf die Einziehung ihrer eigenen Brandschatzung. Deshalb mußte der Commandant der bergischen Landjäger, Johann Heinrich v. Zuccalmaglio, sich auf seinen alten Tag mit dem Räubergesindel an der Gränze des Oberbergischen herumzuschlagen und das Land von dieser neuen Plage befreien. Diese Landjäger waren die einzigen und letzten bergischen Landestruppen. Die übrige Kriegsmacht war pfälzisch, oder vielmehr pfalzbaierisch, und stand unter dem Kurfürsten zu München. Das Korps der berittenen Landjäger aber war von den Düsseldorfer Landständen errichtet und stand unmittelbar unter denselben. Der letzte Befehlshaber dieser letzten Jülich-Bergischen Kriegerschaar Johann Heinrich von Zuccalmaglio geb. 1740 zu Heidelberg wurde nach Abtretung des Landes 1806

Chef der Gensd'armirie des Großherzogthums Berg und Königreichs Westphalens; im November 1813 Commandant von Mülheim und starb pensionirt daselbst 19. April 1829. Er gehörte zu den Gesinnungsgenossen der Stücker und Kühlwetter, was sich besonders bewies, als er mit der Leitung der Pferde-lieferung für die französische Armee betraut wurde. Obgleich er 40,000 Stück Pferde zu mustern hatte, so bereicherte er sich doch nicht.

So schloß das achtzehnte Jahrhundert am Niederrheine unter den kläglichsten Kriegsdrangsalen. Alle Lande, selbst Frankreich, riefen nach Frieden, und wie sehr auch die Helden der Republik, und namentlich Napoleon Bonaparte, die Fortsetzung des Krieges zum Fortbau der eignen Größe wünschen und fördern mochten, sie mußten dem allgemeinen Verlangen endlich nachgeben. Am ersten Tage des neuen Jahrhunderts — 1. Januar 1801 — kamen die Bevollmächtigten der kriegführenden Parteien zu dem Abschlusse des Friedenswerkes zu Luneville im Elsaß zusammen, und dieser Frieden kam endlich am 9. Februar 1801 wirklich zu Stande.

Noch blieb das Herzogthum Berg durch Erhebung der Reste aller ausgeschriebenen Kriegssteuern hart belästigt, und den Einwohnern wurde sozusagen ihr Leibes genommen. Ueberdies mußte das ganze Land wiederum an der Festung Düsseldorf frohnen, deren vollständige Schleifung nach jenen Friedensbedingungen am 31. März 1801 ausgeführt sein mußte. Bloss das Amt Porz hatte dazu 300 Arbeiter und 10 Karren den ganzen Monat März hindurch zu stellen; jeder Amtsbezirk, jede Stadt mußte in ähnlichem Verhältnisse dazu beitragen. Und so wurde in wenigen Wochen zerstört, woran die Helden der Republik so viele Jahre hindurch gearbeitet hatten.

Nach dem Friedensabschlusse sollten die Franzosen schon am 31. März das rechte Rheinufer räumen. Doch machten sie ihren Abzug von der vollständigen Restzahlung und von der Vollendung der Schleifung der Festungswerke abhängig. Mit der Steigerung der Zwangsmaßregeln verdoppelte sich der Eifer der Einwohner. Alles strengte sich auf's Aeußerste an, um die unlieben Gäste auf den bestimmten Tag los zu werden. Statt 300 Arbeitern stellte das Amt Porz über 800 Mann, und die Klöster fanden Mittel, die zu den Brandschatzungsresten erforderlichen Gelder herbei zu schaffen. Doch erst im Mai war das Zerstörungswerk zu Düsseldorf vollendet, und erst am letzten Tage dieses Monats verließen die Franzosen das Land, das sie sechs Jahre hindurch so beispiellos geplagt und frevelhaft mißhandelt hatten. Wie war seitdem so vieles anders geworden! Freudiger noch, als 1794 die Demokraten den Franzosen entgegen gesehen, sahen ihnen jetzt alle Landeseinwohner auf den Rücken. Sie hatten die Republik, die

sie nur vom Hörensagen kannten, auch aus der Erfahrung kennen gelernt, und segneten sich davor. Sie hatten auch erfahren, daß ein Ei im Frieden viel besser sei als ein Huhn im Kriege, und daß die Revolution zunächst nicht zur Freiheit, sondern zur größeren Knechtung führe, die auch selbst in Frankreich nie so schwer lastete, als unter dem Gewaltherrscher Napoleon, den die Franzosen durch des Schicksals Tücke gleichsam zum Hohne für die Knechtung anderer Völker zum Staatsoberhaupte erhielten, denn dieser Napoleone Buonaparte stand nicht in Frankreich im Taufensbuche. Er war nach Namen, Abstammung, Sprache und Bildung ein Stocitaliener, der alle leiblichen und geistigen Eigenschaften seines Stammvolkes besaß. Um dieses Welschthum zu bemänteln verwandelte er seinen Namen in die französische Form Napoleon Bonaparte und verlegte seinen eigentlichen Geburtstag vom 5. Februar 1768 auf den 15. August 1769, weil er wenigstens staatlich als geborner Franzose gelten wollte, da seine Heimat Korsika erst im Juli 1769 Frankreich unterworfen wurde. Solche Fälschung war noch das Geringste des Uebels, wozu ihn Herrschsucht verleitete. Darunter waren auch blutige Morde. Nie vorher war das jüngst so ungebehrdige Franzosenvolk so geknechtet gewesen als unter ihm. Er zügelte es mit eiserner Strenge. Und doch war dieser Druck im Vergleich zur Vielherrei eine Wohlthat, um die man den Schwertherrn vergötterte.

Schwer war das Opfer, das Deutschland diesem Frieden brachte. Das ganze linke Rheinufer wurde an Frankreich abgetreten. Doch die befreieten Lande des rechten Ufers schöpften neuen Lebensmuth und begannen die Spuren der Verwüstung so gut es anging zu verwischen. Mit dem Jahrhunderte war auch der Kurfürst Karl Theodor zu Grabe gegangen und der neue bergische Landesherr, Max Joseph, Kurfürst von Baiern, gab sich redliche Mühe, dem verarmten Lande wieder aufzuhelfen. Die Theilung der Gemeinde-Gemarken, die Aufhebung der Klöster, Einziehung und theilweiser Verkauf ihrer Güter, sowie viele Begünstigungen der Gewerbe und des Ackerbaues wirkten wohlthätig für das Land. Es verdankt diesem Fürsten auch die Einführung der Feuer-Versicherung, die Herstellung der Straßen und eine zweckmäßige Wegeordnung, die Einführung der Kuhpockenimpfung, die Aufhebung der Klöster und geistlichen Orden (1803), sowie die Förderung des Ackerbaues, der Obstzucht und der Stallfütterung. Auch in geistiger Beziehung suchte er das Volk durch Aufhebung der Censur, durch völlige Preßfreiheit und durch Freigebung des Buchhandels zu erheben. Seit Johann Wilhelm hatte kein Fürst des Landes so wohlthätig gewirkt.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Die Fremdherrschaft und ihr Ende.

Rhein und Rheingränze sind jenseits des Wasganes Zauberworte, die das leichtbewegliche französische Volk seit Jahrhunderten begeisterten. Doch keine volle sechs Jahre hatte das rechte Rheinufer des Niederrheins sich der Freiheit gefreut, als die Franzosen nochmals einrückten. Da bewies es sich, wie wenig Ernst es ihnen mit der Natur-Gränze des Rheines sei. Sie nahmen so viel sie kriegen konnten mit unersättlicher Begier, und als sie den Rhein einmal hatten, da waren andere ähnliche Gründe und Anlässe, um mehr zu fordern, leicht gefunden, und der Niemen mochte eben sowohl eine natürliche Gränze Frankreichs sein.

Am 15. März 1806 trat der Kurfürst Max Joseph von Baiern um den Titel eines Königs das Herzogthum Berg an Frankreich ab. Schon am 19. März 1806 schenkte Napoleon das Land an seinen Schwager Joachim Murat, nahm es darauf am 30. Juli 1808 wieder selber in Besitz, und schenkte es am 3. März 1809 seinem neugeborenen Neffen Ludwig, indem er sich die vormundschaftliche Regentschaft vorbehielt. Da wurden die Berger denn der bürgerlichen Einrichtung nach vollständige Franzosen trotz Natur-Gränze, Ort und Natur. Aber die Franzosen brachten jetzt so wenig Freiheit, als vor zehn Jahren. Wie sie damals für ihre Republik geschwärmt hatten, waren sie jetzt für ihr Kaiserthum begeistert, und vollständige Absolutisten.

Das bischen Volksvertretung, die Landstände zu Düsseldorf, hoben sie auf, schafften unsre freie Gemeinde-Ordnung mit der Wahl der Vertreter ab, und setzten mit der Municipal-Ordnung eine vollständige Bureaokratie ein. Jedes Jahr gab's etwas Neues. 1810 ein neues bürgerliches Gesetzbuch und 1811 ein neues Gerichtsverfahren, Strafgesetzbuch und Handelsgesetz. Das Alles hatte schlimme und gute Seiten. So schlimm aber konnte nichts kommen, daß es im Vergleiche zu den verlittenen neunziger Jahren nicht gepriesen und mit Freuden aufgenommen

worden wäre. Das Dankeswertheste war das neue Gerichtsverfahren, das uns auch unsere altdeutsche Mündlichkeit und Deffentlichkeit auf einem Umwege wieder brachte. Im bürgerlichen Gesetzbuche stand freilich das Familienrecht und so manches Andre mit deutscher Art und deutscher Sitte im grellsten Widerspruche; doch das durch die Republik so gänzlich niedergetretene Volk ließ Alles mit sich machen, und sogar das so mangelhafte französische Hypothekewesen fand keinen Widerspruch bei seiner Einführung.

Die Franzosen, nachdem sie die Republik an den Nagel gehängt hatten und von ihrem Schwertherrn in Zucht und Ordnung gehalten wurden, waren das höflichste, geschmeidigste Volk, dem man es gar nicht mehr ansah, daß es vor zehn Jahren solche Razzias gemacht hatte. Doch kuckte ihm der Schelm noch immer über die Schulter, und bisweilen entfesselten sich noch die frühern Rohheiten, wovon auch Norddeutschland und namentlich Hamburg zu erzählen weiß. Die Steuern waren so drückend nicht, weil die Kriege und andere Staatslasten mit Kirchengütern der aufgehobenen Klöster und Bisthümer gedeckt wurden. Aber die rücksichtslose Verschleuderung dieser Güter, die Vernachlässigung der Kirche und die von oben herab beförderte Verspottung alles Uebersinnlichen, empörte die Besseren im deutschen Volke. Die Mauthhudeleien, das Salz- und Tabakregie und die Vernichtungsjagd nach englischen Waaren machte auch die Menge unzufrieden, und am wenigsten mochte dem Volke die Conscription behagen, die fort und fort die deutsche Jugend auf die napoleonische stets blutrauchende Schlachtbank führte. Die Napoleonsfeste des 15. August, die Kirchengebete für das Waffenglück des neubackenen Schwertkaisers und das Te Deum nach jedem seiner Siege waren nur befohlen, und nur wenige gestimmungslose Menschen jubelten mit und streueten Weihrauch.

Es dürfte nicht uninteressant sein, jetzt noch einmal die Festgebote zu lesen, welche damals zur Abkühlung von der Republik dem Franzosenlande und auch unsrer Heimath auferlegt waren. Die Vorschrift des Napoleonsfestes für die Landgemeinde z. B. lautet:

Art. 1. Am 14. August Abends 6 Uhr wird der folgende Festtag durch das Läuten aller Glocken angekündigt.

Art. 2. Das Geläute wird am 15. August Morgens 6 Uhr, Mittags 12 Uhr und Abends 6 Uhr wiederholet.

Art. 3. Am nämlichen Tage wird in allen Kirchen ein feierlicher Gottesdienst mit Absingung des Te Deum etc. gehalten, um dem Himmel für die Gnade zu danken, welche er durch die Hände des Kaisers Napoleon des Großen, und besonders über das Großherzogthum Berg zu verbreiten geruhet hat.

Art. 4. Alle Lustbarkeiten sind an diesem, der allgemeinen Freude bestimmten Tage, ohne besondere Erlaubniß, jedoch unter gehöriger Polizeiaufsicht gestattet.

Das Kirchengebet aber lautete für die katholische Kirche: „Domine salvum fac Imperatorem et Regem nostrum Napoleonem, et exaudi nos in die, quâ invocaverimus te.“ Nachdem dies der Priester vorgelesen und die Kirche nachgesungen hatte, sang der Priester weiter: „Gloria Patri et Filio et Spiritui sancto.“ Und die Gemeinde darauf: „Sicut erat in principio et nuc et semper et in sæcula sæculorum. Amen.“

Darauf folgte das für Katholiken und Protestanten gleiche Gebet:

„Allmächtiger, ewiger Gott! Wir bitten Dich für Deinen Diener, unsern Kaiser und König Napoleon. Auf ihm ruhe Dein Geist, der Geist des Rathes und der Stärke. Segne ihn, Allmächtiger, aus der Fülle Deines Segens. Kröne alle seine Unternehmungen mit einem glücklichen Erfolge. Laß uns und alle Unterthanen unseres Beherrschers unter seiner Regierung ein ruhiges und stilles Leben führen u. s. w.“

So betete man an jedem Sonn- und Feiertag befohlenermaßen in allen katholischen und protestantischen Kirchen, und die Pastoren mußten die Bescheinigung über die Ableistung dieses Gebetes an die Verwaltungsbehörden einsenden.

Wie dankbar sich die Kirche dem Kaiser Napoleon zeigte, geht aus dem durch Decret vom 4. April 1806 allgemein mit Gutheißzen des päpstlichen Legaten Cardinals Caprara eingeführten Katechismus hervor, der in Köln unter Approbation des Aachener Bischofs Mark Antoine Berdolett gedruckt S. 63 auf bezügliche Fragen wörtlich sagt:

„Die katholische Christen sind den Fürsten, ihren Beherrschern, und wir sind insbesondere Napoleon I., unserm Kaiser, Liebe, Ehrfurcht, Gehorsam, Treue, den Kriegsdienst und alle Abgaben schuldig, welche zur Erhaltung und Bertheidigung des Reiches und seines Thrones angeordnet sind: außerdem sind wir ihm noch eifriges Gebet für sein Heil und für die geistliche und zeitliche Wohlfahrt des Staates schuldig zc.

Wir sind schuldig, diese Pflichten gegen unsern Kaiser zu erfüllen 1. weil Gott, der die Staaten errichtet und nach seinem Gutdünken sie austheilet, dadurch, daß er unsern Kaiser mit seinen Gaben sowohl in Friedens- als in Kriegszeiten reichlichst begnadigt hat, ihn zu unserm Oberhaupte eingesetzt und zum Diener seiner Macht, zu seinem Bilde auf Erden aufgestellt hat. Wenn wir also unsern Kaiser ehren und ihm dienen, so ehren und dienen wir Gott selbst, 2. weil Jesus Christus, sowohl in seinen Lehrvorträgen als durch sein Beispiel uns selbst von den Pflichten unterrichtet hat, welche gegen unsere Regenten uns obliegen. Im Gehorsame gegen den Befehl des Kaisers Augustus ist er geboren worden, er hat die vorgeschriebenen Abgaben entrichtet, und eben so wie er befohl, Gott zu geben was Gottes ist, so hat er auch verordnet dem Kaiser zu leisten, was dem Kaiser gebühret zc.

Der Kaiser ist derjenige, den Gott der Herr unter den schwierigsten Umständen erweckt hat, der Wiederhersteller der öffentlichen Ausübung der heil. Religion unserer Voreltern und der Beschützer derselben zu sein; Er hat durch seine tiefe und thätige Weisheit die öffentliche Ruhe und Ordnung wieder hergestellt und erhalten; Er ist der Bertheidiger des Staates durch die Kraft seines mächtigen Armes; und durch die heil. Salbung, welche er von den Händen des Papstes, des Oberhauptes der allgemeinen Kirche empfangen hat, ist er zum Gesalbten des Herrn geworden zc.

Die etwa an den Pflichten gegen unsern Kaiser treulos handeln, widerstehen nach der Lehre des heil. Apostels Paulus der Anordnung, die

Gott selbst angeordnet hat, und machen sich der ewigen Verdammniß schuldig 2c.

Die Pflichten, welche uns gegen unsern Kaiser obliegen, binden uns auf eben die Weise auch gegen seinen rechtmäßigen Nachfolger nach der Ordnung, die durch die Constitutionen des Reiches festgesetzt ist: denn wir lesen in der heil. Schrift, daß Gott der Herr des Himmels und der Erde, durch eine Verfügung seines höchsten Willens und durch seine Vorsehung die Reiche nicht nur seiner Person, sondern auch seiner Familie ertheilet.“ — 2c. 2c.

Da mag eine gewisse Parthei hierzulande auch wohl in der Unerkennung der Errungenschaften des Jahres 1866 von Machtanbetung reden, wo doch die vor allen Dingen anzustrebende politische Einheit des Vaterlandes so bedeutend auf die Weise gefördert wurde, in der sie herbeizuführen unter obwaltenden Verhältnissen allein möglich blieb. Da könnte man doch eher und mit vollster Ueberzeugungstreue den König von Preußen und seine Räthe bei dem vierten Gebote Gottes als Ausführer des göttlichen Willens erklären, denn der Wille des ewigen Völkervaters ist nirgendwo so klar offenbart, als darin: daß das Volk, das Eine Sprache spricht und dieselbe Sitten und Bedürfnisse verbindet, in seiner Zusammengehörigkeit Einen Staatsverband bilden soll. Das muß ein Jeder, der nur bis drei zählen kann, begreifen und bejahen, wenn man ihm die Frage stellt: ob die gemeinsame Sprache dazu ertheilt worden ist, daß ihre Träger sich untereinander verstehen oder nicht verstehen sollen? Jener kaiserliche Katechismus aber, der mit päpstlicher und bischöflicher Sanction in die Hände der rechtgläubigen Christen zur Nachachtung gegeben wurde, trägt eine Vergötterung des Eroberers und widerrechtlichen Besitzers, wie sie der christlichen Religion keineswegs entspricht.

Als aber die Nachricht in das Land gelangte, daß Napoleons Heeresmacht in Rußland zertrümmert sei, da erhoben sich die bergischen Conscriptirten, vertrieben die Aushebungs-Beamten, zertrümmerten die Zeichen der Fremdherrschaft, und scharten sich mit der Loosung: „Tod den Franzosen!“ unter einer Fahne, die die Inschrift „für Gott und Vaterland“ führte. Leider gesellte sich zu den wackern Aushebungen viel schlechtes Gesindel, das Raub und Privattrache auf seine Rechnung verübte und so den Aufstand beschmutzte. Die unvorbereitete planlose Erhebung unbesonnener Jugend wurde schon im Februar 1813 im Keime erstickt, die ergriffenen Führer wurden zu Düsseldorf erschossen. Doch als die Nachricht vom Ausgange der Leipziger Schlacht an den Niederrhein gelangte, da rüstete sich das ganze Volk, für Heerd und Vaterland zu streiten. Es war eine schöne große Zeit, seit vielen Jahrhunderten der herrlichste Aufschwung, den das Volk genommen. Da hieß es in der Verkündigung der Düsseldorfer Regierung: „Deutschland ist frei, ist wiedergeboren. Von den

Ufern des Niemen bis zu den Fluthen des althehrwürdigen Rheines tönt der einstimmige Ruf der Freude, der Freiheit, der Liebe, der alten Treue, der neuen Einigkeit. Untergegangen ist im bodenlosen Meere fremder Unterjochung jede Zwietracht, jede kleinliche Eifersucht. Die deutschen Zungen sind gelöst, die deutschen Herzen haben sich wiedergefunden und für immer vereint. Ein Bund ist geschlossen, ein heiliger hehrer Bund, ohne Wort und Formen. Er hat die Gemüther erfaßt, und über das irdische Dasein erhoben. Freudig opfern sie dieses, um ein höheres zu erringen, und unsterblich glänzen die Namen beispielloser Helden in dem Geschichtsbuche unserer Zeit. Laßt uns mitziehen und kämpfen für der Menschheit heiligste Güter, für Freiheit und Vaterland u. s. w.“

Das waren nicht bloße Redensarten zu einer erkünstelten oder aus der Fremde eingeführten Regung. Es klang also aus allen Herzen wieder. Und deutsche Freiheitslieder klangen, die sang Alt und Jung, und sie begeistern heute noch deutsche Herzen, denn sie waren deutsch und rein, voll Wahrheit, voll tiefer Religiosität und rein von allem fremden Schmutze. Da sah man rechte Freiheit und Gleichheit und rechte Brüderlichkeit. Die deutsche Jugend wollte lieber sterben, als sich nochmals unter das Joch der Franzosen und ihres von Elba wiedergekehrten Kaisers beugen. Der Kaufmannssohn trat neben den Sohn des Handwerkers in Reih und Glied, und wer nicht mitziehen konnte für Volk und Vaterland zu streiten, der trug sein Scherflein zur Ausrüstung bei. Das ausgezogene bergische Land rüstete zwei Linienregimenter, ein Reiterregiment, eine Abtheilung Jäger und eine Abtheilung Artillerie. Das linke Rheinufer stellte zwei Reiterregimenter und 8 Infanterieregimenter 1815 in's Feld.

Sogar die Weiber opferten den Schmuck auf den Altar des Vaterlandes, und Bräute trieben Jünglinge an, ihrer Volkspflicht zu folgen. Die Erinnerungen aus jenen neunziger Jahren spornten die deutschen Krieger zur eifrigeren Wehre, und machten sie unüberwindlich. Sogar Rekruten stürmten die kriegsgewohnten Schaaren des französischen Heeres wie Spreu auseinander und sie zogen von Sieg zu Siege bis in die Mitte des Kaiserstaates. Doch höheren Ruhm als ob aller dieser Siege gebührt den deutschen Kriegsvölkern, daß sie es in Frankreich mit den Franzosen nicht gemacht haben, wie diese in Deutschland gethan. Wenn auch einzelne Deutsche sich in der Erinnerung an erlittene Unbilde vergaßen, so gebührt im Allgemeinen doch dem deutschen Heere der unsterbliche Ruhm der schönsten Humanität. Keine einzige französische Stadt traf das entsetzliche Loos, das Hamburg z. B. noch im Jahre 1813 unter Davoust erduldet. Kein einziger deutscher Befehlshaber ließ sich so viel zu Schulden kommen, was der mildeste der Helden der Republik in den neunziger Jahren

hier am Niederrheine gethan, wie sehr auch gerechter Zorn noch lodern mochte. Aber das war eine Freude für unsere bergische Jungen, als sie in die große Räuberhöhle an der Seine, die Stadt Paris, mit klingendem Spiele als Sieger einrückten, von wo all die Quälereien, die die Heimat getroffen, ausgegangen waren, und wo die ihren Eltern abgepreßten Blutpfennige in wälscher Leppigkeit verpraßt worden waren. Nie sah man Truppen stolzen Schrittes einherschreiten, und die Trommler trommelten und die Oboisten bliesen so laut sie konnten, und der Gottfried Pfeffekofen aus bergisch Gladbach, der unter den Oboisten des 18. Regiments die Fagott blies, strengte sich in der Freude so an, daß er einen Bruchschaden davon trug. Stärker vermag man wahrlich nicht seine Freude auszudrücken. Und aller Grund der Freude und des Jubels war der: die Franzosen nun für immer losgeworden zu sein und zu dieser Befreiung des Vaterlandes das Seinige mitgewirkt zu haben.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Fremdherrschaft dem davon betroffenen Lande auch große Vortheile gebracht hat. Die Grundsätze der französischen Verfassung von 1789 wirkten in ihrer Fortbildung heilbringend für die Abschaffung des in ganz Deutschland tief eingerosteten Willkürwaltens der in Wohlleben entarteten Kleinfürsten. Die Republik trug Ideen unter das Volk, die eine hellere Zeit zum Anbruche brachten. Auch die Abschaffung von mehr als anderthalb tausend kleiner Potentaten war wirkliche Wohlthat. Die Vorsehung hatte jene Umwälzung zur Strafe, aber auch zu unserm Heile gesandt. Wie schlimmste Gewitter die Luft reinigen und durstende Fluren tränken, so blieben jene Kriege nicht ohne wohlthätige Folgen, wenn auch nur in Zerstümmerung veralteter Uebelstände. Der Hauptvortheil aber lag darin, was die Bedrückter am wenigsten gewollt: in der Wegräumung vieler der deutschen Einheit entgegenstehenden Schranken.

Das Bewußtsein vaterländischer Zusammengehörigkeit war im Volke seit dem 30jährigen Kriege verloren. Einzelne Länder des rechten Rheinufers hatten einen Lokalpatriotismus bewahrt, wie z. B. das Herzogthum Berg, das noch immer eine Anhänglichkeit an sein Fürstenhaus zeigte, dessen Ahnen in seiner Mitte am Altenberge ihre Ruhestätte hatten. Auf dem linken Rheinufer aber wurde solcher dünne Zusammenhang mit dem Vaterlande durch die Fremdherrschaft nicht verlegt. Das Herzogthum Jülich war das einzige größere Land unter erblichem Fürstenhause. Jedoch seit mehreren Jahrhunderten mit Berg vereinigt, waren seine gesegneten Fluren nur für den Düsseldorfer Hof ausgebeutet worden. Selbst der wackere reichstreue Kurfürst Johann Wilhelm hatte dort geringe Zuneigung erworben, weil er das Land gegen die Plünderung der Franzosen und die ihnen verbündeten Kurfürsten von Köln zu schützen nicht vermochte.

Einen freien Bauernstand gab es dort nicht. Die Ackerleute waren meist Klosterpächter. Die Landeshoheit war größtentheils unter drei geistlichen Kurfürsten, 6 Bischöfen und hundert reichsunmittelbaren Herren, unter geistlichen Orden und Adelligen vertheilt. Die widerspruchsvolle Vermengung der geistlichen und weltlichen Würde hatte ein Zerrbild geschaffen, dessen Aergernisse die Lächerlichkeit besonders bei den Kirchenfürsten überboten, die das Militairwesen zu ihrem Spielzeuge wählten und selbst an den abscheulichsten Plünderzügen ihr Ergötzen fanden, wie dies bei dem Kurfürsten Joseph Clemens von Köln der Fall war, der Berg und Jülich mit Marschall Tallard durchplünderte und dies ein „charmantes Abenteuer“ nannte. Die Höfe wetteiferten in Lüderlichkeit und toller Verschwendung mit dem zu Paris. Besonders die Verwalter des Erzstiftes Köln hatten ein böses Beispiel der Treulosigkeit am Vaterlande gegeben. Der Coadjutor von Fürstenberg, dessen Namen (Cujutter) im Landvolke noch für „Unheilstifter“ gilt, und die ihm folgenden Fürsten aus dem Baiерischen Hause hatten sich an Frankreich verkauft, und die Tonnen Goldes, die sie als Sündenlohn empfangen, unter Weibern und Hoffschranzen verschwelgt. Wenn auch der letzte jugendliche Kurfürst von Köln, Max Franz, ein Bruder Kaiser Josephs, wenn der letzte Kurfürst von Trier, Clemens Wenzel, ein sächsischer Prinz, von besserem Geiste beseelt, dem Sittenverderb zu steuern versucht; es war Alles zu tief gesunken, so daß das bessere Streben in tiefem Sumpfe versank. Dem Beispiele der großen Herren folgten die Kleineren. Ein wohlverdientes Strafgericht legte sie hinweg. Beim Rückzuge der Kaiserlichen begannen alle die geistlichen und weltlichen Herren einzupacken. An eine vaterländische Erhebung war nicht zu denken. Sie flüchteten mit ihren Kostbarkeiten über den Rhein, weder vom Mitleiden noch von irgend einer Anhänglichkeit derer begleitet, die sie so schmähslich verlassen. Mit dumpfer Gleichgültigkeit sah das Volk die geistliche Herrschaft und die Macht des Adels vom Boden verschwinden. Nichts Werthvolles, nichts Liebbares war damit eingebüßt. Die hochtönenden Redensarten des Abschiedes verhallten wie gewohntes Gesalbader in der willenlosen von ungetreuen Hirten verlassenen Heerde. Für die großen Ideen der Republik hatten nur Wenige, z. B. ein J. Görres zu Coblenz Verständniß. Doch auch diese Wenige sahen sich bald enttäuscht. Eine Republik war's ohne Republikaner, statt Tugend und Menschenrechte nur Laster und Bereicherungssucht, Raub und Lüderlichkeit. Nur das schlechteste Gesindel schloß sich den Franzosen an und wetteiferte mit ihnen. Mönche und Nonnen gaben das ekelhafteste Beispiel, was andeutet, wie es im Innern der Klöster beschaffen gewesen. Bei dem Einrücken der Republikaner wurden sofort die früheren Beamten vertrieben und eine Muni-

cipalverwaltung eingeführt, im März 1797 die Landesbeamten aber wieder eingesetzt und ihnen aufgegeben, eine Steuer von 12 Millionen Livres zu erheben, wovon 2 Millionen auf das Herzogthum Jülich fielen. Die Patrioten, der Heißsporn Görres an der Spitze, bittschrifteten nach Paris um Bildung einer linksrheinischen Republik, jedoch das Directorium entschied die vollständige Einverleibung in Frankreich, was denn Herr Görres in Coblenz, und Geich und Biergans und Sommer in Cöln mit ihren Mitpatrioten erst recht freudig begrüßten, indem sie die Rheingränze als von Gott und der Natur vorgezeichnet, hochleben ließen. Am 4. November 1797 wurde der Elsässer Kudler als Gouverneur über die eroberten Länder eingesetzt. Er wählte seinen Amtssitz zu Mainz und führte in kurzer Zeit die völlige Umgestaltung durch. Adel und Geistlichkeit wurden abgeschafft. Die geistlichen Orden und Klöster, Zünfte, Jagdrecht, Zehnten, Frohnden, alle Feudallasten, Bannrechte, Privilegien und Freiheiten, auch die Landesvertretung aufgehoben, alle Beamten abgesetzt. Die Güter der Kirche wurden für Staatseigenthum erklärt und zu Spottpreisen verkauft. Die Sonn- und Feiertage wurden abgesetzt, der neue Kalender und neue Maße und Gewichte, neuer Münzfuß eingeführt. Das Land wurde in 4 französische Departemente eingetheilt. 1. Das Departement Roer mit der Hauptstadt Aachen, worunter auch Cöln, 2. Donnersberg mit der Hauptstadt Mainz, 3. Saar mit der Hauptstadt Trier und 4. Mosel und Rhein mit der Hauptstadt Coblenz. Dem Departement stand ein Präfect, dem Kanton ein Unterpräfect vor und der Gemeinde ein Maire. Alle höhere Beamte waren Stockfranzosen, invalide Officiere oder Abentheurer, meist unwissende Menschen, die statt aller Kenntnisse nur Bereicherungssucht und kränkenden Hochmut mitbrachten. Görres selber schrieb darüber: „Das Directorium behandelte die vier neuen Departements als Paschaliks, die es seinen Janitscharen Preis gab, und in denen es seine Günstlinge ansiedelte. Mit empörender Wegwerfung wurden alle Vorstellungen der Einwohner auf Seite geschoben. Alles mit Geffissenheit hervorgesucht was nur irgend das Selbstgefühl derselben aufs tiefste kränken und verwunden konnte. Von den Gerichten, wie von den Verwaltungsbehörden ward der Raub zur Religion geheiligt und als tolerirter Kultus getrieben. Der republikanischen Grundsätze ward nur gedacht, wenn sie Gewaltthätigkeiten beschönigen sollten; politische Gaukeleien mußten uns für Alles entschädigen.“

Die bestehenden Gerichte wurden aufgehoben und die Kriminalgerichte mit Geschworenen, die Civiltribunale, Zuchtgerichte und Friedensgerichte mit dem französischen Strafrechte im März 1798 eingeführt. Alle Schulen wurden aufgehoben und ein neues französisches Unterrichtswesen an die Stelle gesetzt.

Das war leider darnach. Aller Religionsunterricht blieb von der Schule ausgeschlossen; ein neues Steuerwesen und die Con-
 scription vollendeten die völlige Umgestaltung, die vom Volke in
 stummer Ergebung hingenommen wurde. Daß Alles in fremder
 der Mehrzahl unbekannter Sprache verhandelt wurde, erleichterte
 den Raub und vermehrte die Erbitterung gegen die Fremdlinge,
 die sich schon bei ihrer Ankunft durch Plünderung und Miß-
 handlung gründlich verhaßt gemacht hatten. Es waren ja die
 nämlichen Republikaner, die auch auf dem rechten Rheinufer so
 übel gewirthschaftet. Auf dem linken Rheinufer haben sie es
 nicht besser getrieben. Davon nur zwei Beispiele:

Auf dem Steinbrückerhofe bei Kommerstkirchen wurden im
 Oktober 1794 das Hornvieh 22 Stück, 8 Pferde, sämtliche
 Schweine, das Federvieh und alle Früchte auf dem Speicher ohne
 Entschädigung weggenommen, der Weizen zu Zuckergebäck und
 Torten verbacken. 1794 und 1795 konnte die Winterfaat wegen
 Mangel an Pferden nur theilweise, auf einigen Gütern gar nicht
 bestellt werden. — Als die ersten Republikaner Morgens nach
 Hemmerden kamen, fand in dortiger Kirche eine Trauung statt.
 Die entmenschten Krieger störten den Gottesdienst, raubten die
 geweihten Gefäße, beschmutzten den Altar, entkleideten das Braut-
 paar unter entsetzlichem Spotte, verstümmelten den Bräutigam
 und machten die Braut zum Gegenstande ihrer rohesten Zucht-
 losigkeit. Beide Opfer der republikanischen Scheusale starben an
 der erlittenen Mißhandlung. — Wie dort, so geschah es fast
 überall auf dem Lande. Seltner kamen solche Unthaten in den
 Städten vor, weil dort gebildete Führer den Ausschweifungen
 entgegen traten. Nicht selten aber wurden solche Officiere von
 den eignen Soldaten ermordet. Die Regierung zu Paris hatte
 auf die Klage der Bewohner des linken Rheinufers eine bessere
 Behandlung befohlen. Der Volksrepräsentant Becker war gesendet
 worden, die eingelaufenen Beschwerden zu untersuchen, und der
 von ihm im Februar 1795 erstattete Bericht überzeugt, daß die
 Republikaner es auf dem linken Rheinufer eben so wüß getrieben,
 wie auf dem rechten. Becker's Bericht und andere Belege sind
 zu lesen in der 1867 erschienenen Geschichte dieser Kriegsjahre
 in der Pfalz von Domcapitular Demmling zu Speier. Der
 Auswurf der französischen Nation, welcher das Rheinland über-
 schwemmte, verstand die Freiheit dahin: daß man thun könne,
 was nur gelüste. Den Gehorsam hielten die Soldaten für einen
 mit dem Königthume abgethanen aristokratischen Zwang. Außer
 Reich und Glied sollte der Officier nicht mehr zu sagen haben,
 als der Gemeine.

Wie im Militair, so ging es mit der bürgerlichen Verwal-
 tung. Die dem Heere folgenden Commissare traten anfänglich
 an die Stelle der früheren Beamten. Die schlimmsten Raubthiere

bemächtigten sich der obersten Gewalt. Alles betrog, Alles stahl, Alles raubte. Die höheren Beamten konnten oder wollten dem Unfuge der Subalternen nicht steuern. Ein Pastetenbäcker aus Paris wurde zum Oberforstmeister des linken Rheinufers bestellt, und so ging es in allen Fächern. Dem die Republik ein Amt gab, dem gab sie wenigstens Gelegenheit sich zu bereichern. Die Fremdlinge herrschten mit einer Willkür, die in der Geschichte ihres Gleichen nicht hat. Wehe dem Bürger, der sich vor dem Präfecten nicht tiefer beugte, als er früher vor seinem deutschen Fürsten gethan. Und neben den Raubgriffen, Confiscationen und Domainenverkäufen preßte man das Land durch Steuern aus. Da waren Einregistriungen, Stempel, Patentgelder, Fenster- und Thürensteuer, Grund-, Mobilar-, Personalsteuer, Aufwandssteuer, Zusatz-Centimen zc., sodann das Regie, die Zollgränze des Rheines und vielerlei Quackeleien. Wenn auch die Einzelansätze, namentlich in der Grundsteuer nicht hoch waren, so ist dabei zu bedenken, daß damals in ehrlichem Erwerbe der Groschen so schwer zu verdienen wie jetzt der Thaler, wogegen Hallunken sich durch Unterschleife bereicherten. Wie die Republikaner bei den Rheinländern im Ansehen standen, kennzeichnet eine Parodie der Marsseillaise, mit deren Gesang die Gassenbuben (Domgrafen) zu Aachen den Nationalgesang der französischen Bataillons begleiteten:

„Uehr Hallonke, schlehte Prije, (Lumpen)
 Kanaljeack en Schelmevieh!
 Für moffen ouch hei lije,
 En döchen ons net reppe mieh.
 Waht ühr meer, ühr franze Bieste,
 Hoß könnst der ongresche Zalbat
 Met Koborg ouch an die Schwacht,
 Dat ühr nobhehm mot fieste.
 Uehr ärm Zitojengs,
 Uehr Hong! Uehr Hong!
 Sed net miß weht als Dreck en Schong.“

Und Aachen war noch die Stadt, wo die meiste Sympathie für die Welschen waltete und war Sitz der Regierung, der sogar Cöln untergeordnet. Wie dort, so war, so blieb die französische Herrschaft überall bei den Besseren des Volkes verhaßt und viele Wohlhabende sandten ihre Kinder auf das rechte Rheinufer, auf daß sie eine deutsche Erziehung erhielten. Die Freudenfeste, welche die Bewohner feiern mußten, waren befohlen, wie die dreifarbigen Kokarden, die Männer und Weiber an ihrer Kopfbedeckung zu tragen gezwungen waren. Was die frommen Landleute gegen die Republikaner besonders erbitterte, war ihr Gottesdienst am 22. Septbr. 1795. Sie setzten ein schönes Frauenzimmer nackt oder doch schamlos gekleidet auf einen Thron als Bild der Göttin Vernunft und machten allerlei sonderbare Ehrenbezeugungen, tanzten dann um den Freiheitsbaum und schlossen das Fest gewöhnlich mit zuchtlosen Ausschweifungen. Es sind noch Namen

dieser Göttinnen im Volke unvergessen. Ehen wurden durch das Umtanzen des Freiheitsbaumes geschlossen. Es war dies eine schlanke Tanne, die nach Art eines Weihnachtsbaumes geschmückt, mit einer rothen Krone gekrönt auf dem Marktplatze der Stadt oder des Dorfes errichtet wurde. Zum Glück waren diese Bäume wurzellos. Doch die Wirkung für die Sittlichkeit war die traurigste.

Keine Landschaft des linken Rheinufers ist von den Franzosen so hart mitgenommen worden, als das Herzogthum Berg. Die Gasse von der Rheingränze hieß sie die Bewohner des linken Rheinufers als Landsleute betrachten. Doch erst im Jahre 1802 wurde die ganze französische Gesetzgebung bis an den Rhein ausgedehnt. In der Fläche des Rheinthales erbitterte auch keine Widerseßlichkeit die Eroberer. Es gab dort keine zum Kleinkriege geeigneten Berge. Ohne Widerstand ergaben sich die Bewohner in das Loos der Unterdrückung und mußten Alles mit sich machen lassen, was den Gewaltherrn einfiel. Kein Kampf, keine Erhebung gesellten Erbitterung und Rache zu der Zuchtlosigkeit, Habgier und Raubsucht der Horden, deren spätere Mannszucht die früheren Mißhandlungen vergessen machte. Was schnell vorüber geht, vergißt sich bald. Die Russen, welche über den Rhein in Feindesland einrückten, schalteten hier schlimmer, als auf dem rechten Ufer, und weil ihre Belästigungen in der Erinnerung näher, so wurde ihnen unterschoben, was alte Leute ihrem Nachwuchs von den Republikanern Nachtheiliges erzählt hatten. Viele Raub- und Schmutzgeschichten, die man von den Dnezhosen erlebt, wurden später den Russen zugeschrieben. Das spätere freundliche Betragen der Gewaltherrn und die gebrachten Vortheile, die erst allmählig zum Verständnisse gelangten, erwirkten ihnen Freunde.

Erst Napoleons strenge Regierungsweise unter dem Kaiserreiche gestaltete gesicherten Rechtszustand für Personen und Eigenthum. Es kam ihm nicht darauf an, einige Uebelthäter erschießen zu lassen, und in Trier wurden mehrere Soldaten, die sich an Bürgern und Frauen vergriffen hatten, zum Tode verurtheilt. Auch die kirchlichen Zustände und das Schulwesen wurden unter dem Kaiserreiche geordnet, Wege gebaut und Alles, was das Kriegswesen förderte, verbessert. Drum knüpfte das Volk alle Vortheile, die ihm die Republik gebracht hatte: die Abschaffung der Feudal-lasten, die Verweltlichung der Kirchengüter, die Municipalverwaltung und die neue Gesetzgebung an den Namen des Kaisers, der viel des Abgeschafften zum Vortheile seiner Kriegskasse gern wieder eingeführt hätte, wie sich auf dem rechten Rheinufer zeigte, wo er Jagd, Zehnten u. u. bestehen ließ. Den größten Vortheil brachte die Fremdherrschaft auf dem linken Rheinufer durch Einführung der Obstzucht, womit die Präfecten Jeanbon St. André in Mainz, Alexander Lameth in Aachen und Lazy-Marnesia zu Coblenz sich bleibendes Verdienst erwarben.

Unter dem Kaiserreiche waren die Gewalthaber besonders bestrebt, neben dem neuen Katechismus die Vorzüge der französischen Herrschaft den Neufranzosen einzutrichern und alles Deutsche, vorzüglich die Muttersprache und angestammte Sitte verächtlich zu machen. Während 20jähriger Herrschaft ist viel davon gelungen. Einfältige Leute meinten endlich selber, es sei wahr, was sie immerfort vorlügen hörten, wenn sie auch das Gegentheil vor Augen hatten. Andere hatten ihre Vortheile im Schmuggel, im Domainenhandel und derlei, was ihnen die Fremdherrschaft lieblich machte. Die Jugend wuchs in dem Lügenfram auf und wußte nicht besser. Die Napoleonsfeste und die Feier der Siegestage gereichten zu allgemeinem Jubel.

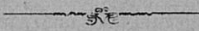
Jedoch die Unterdrückung der deutschen Sprache, die fortwährende Aushebung der Jünglinge zu Opfern ferner Schlachtfelder, die Ertheilung aller höheren Beamtenstellen an Stockfranzosen, Bestechlichkeit und galante Unsittlichkeit, sowie das Darniederliegen des Handelsverkehrs und die Unterdrückung jeder freisinnigen Regung erhielt in der einsichtigeren Bewohnerschaft eine Unzufriedenheit, die man zwar nicht zu äußern wagte, jedoch 1814, besonders bei älteren Personen, überall laut wurde. Wenn in einzelnen Gegenden der Ackerbau auch durch die Aufhebung der Klöster bedeutend gewonnen hatte, wenn auch die Steuerlast bei den großen Domainenverkäufen geringe, so war bei der Handelsperre und der Entziehung der besten Arbeitskräfte in der Conscription der Wohlstand im Allgemeinen auf tiefer Stufe geblieben. Erst unter Preußen in gesichertem Frieden erhob sich der Wohlstand in den Städten und auf dem Lande. Wir haben vor 50 Jahren die dürftigen Wohnungen gekannt, wo jetzt die palastähnlichen Gebäude der Gutsbesitzer stehen. Das Strohdach war mit den Händen erreichbar über Lehmwänden, in denen Bienen ein- und ausflogen. Der Gutsbesitzer vermag heuer besser einige Morgen Ackerland zu bezahlen als damals die Kleioden für die Kinder. Es mangelte überall an Verkehrswegen und die Dörfer waren voll Schmutz. Der geringste Bauer führt jetzt ein genußreicheres Leben, als damals der große Gutsbesitzer. Wir haben die jetzt blühenden Handelsstädte gekannt, als Gras wucherte auf den öden Werften und vor den Lagerhäusern, wo jetzt der lebhafteste Verkehr die Steine glättet. Mit dem Wohlstande ist die unter der Fremdherrschaft absichtlich gedrückte geistige Bildung, und mit ihr auch die Ueberzeugung der Zusammengehörigkeit des linken Rheinufers als urdeutsches Land mit dem Gesamtvaterlande allgemeiner geworden. Es gab vor etwa 20 Jahren auf dem linken Rheinufer noch Leute, die jene Zustände des Kaiserreiches zurückwünschten. Es waren nicht die Ältesten, welche die Franzosen bei ihrer Ankunft kennen gelernt hatten, auch nicht die Jüngeren, die in der neueren Schulbildung zu besserer Ein-

sicht aufgewachsen. Es waren diejenigen, die den von Napoleon eingeführten Katechismus gelernt hatten und das persönliche Glück der Jugendzeit von damaligen politischen Zuständen nicht zu trennen wußten. Die Zahl dieser Franzosenfreunde ist seitdem durch das Grab und Gottlob mehr noch durch gestiegene Einsicht von Jahr zu Jahr geringer geworden und jetzt völlig verschwunden. Es gibt jetzt keinen zurechnungsfähigen Menschen weder auf dem rechten noch auf dem linken Rheinufer, der die Franzosen zurückwünscht, es sei denn zur Beschleunigung der vaterländischen Einheit, die der feindliche Einfall sofort mit Wiedererwerbung früher entrittener Landstriche zur Folge haben würde. Nur diese staatliche Einheit, die durch Ausscheidung des slavischen Einflusses im Jahre 1866 bedeutend gefördert worden, vermag das Vaterland auch ohne die kostspielige Heeresrüstung, die heute noch geboten, vor feindlichem Raubeinbruche sicher zu stellen. Mögten doch Alle zu dieser Einsicht gelangen und redlich dazu beitragen. Dies ist für jeden Vaterlandsgenossen die höchste heiligste Aufgabe, deren Verständniß durch Erinnerungen an die hier geschilderte Schauerzeit vermittelt wird.

I n h a l t.

	Seite
Vorbericht.	1
Erster Abschnitt. Wie die Franzosen um Mariä Geburt 1795 über den Rhein kamen.	9
Zweiter Abschnitt. Wie die Franzosen zu Opladen über die Wupper zogen, und wie es den Landleuten darüber erging.	30
Dritter Abschnitt. Wie die Franzosen auch über die Agger, Sieg und Lahn hinaufzogen, an der Ridda aber von den Deutschen geschlagen wurden, daß sie liefen bis Düsseldorf, und wie die Landleute zur Wehr gingen gegen die Plünderung.	44
Vierter Abschnitt. Ein junger Bensberger. Die Bauernhelden Kappes-Gottfried, Heinrich Märten und Wilhelm Müller. Die Hubels-Liese zu Dünnwald und die Plünderer.	53
Fünfter Abschnitt. Wie die Franzosen zum zweiten Male über Wupper und Sieg vordrangen und abermals zurückgeschlagen wurden, und wie die abermalige Plünderung ablief.	65
Sechster Abschnitt. Die Bauernhelden Stücker und Immerborn und der Kampf am Hohnsberge.	72
Siebenter Abschnitt. Wie die Franzosen Düsseldorf beschanzten, ihren Landsleuten zu Bensberg die Pferde raubten und was der Feldmarschall Kray dazu sagte.	84
Achter Abschnitt. Wie die Heere in ihre Winterquartiere zogen, die Regierung die Brandschatzungen eintrieb, und die Solinger ihrem Amtsverwalter Reinhard das Haus niederrissen.	96
Neunter Abschnitt. Der Waffenstillstand und wie Bürger und Bauern sich durch den Winter brachten.	103
Zehnter Abschnitt. Wie der Feldzug von 1796 am Niederrhein eröffnet und die Schlacht am Räsberge geschlagen wurde. Der bergische Held und ein bergischer Prophet.	114
Elfte Abschnitt. Neue Flucht der Franzosen und neue Plünderung. Der Jägers-Hannes zu Schlebusch. Brandschatzungen zu Elber-	

feld, Mettmann, Solingen, Remscheid zc. Die Johanniskirmes zu Leichlingen und das Schelmenvaterunser.	123
Zwölfter Abschnitt. Der Peter- und Paulstag 1796. Wie die welschen Volksbeglücker wieder über die Wupper zogen und plünderten. Johann Häck, der Franzosendrescher zu Odenthal.	132
Dreizehnter Abschnitt. Der alte Pastor Fischer zu Odenthal am Peter- und Paulstage, Ney zu Altenberg, und wie die Volksbeglücker wieder über die Sieg und Agger zogen.	143
Vierzehnter Abschnitt. Wie Prinz Karl die Franzosen schlug, die Bauern dahinter kamen und zu Freudenberg die Kriegskasse eroberten, Beurnonville und das Lager bei Mülheim.	155
Fünfzehnter Abschnitt. Lagerbedürfnisse und Fouragirungen um Mülheim und Hückswagen. Mäuse und anderes Ungeziefer. Welsche Windbeutelei und deutsche Heldenthaten.	164
Sechzehnter Abschnitt. Das Lager auf der Thurnerhaide. Heldenthaten bergischer Weiber. Französische Proclamationen und deutsche Antwort.	174
Siebenzehnter Abschnitt. Der Waffenstillstand und das Winterquartier. Macdonald zu Düsseldorf, Ney zu Elberfeld, Salme und Saint Germain zu Solingen.	186
Achtzehnter Abschnitt. Das Frühjahr 1797. General Hoche und die Contributionen der ungebetenen Gäste. Das Brandschatzcollegium zu Mülheim.	198
Neunzehnter Abschnitt. Die Verwüstung der bergischen Eichenwälder. Geist und Emmerich und neue Raubgriffe. Die letzten Zuckungen der Bauernwehre.	208
Zwanzigster Abschnitt. Wie die zerlumpten französischen Heere am Niederrhein auf Landeskosten neu gekleidet und von den hungernden Bauern und Bürgern mit Braten und Zuckergebäck gefüttert werden mußten.	217
Einundzwanzigster Abschnitt. Die letzten Jahre der französischen Schwert- herrschaft. Hunger und Räuberbanden am Niederrhein. Der Frieden von Lunéville, Schleifung der Festung Düsseldorf und Abzug der Franzosen.	230
Zweiundzwanzigster Abschnitt. Die Fremdherrschaft und ihr Ende.	238



Im Verlage von Fr. Aug. Arndt in Opladen ist
ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rhingscher Klaaf.

Rheinfränkische Lieder und Leuschen

von

Wilb. v. Waldbrühl.

Mit einem Brustbitde und Facsimile des Dichters.

Nebst einer Zugabe:

Stöckelcher vom Montanus.

312 S. 8. Geh. 20 Sgr.

Diese mit einem gesunden Humor geschriebenen rheinfränkischen
Lieder und Leuschen, sowie die trefflich erzählten Schwänke dürften zur
gemüthlichen, erheiternden Unterhaltung sehr willkommen sein.

Gemeinfaßliche untrügliche Anleitung

auf leicht ausführbare Weise

den Ertrag des Grundbesitzes zu vervielfältigen und die
Kommunalsteuer abzuschaffen.

Von

einem wahrhaften Volksfreunde.

Preis 1½ Sgr. — 50 Expl. 1½ Thlr. — 100 Expl. 2½ Thlr.

Hier ist das Gegentheil von leeren Phrasen ein unfehlbares Er-
gebniß der Berechnung und leicht ausführbar in kinderbegreiflicher Weise
dargeboten. Dies dem Gemeinwohle in edelster Absicht dienende Schrift-
chen sollte die allgemeinste Verbreitung finden.

30

Fr. Jumpertz
Hof-Buchbinderei
Inh. Oeben & Fied



